

Pietsch
Aus jungen
u. alten Tagen

1904

B
252
Pie
4

LUDWIG PIETSCH.

Aus jungen und alten Tagen.

Ludwig Pietsch

Aus jungen und alten Tagen

Erinnerungen



Berlin, 1904, F. Fontane & Co.

Alle Rechte
vor allem das Recht der Übersetzung
vorbehalten.

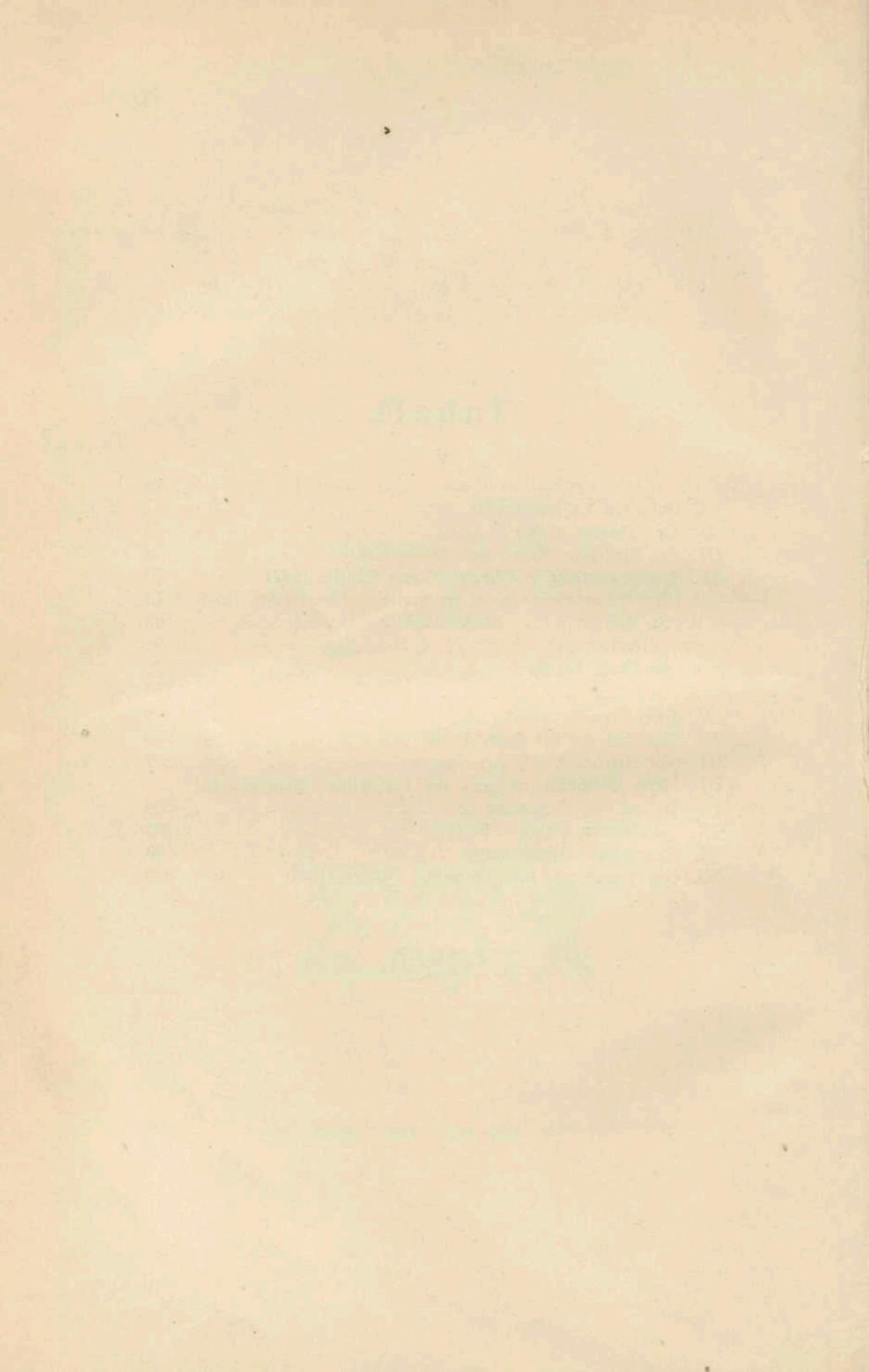
B 252 Pic 4
AMERIKA-
Gedenk-
BIBLIOTHEK
BERLIN  v
53.9707

Inhalt.



	Seite
I. Epigonen der Romantiker	1
II. Dr. Theodor Weber	33
III. Ein fürstlicher Besuch des Troitzklosters	59
IV. Hochsommertage in Süditalien und Sizilien (1874).	70
1. Eine Besurbesteigung vor der Errichtung der Drahtseilbahn	70
2. In Pästum	83
3. Palermo	98
4. Am Fuße des Atna	132
5. Von Taormina bis Rom	150
V. Zwei Wochen Urlaub (1891).	169
VI. Ein Tag auf der Insel Philä	200
VII. Ein Schelmenreich unter guten Freunden	217
VIII. Meine Erlebnisse während der bulgarischen Ereignisse im August und September 1886	236
IX. In Carmen Sylvas Königreich	269
X. Stockholmer Erinnerungen	309
XI. Im August vor fünfundsanzig Jahren (1901)	323







I.

Epigonen der Romantiker.



Auf der Stelle der Berliner Behrenstraße, welche gegenwärtig der westliche Teil der Südfront des großen Gebäudekomplexes der „Passage“ einnimmt, stand während der vierziger Jahre ein echt altberlinisches, zweistöckiges Wohnhaus mit fahler, schäbiger, gelbgestrichener Fassade. An seinem schräg ansteigenden Dach traten unmittelbar über der Dachrinne in gleichen Abständen Mansardenfenster von der simpelsten, schmucklosesten Art heraus. Das Haus hatte die Nummer 50. Die ganze Obergeschosß unter dem Dach, gegen die Treppe hin durch eine Glastür verschlossen, mit einem mittleren Gang zwischen den nach der Straße und den nach dem Hof zu gelegenen Stübchen und Kammern, wurde im Jahre 1842 von einer Witwe Schulz und ihren zwei Töchtern bewohnt, welche die Mehrzahl jener Zimmer an einzelne Herren möbliert vermietete. Das kleinste hatte ich, damals seit einem Jahr in Berlin und Schüler der Kunstakademie, im April 1842 gemietet. Ein winziges Loch von einer Stube, dessen eines Dachfenster gegen den Hof hinaus lag. Zu beiden Seiten dieses Fenstervorbaues stieg die Nordwand, der Richtung des Daches entsprechend, schon von höchstens drei Fuß über dem Boden ab im stumpfen Winkel zur niedrigen Decke an. Der

Raum genügte gerade, um eine birkenholzene Kommode vor jenem Fenster, ein schäbiges, mit verblichenem, braunem, geblütem Kattun bezogenes, wackliges Sofa an der Ostwand, eine Bettstelle aus Kienholz an der Westwand, einen mit Wachstuch bezogenen Tisch und zwei Rohrstühle zwischen beiden Möbeln und ein zerbrechliches Berliner Waschtischchen zur Rechten der Thür aufzustellen, zu deren linker Seite der unentbehrliche Kachelofen stand. An den blaßblau gestrichenen Wänden fehlte nicht der in den damaligen Chambres-garnies unvermeidliche fragwürdige Schmuck gewisser eingerahmter erbärmlicher Stahlstiche, welche die „berühmtesten Personen der Weltgeschichte“ in wunderbaren Phantasiegestalten darstellten. Außerdem prangte über dem Sofa noch ein mit einer ganz von Fliegen Spuren bedeckten Goldleiste eingerahmter winziger Stahlstich, nach dem Abendmahl von Lionardo da Vinci. Über die Wände hin hatten die zu jener Zeit fast in allen bescheidenen Wohnungen Berlins traulich eingemieteten Haustiere, die Wanzen, ihre unverkennbaren Daseins- und Todes Spuren hingezogen. Ihre Nester bildeten teils die Wandrizen, teils die Hinterseiten und die Rahmenecken jener Stahlstiche. Der täglich fortgesetzte Vernichtungskrieg gegen diese Mitbewohner unseres Daseins blieb gänzlich fruchtlos. Man gewöhnte sich schließlich an sie wie an die Mäuse, welche unbefangen und sorglos unter dem Ofen und dem Bett hervorklugten, die hingestreuten Brosamen verzehrten und gelegentlich in dem Tischschubkasten oder meinen Filzschuhen ihre Wochenbetten abhielten.

Das Fenster gewährte die schönste Aussicht über die nächsten niedrigen Hofgebäude der Behrenstraße auf die Hinterhäuser der Linden. In dem einen von hier sichtbaren sollte Bettina von Arnim wohnen. Dieser Umstand ließ es unseren, eben durch die Lektüre des „Briefwechsels Goethes mit einem Kinde“ tief erregten und entzückten Seelen mit

einem geheimnisvollen romantischen Schimmer erscheinen, der einen verschönenden Abglanz sogar in meine elende Dachkammer warf. Es waren für mich eben noch jene glücklichen Tage, wo „man hatte nichts und hatte doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug“.

Es bedurfte nicht einmal jener Aussicht; auch ohne sie wären mir die dort verlebten Monate kaum minder reich an glückseligen Stunden gewesen, als sie es waren.

In den nach der Behrenstraße zu an der Front des Hauses gelegenen Dachstuben hausten, als ich bei Frau Schulz einzog, ein paar mir noch unbekannt „möblierte Herren“. Ich hörte, daß zwei davon sehr gelehrte Leute seien; der eine studierte Naturwissenschaften, der andere Philologie. Junge Männer mit fast rötlichen, hellblonden Haaren, die bei dem ersteren, dünn, glatt und spärlich, kaum das Oberhaupt bedeckten, das des anderen aber in üppigem Gelock schmückten. In zwei anderen der hier zu vermietenden Dachkammern zogen später, durch mich verlockt, zwei ostpreussische befreundete Landsleute ein, ein Maler und ein — Dichter; jeder um mehrere Jahre älter als ich, der ich damals siebzehn Jahre und einige Monate zählte.

Auch meine Kammer, so klein sie war, nahm im Herbst noch einen Stubenkameraden, gleichfalls Westpreußen, auf. Sein Gepäck und gesamter Besitz war, wenn möglich, noch ein ganz Teil leichter und kleiner als die meinen und konnte den winzigen Raum in keiner Weise verengen. Nur die Fülle seiner dunklen Lockenhaare, die fein in zarten, blühenden Farben prangendes Antlitz mit der hohen, breiten, schön gewölbten, leuchtenden Stirn üppig umwallten oder eigentlich umstarreten, war enorm; ebenso groß sein Reichthum an Intelligenz, an Talent, an tollem, phantastischem, aberwitzigem Humor und an den überraschendsten, verrückten Einfällen, die plötzlich blickartig hinter jener prächtigen Stirn hervorsprühten.

Was er (damals 18 Jahre alt) trieb und studierte, ist schwer mit einem Wort zu sagen. Er war der echteste Bohémien im Sinne jener romantischen Tage, hinausgeschleudert in früher Jugend schon auf das hohe Meer des Lebens in die fremde Stadt mit dem Gebot: „Hilf dir selbst und lerne schwimmen, oder geh unter!“ Die Planke, an die er sich zuletzt geklammert hatte, war ein wunderliches Ding. Für einen Souffleur des königlichen Schauspielhauses schrieb er Bühnenstücke, die als Manuskript an die verschiedenen Theaterdirektoren versendet wurden, sauber und reinlich ab. Für den Bogen Abschrift sollte er an Honorar einen Silbergroshen erhalten. Aber dieser glänzende Lohn wurde ihm selten ganz unverkürzt ausgezahlt, und in dem Zimmer bei jenem Auftraggeber, in welchem er während gewisser Tagesstunden dieser anmutigen Tätigkeit oblag, sparte die ökonomische Hausfrau während der kalten Wintertage gern das Heizmaterial, um den jungen Mann nicht zu verwehlichen. Unter solchen Bedingungen hatte er unter anderem den „Sohn der Wildnis“, das damals sehr beliebte, vielgespielte fünfaktige Drama Fr. Halms, nicht weniger als zwanzigmal abgeschrieben, fünf- und zwanzigmal Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen“. Zuweilen stieß er dabei einen Schrei der Verzweiflung aus: „Pietzsch, ich werde verrückt!“ Die Halm'schen Jamben, die Nestroy'schen Witze und Couplets hatten sich schließlich durch das immer wiederholte Niederschreiben so in sein Gehirn eingedrängt und mit Hinwegschiebung anderer Gedanken darin so breit und bequem eingerichtet, daß er zuweilen kaum noch anders als in diesen Versen zu sprechen vermochte.

Auch mir hatten sie sich durch das immerwährende Hören so fest eingepägt, daß sich die heute gewiß nur noch von sehr wenigen gekannten Texte jener Couplets mir immer noch im Gedächtnis abschnurren, sobald ich mir nur die ersten Worte

derselben sage, wie z. B.: „Es sind g'wiß in unserer Zeit die meisten Menschen Handelsleut“ und „wer das Ding recht regardiert, muß sag'n: der Handelsstand floriert“ usw. Welcher Fonds von Talent, von zäher Widerstands- und Geisteskraft, von Energie des Willens und Verstandes — damals von uns allen kaum geahnt — in diesem Genossen unserer Gesellschaft von nachgeborenen Romantikern steckte, das hat seine spätere, überraschende Laufbahn glänzend bewiesen. Nicht nur als phantastischer Märchen-, Novellen- und Kinderliederdichter, als Meister geistreicher Gelegenheitsdichtung, als Kritiker und politischer Publizist hat er sich vielfach hervorgetan und ausgezeichnet. Jahrzehntlang ist er (Justizrat Dr. J. Horwitz) bis zu seinem 1899 erfolgten Tode eine berühmte Leuchte der Advokatur, ein hochgeschätzter, ebenso beredter als pflichteifriger, arbeitstüchtiger, geschäftskundiger „Vater der Stadt“ und Parlamentarier gewesen.

Seine Lockenfülle freilich war ihm dabei abhanden gekommen. Aber er war nicht hochmütig durch seine Erfolge geworden; er drückte mir, seinem alten Stubengenossen, trotzdem ich es nur zum Journalisten und „Berufsverfehrer“ gebracht habe, noch immer freundlich die Hand, wo wir uns begegneten, und murmelte auch wohl verständnisinnig unter beiderseitigem Augurenlächeln — ein Rätsel den uneingeweihten Zeugen! — bedeutende Nestroy'sche Worte, die in meiner Seele den Widerhall erweckten und die Bilder der alten Tage lebendig in ihr aufsteigen ließen, Strophen wie: „Es versetzt ein Vater sein' Kapott und führt drei Töchter auf d' Redout', damit man sagen soll: wie fein! Nu, das wird doch g'handelt sein?!“

Mein Landsmann, der Maler, der sich jenseits des Ganges, in dem einen der vorderen Dachzimmer, einrichtete, gehörte zu den längsten Menschen und den seltsamsten phantastischsten Räuzen, die ich je kennen gelernt habe. Er führte denselben

Namen wie der berühmte Geschichtsschreiber der Stadt Rom: Gregorovius. Sein Vater war ein sehr tüchtiger, vielfach begabter Dekorations- und Perspektivmaler in meiner Heimatstadt Danzig. Das Talent hatte er auf seine drei Söhne vererbt, von denen jener der älteste 1819 geboren war. Auf der Danziger Kunstschule, die von dem Architekturmaler Schulz geleitet war, galt er früh schon als ein Genie. Besonders die tausenderlei kleinen „Einfälle“, reizende weibliche Köpfehen und Phantasiegestalten, welche er auf die Ränder seiner Studienzeichnungen zu krizeln pflegte, erregten lebhaftere Bewunderung bei uns jüngeren Knaben. 1840 kam er nach Warschau und von dort zu reichen polnischen Gutsbesitzern, für die er Zeichnungen und Aquarelle ausführte. Für fast drei Jahre unterbrach dieser Aufenthalt, während dessen der schöne, schlanke und hoch aufgeschossene junge Künstler manche berückenden, abenteuerlichen Erfahrungen machen mußte, seine Studien und seine Laufbahn. Die schlimmen Folgen dieser Unterbrechung ist er bei seinem unentschlossenen, zur Schläfheit neigenden Charakter nie wieder losgeworden. Die ihn völlig beherrschende Leidenschaft für die Musik und die Schauspielkunst zersplitterte ihn noch mehr. Seit er im Winter 1841/42 nach Berlin gekommen war, malte er zum Brot-erwerb sehr zierlich durchgeführte Aquarelle von pittoresken Architekturen Warschaus und des alten Berlin, die er mit großem Geschick nach der Natur aufgezeichnet hatte. König Friedrich Wilhelm IV. kaufte ihm häufig derartige Blättchen ab. Früh geübt in der Technik der Lithographie, speziell in der Federzeichnung auf Stein, wie sie der damals schon von ihm wahrhaft vergötterte junge Adolf Menzel mit so unerreichter Meisterschaft ausübte, zeichnete Gregorovius gleichzeitig verschiedene größere Gelegenheitskunstblätter, die er in den Handel gab, z. B. Franz Liszt am Klavier, umschwebt von den Gestalten und Traumgebilden, die sein Spiel in der

Phantasie der Hörer zum Leben erweckte; den gotischen Ehrentempel für Seidelmann, den großen Schauspieler (den dritten seiner „Götter“ neben Menzel und Franz Liszt), mit dessen Büstenzeichnung in der Mittelhalle und allen von ihm dargestellten dramatischen Charakterfiguren in den Baldachinischen der lustigen Architektur oder die große Gestalt Seidelmanns als Alba, umgeben von den kleinen Federzeichnungen, den Szenen aus „Egmont“.

Außer mir hatte er in Berlin noch einen anderen Jugendfreund und Kunstschulgenossen aus Danzig wiedergefunden, der bereits ein Jahr zuvor hierhergekommen war und sich mit dem Zeichnen und Malen von Porträts für sehr bescheidene Honorare durchschlug. Im Alter Gregorovius ziemlich gleich, war der „kleine Ortel“ von diesem in bezug auf sein Körpermaß um so gründlicher unterschieden. Er war ein echter, richtiger Zwerg in der vollen Bedeutung des Wortes, kaum drei Fuß hoch, dabei vollkommen wohl proportioniert, mit zierlich geformtem Kopf, Gliedern, mit blondem Kinn- und Schnurbärtchen und einer von Natur schon ziemlich tiefen, künstlich und mit Absicht noch immer mehr und mehr herabgeschraubten Stimme, die er mit Vorliebe und nicht ohne musikalische Anlage zum lauten Gesange sentimentaler Lieder im Zimmer wie auf der Gasse verwendete. Seltsamerweise ließ er das Bewußtsein seiner Zwergenhaftigkeit nicht gern in sich aufkommen, so wenig, daß er sich am liebsten gerade den körperlich größten Menschen möglichst nahe gesellte. Seine häufig ausbrechende Liebeschwärmerei und Leidenschaft galt immer nur weiblichen Wesen von ungewöhnlich mächtigem Format nach der Höhe und Breite hin. Seine glühende Freundschaft, menschliche und künstlerische Verehrung für Gregorovius wurde durch dessen übergroße Körperlänge noch gesteigert. Es gewährte einen überwältigend komischen, grotesken Anblick, wenn beide zusammen auf der Straße er-

schienen, Ortel mit seinen winzigen Beinchen so weit als möglich ausschreitend dicht neben dem über sechs Fuß hoch aufgeschossenen Freunde daherkam, welchem die Spitze des Ortel'schen Hutcs noch nicht bis zum Ansatze des Oberschenkels reichte, lebhaft mit den Händchen operierend, mit dem Stöckchen fuchteln und laut in den tiefsten Brustregistern sprechend, damit ihn die Begegnenden nur ja auch für einen Mann und keinen Knaben ansähen. Der Kleinheit seiner Gestalt entsprach übrigens die seines Talents. Wie zu dem hoch über ihn aufragenden, schönen, schmalen, nervösen Jünglingsantlitz seines Freundes so blickte er auch in neid- und kritikloser Bewunderung zu dessen vermeintlichem Genie empor.

Gregorovius' hoher Begabung aber gebrach es in Wahrheit ebenso an dem eigentlichen Mark, an der Produktionskraft, wie seinem Körper an Widerstandsfähigkeit und Dauerbarkeit. Im 34. Lebensjahre ist er (1853) an der Schwindsucht verstorben. Desto stärker, desto reicher entwickelt war in allen künstlerischen Dingen sein Erkenntnis- und sein Empfindungsvermögen.

Für die Natur, die Musik, die Poesie war er mit den feinfühligsten Organen und mit einem erstaunlich früh gereiften, ebenso eindringenden Verständnis ausgestattet wie für die bildende Kunst. Für mich, der ich damals noch tief und blind verrannt in der kindlichsten Cornelius- und Kaulbachanbetung steckte und nicht müde wurde, in diesem Sinne zu komponieren, für meine hohen Ideale und künstlerischen Anschauungen hatte der ältere, reifere Freund nur noch gutmütigen Spott. Vorläufig gelang es ihm nicht, mich ihnen dadurch abwendig zu machen. Desto williger aber begleitete ich ihn auf seinen Begeisterungsflügen in die sublimsten Regionen der Poesie, besonders Shakespeares, der mir damals erst seit kurzem aufzugehen begonnen hatte durch unseren fünften Genossen und Landsmann, den — Dichter.

In die Tertia der Realschule zu St. Petri in Danzig war, als ich in dieser saß, ein wohl vier Jahre älterer Schüler eingeführt worden; man wußte nicht recht, woher er kam. Ein gewisses Geheimniß umgab seine Person, seine Geburt, seine Familienbeziehungen. In allen Schulkennnissen war er für sein Alter weit zurückgeblieben. Aber im selbständigen Denken, im Beobachten der Menschen und Dinge und in der Originalität und Mannigfaltigkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks war er allen Mitschülern, auch der oberen Klassen, weit voraus. Wie ein unverstandenes Wesen aus einer fremden Welt saß er in seinem grünen Flausrock mit dem Pelzkragen und bewegte er sich zwischen uns anderen Jungen, die er meist halb spöttisch von oben herab behandelte, und die doch bei aller Lust, ihn seiner seltsamen und komischen Seiten wegen zu verlachen und zu foppen, durch eine eigentümliche Scheu zurückgehalten wurden, jene zu befriedigen. Sein rundliches Gesicht behielt auch später eine gewisse Kindlichkeit der Form. Die von weichem, gekräuseltem, dunkelblondem Haar umlockte hohe, breite Stirn zeigte die vollkommenste Wölbung. Die ein wenig vorliegenden, kurz-sichtigen, blaugrauen Augen hatten einen eigentümlichen, hellen, feuchten Glanz; sie waren meist von einem seltsamen, träumerischen Lächeln umspielt und schienen an den Menschen vorbei ins Leere zu schauen oder den Blick in seine innere Traumwelt zu versenken. Wenn sie aber den, mit dem er sprach, anblickten, so geschah es fast nur aus den Winkeln heraus. Die Heimat dieses jungen Menschen, welcher sich Otto von Skepsgardt nannte, war ein Landgut im ostpreussischen Litauen. Seine und seiner Schwester Olga Mutter hatte sich nach dem Verlust ihres ersten Mannes mit einem zweiten verheiratet, der, wie man aus gelegentlichen Andeutungen des Sohnes schließen mußte, sich als kein besonders würdiger Gatte und ein nichts weniger als zärtlicher Stiefvater bewies.

Skepsgardt, dessen ganzes Wesen und Geistesleben mit seinen Äußerungen den Lehrern kaum minder befremdlich, ungewohnt und räthselhaft erscheinen mochte als uns Mitschülern, blieb übrigens nicht lange auf dieser Schule. Er wurde auf das Gymnasium gegeben, und ich verlor ihn für ein paar Jahre aus den Augen.

Dann aber kamen mir von befreundeten Primanern jener Anstalt merkwürdige, überraschende Nachrichten über ihn. Sein Vormund habe ihn, da keine Mittel zur weiteren Ausbildung des jungen Menschen vorhanden seien, vom Gymnasium genommen und zu einem „Chirurgus“, alias Barbier und Heilgehilfen, in die Lehre getan. Trotzdem habe sich mehr und mehr seine ungewöhnliche dichterische Begabung offenbart, von welcher man schon auf dem Gymnasium manche überraschenden Beweise empfangen hätte. Zu den beredtesten jugendlichen enthusiastischen Aposteln und Verbreitern dieses jungen Dichterruhms gehörte unter anderen auch der Primaner Foh, dessen Fleiß und Wissen die größten Erwartungen von seiner Zukunft erweckte, welche der spätere Berliner Professor Foh, der bekannte Schulmann und Historiker, denn auch, wie man weiß, im ganzen Umfang erfüllt hat. Unter den Schülern der Oberprima-zirkulierten Abschriften Skepsgardtscher Gedichte, welche in uns allen helle Begeisterung entflammten, trotzdem sie durchaus nicht auf den Ton gestimmt waren, welcher sonst in noch halb knabenhaften Seelen den mächtigsten Widerhall zu erwecken pflegt. Das „tönende Erz“ und die „klingende Schelle“ waren in diesen Jugendgedichten schon sehr wenig vernehmbar, wohl aber Töne der tiefen und warmen Empfindung. Ein bizarrer Humor und ein Hang zu nachdenklichen, schwermütig und bitter gefärbten Betrachtungen machten sich nicht minder in ihnen geltend.

Skepsgardts entschiedene poetische und auch sonstige ungewöhnliche geistige Begabung hatte allmählich die Aufmerksam-

feit einiger wohlwollender und vielvermögender Männer Danzigs auf ihn gelenkt und ihre lebhafteste Theilnahme an seinem Geschick erweckt. Man bemühte sich eifrig, ihm den Zugang zu einer seinen Anlagen entsprechenderen, höheren Lebenssphäre zu eröffnen, ihm das Studium auf der Universität und die volle Ausbildung seines Talentcs zu ermöglichen. Ein genügender Fonds wurde zusammengebracht, um ihn dazu in stand zu setzen. — Skepsgardt sollte, damit ausgerüstet, nach Berlin gehen, hier zunächst als „Immaturus“ an der Universität eingeschrieben werden und, wie er es freudigen und hoffenden Herzens versprach, nachträglich die Abiturientenprüfung abzulegen streben. Es blieb seiner Wahl überlassen, entweder Philosophie und Geschichte oder Medizin zu studieren.

So war er mit seinen jungen Danziger Freunden und Bewunderern, die um Ostern 1841 ihre Abgangsprüfung am dortigen Gymnasium bestanden und sich für Berlin entschieden hatten, mit Foss, Woyke und anderen, hierher gekommen, wo auch ich eben eingetroffen war, um — ein Maler zu werden. Hier hatten wir uns denn auch bald wiedergefunden und uns inniger aneinandergeschlossen, als es in Danzig geschehen war.

Es wehte damals eine ganz eigentümliche geistige Frühlings- oder Vorfrühlingsluft in Berlin. Die großen Reden und Kundgebungen Friedrich Wilhelms IV. bei seiner Thronbesteigung und den Huldigungsfesten zu Königsberg und Berlin im vergangenen Sommer und Herbst hatten die lange gleichsam begraben gewesene frische junge Saat der deutschen Hoffnungen wieder lustig ins Kraut schießen lassen. Man legte sich jene vieldeutigen, blumenreichen, hochtönenden Königsworte den eigenen Wünschen entsprechend aus, ohne sich vorläufig auch durch die zahlreichen, kaum mißzuverstehenden, wenig anmutigen, deutlichen Zeichen, daß man sich in dieser

Auffassung gründlich täuschte, darin irremachen zu lassen. Die Philosophen sogar, von den Kathedern, die Journalisten in den Zeitungen, die Romandichter in ihren Novellen, die Lyriker in ihren Liedern, die Dramatiker in ihren Schauspielen und Tragödien, die Redner in den Kammern der kleinen deutschen Staaten verkündeten unermüdlich das Evangelium vom nahe bevorstehenden Aufgehen des hohen, hellen Tages, der „neuen, treuen, freien Zeit“, deren Morgenrot bereits den Horizont golden und purpurn färbte. Die Hegelsche Philosophie, bis dahin gleichsam königlich preussisch privilegiert und in unserem Staat als die alleinseligmachende erklärt, sah sich plötzlich aus dieser offiziellen Machtstellung in das Lager der Opposition hinübergedrängt, ins Unrecht gesetzt, genötigt, sich ihrer Haut gegen die wider sie anstürmende kirchliche Orthodogie und die neue, gleichsam zu ihrer Bekämpfung erfundene Schellingsche „Philosophie der Offenbarung“ zu wehren. Dasselbe philosophische Rüstzeug, welches so lange als das staatlich approbierte bei der Verteidigung des Bestehenden, Wirklichen gegen die daran rüttelnden Parteien, gegen den sogenannten „leichten Liberalismus und Rationalismus“ in Staat und Kirche gegolten hatte, war zur schneidigen Waffe in der Hand der verwegenen Reformer und Vorfechter der „Umsturzparteien“ geworden. Von dem Verdacht, ihnen anzugehören, blieben unter dem Ministerium Eichhorn auch die bisher erprobtesten Säulen der offiziellen Wissenschaft, die ruhigsten, loyalsten Althegeleaner nicht mehr gänzlich befreit. „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel, den Atheisten und Antichristen“, war einmal erklingen, und vergebens waren die Beteuerungen und Proteste seiner älteren Schüler und Apostel gegen jene anklagenden „Weckstimmen“, welche den Meister mit den entarteten jüngsten Jüngern zusammenwarfen und für deren Sünden und Verbrechen verantwortlich machen wollten.

Wie Schelling so waren auch andere deutsche Geistesgrößen, deren Bildung und Bedeutung aber in einem ganz andersgearteten Zeitalter wurzelte, durch den neuen König nach Berlin berufen worden in der Hoffnung, sie durch ihre lehrende oder schöpferische Tätigkeit an der Aufrichtung eines Dammes gegen die immer gefährlicher erscheinende andringende Flut der neuen Ideen wirksam mitarbeiten zu sehen. Ludwig Tieck, von Dresden hierher übersiedelnd, wurde der intime Günstling und Berater des Monarchen in allen literarischen und theatralischen Dingen. Friedrich Rückert dozierte Geschichte der orientalischen Poesie an der Universität. Peter v. Cornelius traf in dem Monat unserer eigenen Ankunft in Berlin ein. Der König erhoffte von ihm die Begründung einer neuen romantisch-kirchlich-monumentalen Malerei in dem skeptischen, spöttischen, liberal-philosophischen „Berlin mit seinem dürrn Sande, mit seinem dünnen Tee und witz'gen Leuten, die Gott, die Welt, und was sie selbst bedeuten, begriffen längst mit Hegelschem Verstande“. Der Verfasser des „Lebens Jesu“, David Strauß, sandte in seinen Epigrammen unter dem Eindruck dieser Berufungen unter anderen auch jenen treffenden satirischen Pfeil gegen den König: „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam. Über eines jedoch war ich am meisten erstaunt: Denkt nur, aus aller Welt verschrieb man niedergebrannte Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt; diese nur sollen erleuchten die Welt“ usw.

In diese aufgeregte Welt sahen wir Jungen uns aus der stillen alten Heimatstadt plötzlich hineingeworfen. Meine studentischen Freunde und ich selbst, die wir noch mit naiver Wonne im Fahrwasser der Romantiker plätscherten, blieben freilich während des ersten Jahres noch wenig berührt, geschweige denn ergriffen von der neuen kritischen, antiromantischen, der Revolution vorangehenden Bewegung der Geister

in Deutschland. Wir sangen die Lieder von Arndt, Schenkendorf und Follen zum billigen Rumpunsch oder dünnen, mit Zimmet (grauenvolle Erinnerung!) gewürzten Chambregarnistentees, träumten von der Auferstehung der im Kyffhäuser noch begrabenen alten Herrlichkeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation; drängten uns im Auditorium Rückerts, mehr um andachtsvoll zum greisen, lockenumwallten Haupte „Freimund Reimars“, des Sängers der „geharnischten Sonette“ und „der Gräber von Otensen“ aufzublicken als um uns mit der von ihm vorgetragenen Geschichte der orientalischen Poesie vertraut zu machen; gingen nicht ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht und Begeisterung an dem von Cornelius bewohnten Hause Lennestraße 2 und an dem Ludwig Tiecks in der Friedrichsstraße zwischen Zimmer- und Mauerstraße vorüber, in der unbestimmten, süßen Hoffnung, daß uns einmal das Glück walten würde, den gewaltigen Zeichner der „Nibelungen“ und dem Dichter des „Kaisers Oktavianus“, des „Blaubart“, des „Phantasmus“ selbst von Angesicht zu Angesicht zu erschauen. Erst im folgenden Jahre 1842 begann in uns die Wandlung, und die alten Ideale gerieten auch für uns mehr und mehr ins Schwanken; ebenso durch literarische, künstlerische, persönliche Einwirkungen der mannigfachsten Art als durch das von ihnen erweckte und angeregte eigene Denken.

Skepsgardt hat nie, weder vor- noch nachher, das gleiche Lied mit uns gesungen. Er wandelte seine eigenen Wege, hielt sich fern von der allgemeinen herrschenden Bewegung und vom Kultus unserer Ideale. Er hörte mit Eifer philosophische Kollegia, Logik und Geschichte der Philosophie bei Werder, Ästhetik bei Gottho, Geschichte bei Ranke, der uns in diesen Jahren durch sein lebendiges Wort in seinen Kollegien und durch seine von uns verschlungenen historischen Schriften — besonders die „deutsch-italienischen Geschichten“ — die

„Geschichte der Päpste“, die „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation“, entzückt und begeistert hatte; entwarf dichterische Pläne, schrieb Lieder, Ansätze zu Romanen und Dramen nieder. Aber die übernommene Verpflichtung, nachträglich an der Erwerbung seiner Maturität zu arbeiten, schlug er sich bald gänzlich aus dem Kopf. Alle Mahnungen der korrekteren Freunde wies er von sich. Die für ihn sehr üble und empfindliche nächste praktische Folge davon war das Ausbleiben des ihm bewilligten Stipendiums. Er sah sich auf sich selbst und auf die Hilfe befreundeter Landsleute, zumal von Studenten, gewiesen, welche ohne Ausnahme nur über sehr bescheidene Monatswechsel verfügten. Aber sein unverhohlenen keizerisches Verhalten gegen das, was ihnen als das „Höchste und Heiligste“ galt, seine zynische Verspottung ihres studentischen Maskenspiels, ihres Kommentz, ihrer Burschen- und Freiheitslieder, die er für die elendesten Verschmähereien erklärte, ihrer Zeremonien, ihres Glaubens, ihrer Vaterlandsliebe, ihres Deutschtums, ihrer Hoffnungen und zur Schau getragenen Schmerzen um das stattliche Haus, in dem sie „auf Gott vertrauet, trotz Wetter, Sturm und Graus“ zu haben in lauten Chorgesängen immer wieder von neuem bewerteten, — das alles entfremdete ihm mehr und mehr diese Burschengemüther. Während er sich von den Kreisen seiner ehemaligen Schulgenossen zurückzog, schloß er sich desto näher an unsere Malergruppe an. Er bezog mit dem kleinen Ortel ein gemeinsames Quartier. Bei den jungen Künstlern fand er weniger Zunftgeist, größere Vorurteilsfreiheit, geringere Befangenheit in politischen Ansichten und patriotischen Tendenzen, die ihnen gänzlich fern lagen, als bei den Studenten, und andererseits doch eine ebenso starke Begeisterungsfähigkeit für die Gegenstände, die ihm die teuersten waren. Sein oberster Gott aber war und blieb Shakespeare. In bezug auf diesen hat mir Skepsgardt damals, so jung ich war, den

gleichem, für das ganze fernere geistige Leben Epoche machenden Dienst erwiesen wie der Goethesche Jarno dem Wilhelm Meister. „Bald lebten und webten“ auch wir in der Shakespeareschen Welt, und „mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in uns rege, von denen wir keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatten“.

In seinen Unterhaltungen — eigentlich waren es vielmehr Monologe und Predigten, welche mir und den andern die ganze Herrlichkeit Shakespearescher Dichtung erschließen sollten — entfaltete Skepsgardt eine glühende, hirkreisende Beredsamkeit, deren Eindruck selbst durch eine gewisse Komik des Klangs seiner Worte nicht verringert wurde, welche er im unverfälschtesten ostpreussischen Heimatsdialekt sprach. In seinem oder meinem Zimmer wie auf langen Abendspaziergängen im Tiergarten wurde er nicht müde, in immer wieder neuen rednerischen Ergüssen seine Gedanken, Anschauungen und Empfindungen über jedes einzelne Drama, jede Gestalt, jeden ihrer Sätze in meine empfängliche Seele auszusütten. Bald konnte ich mit ihm und Gregorovius in der „Shakespearefestigkeit“ wetteifern. Jeder stand dem andern, der ihn in Shakespeareschen Worten ansprach, in Shakespeareschen Worten Rede und Antwort. Ja, man ruhte nicht, als bis man einzelne unserer Lieblingsdramen — „Richard III.“, „Heinrich IV.“, „Hamlet“, „Lear“, „Was ihr wollt“, „Macbeth“ — von Anfang bis zu Ende dem Gedächtnis einverleibt hatte und sie ohne Stocken mühelos hersagen konnte.

Je heimischer wir in dieser poetischen Welt wurden, desto fremder blieb uns die wirkliche. Verkehr in Familien, in geselligen Häusern kannten wir kaum und mieden ihn viel mehr, als wir ihn gesucht hätten. In diesem seltsamen Berliner wie de Bohême fehlte dabei das ewig Weibliche fast gänzlich. Keiner konnte sich einer Geliebten oder auch nur einer sentimentalen Flamme rühmen. Die Bierkneipe war für uns in

jener Zeit (bis 1845) ein unbekannter Begriff. Dies Getränk selbst berührte nie unsere Lippen, die meinen ebensowenig eine Pfeife oder Zigarre, unsere Hände keine Spielkarte, unser Fuß die Schwelle keines Tanzsaals. Unsere Genüsse waren ein Besuch der Galerie des Schauspiel- oder Opernhauses und des Königsstädtischen Theaters — viel später erst der Konzertsäle und Säle, in welchen man klassische Musik für 25 Pfennige Eintrittsgeld, von erträglichen Kapellen ausgeführt, hörte — und gemeinsame Lektüre und Unterhaltung, die häufig in phantastische Tollheiten echt Hoffmannschen Genres auslief, wobei der dünne Teeaufguß der Zimmervermieterin das einzige Erquickungsmittel für die trocken werdenden Kehlen bildete.

Skepsgardt allein begann indessen mehr und mehr die Notwendigkeit einer intimeren Beschäftigung mit dem wirklichen Menschenleben zu erkennen und suchte mit wachsendem Eifer die Gelegenheiten zu dessen Beobachtung und zu eigenen Erfahrungen auf.

Die Richtigkeit des Goetheschen Wortes:

„Alles weg, was deinen Lauf stört,
Nur kein düsteres Streben,
Eh' er singt, und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben“

empfund niemand stärker und inniger als er.

Im Winter 1841 zu 42 ging er mit einem hier neu gewonnenen Bekannten, einem sehr gelehrten Studenten, zum Besuch in dessen ländliche Heimat mit der bestimmten Absicht und dem festen Entschluß, Romane zu erleben, ein wirkliches Drama einzufädeln und anzufangen, dessen Ausgang er je nach der Entwicklung, welche die Dinge nehmen würden, zu einem Lustspiel oder einer Tragödie machen wollte. Er verfuhr darin ähnlich wie Jean Paul, dessen verschiedene Geliebten es nicht ahnten, daß der Dichter sie nur dazu machte,

Pietich, Aus jungen und alten Tagen.

um an ihnen, als seien in diese Situation versetzten Modellen, die Wirkungen der Leidenschaft behufs der Verwertung in der eben von ihm in Angriff genommenen Romandichtung zu studieren.

Skepsgardts Absicht schien mir zu gut erfüllt, der Versuch ganz programmäßig ausgeführt und nach Wunsch gelungen zu sein. Triumphierend erzählte er das bei seiner Rückkehr. Sofort ging er denn auch an die Verarbeitung des Erlebten. Was er niederschrieb, war in der ersten Fassung eine ziemlich einfache Erzählung der alten Geschichte, die ewig neu ist, von Liebe und Leid, von Scheiden und Meiden, von Eifersucht, Untreue, Trennungsschmerz, Reue und bitterem Herzensjammer. Es fehlte nicht an fein beobachteten Szenen und Charakteren, wahr und aufrichtig empfundenen Partien, lebendigen, zarten, stimmungsvollen Schilderungen darin. Viele seiner besten älteren lyrischen Poesien waren in die Erzählung miteingestreut, wie es Mörike in „Maler Nolten“ gehalten hatte. Manches neue Lied war noch hinzugekommen. Eins von den letzteren, in welchem mir der Volksliedton sehr gut getroffen scheint, klingt mir noch immer im Gedächtnis. Es mag hier seinen Platz finden.

„Im Sommer ist gut wandern,
Da scheint die Sonne warm.
Mein Schatz, der wandert nach andern,
Ich bin ihm viel zu arm!

Ach, hätt' ich tausend Taler,
So kauft ich mir ein Haus
Mit vierundzwanzig Fenstern.
Zum obersten sah' ich hinaus.

Und meine Tränen fallen
Auf einen breiten Stein.
Darauf ich einst gestanden
Wohl mit dem Liebsten mein.

Und meine Tränen fallen
Auf einen Apfelbaum.
Ich glaub', er trug einst Blüten;
Mir ist's als wie im Traum.

Ich glaub', er trug einst Blüten;
Sie fielen ab im Mai;
Mit ihnen ist gefallen
Auch meines Liebsten Treu'!

Die Blüten sind gefallen,
Die Frucht, sie lastet schwer . . .
Traut nicht den jungen Burschen,
Ihr Mädchen, allzusehr.

Wie rot und weiße Äpfel,
Mit schwarzen Kernen drin,
So sind die jungen Burschen, —
Sie hegen falschen Sinn."

Gregorowius versprach, den kleinen Roman mit Federzeichnungen zu illustrieren. Skepsgardt wiegte sich in kühnen Hoffnungen von seinem Erfolge. Aber jene ursprüngliche, einfache Gestalt der Erzählung befriedigte ihn schon nicht mehr, als er sie kaum niedergeschrieben hatte. Shakespeare war nicht ganz ohne Nebengötter in unserer Seele geblieben. Einer der verehrtesten von diesen aber hieß Horik-Sterne. „Das Leben und die Meinungen des Herren Tristram Shandy“ erregten unser ganzes Entzücken. Wir konnten uns nie satt an ihnen weiden, lasen sie mit immer erneutem Enthusiasmus. Die darin beliebte Form oder Formlosigkeit der Erzählung mit ihren steten Abschweifungen, Einschaltungen, phantastischen Arabesken, Monologen des Erzählers an den Leser übte einen ebenso unheilvollen Einfluß auf Skepsgardt wie vor ihm auf Jean Paul und Immermann. In gleicher Art begann er seinen Roman umzuarbeiten und damit mehr und mehr zu schädigen, indem er sein natürliches, ursprüngliches Geſlecht

gleichsam aufdröselte, mit allerlei überflüssigen, närrischen, bunten Fäden durchflocht und aus der Fassung brachte.

Inzwischen war Skepsgardt, ich weiß nicht mehr, auf welchem Wege, mit Ludwig Tieck persönlich bekannt geworden. Dem verehrten alten Haupt der romantischen Schule las er Stücke aus seiner Erzählung vor, welche dieser freundlich und nachsichtig aufnahm. Skepsgardts dringender Wunsch war darauf gerichtet, daß Tieck ihm eine Vorrede schreiben und dies Erstlingswerk des jungen Dichters empfehlend bei dem deutschen Publikum einführen möchte. Eine solche Vorrede von Ludwig Tieck war in jener Zeit noch immer eine sehr wichtige und wirksame Beigabe einer neuen Erscheinung der poetischen Literatur. Eifrig warben die deutschen Schriftsteller darum, daß ihren Geisteskindern eine solche Gunst von dem Altmeister der romantischen Poesie zuteil werde. Skepsgardt glaubte verstanden zu haben, daß dieser auch ihm die Zusage gemacht habe, eine Vorrede zu seinem Roman schreiben zu wollen, rechnete sicher darauf und versprach sich die besten Wirkungen davon auf Verleger und Publikum. Auch Friedrich Rückert hatte er sein Manuskript vorgelegt. Von diesem schien es wirklich gelesen worden zu sein. Ein freundlich anerkennender Brief an den Verfasser, womit jener das nach einiger Zeit Zurückgesendete begleitete, ließ darauf schließen.

Inzwischen hatte Skepsgardt einen Entschluß ausgeführt oder geschehen lassen, der für sein kurzes folgendes Leben verhängnisvoll werden sollte. Seine Schwester, an der er mit wahrhaft fanatischer Zärtlichkeit hing, war ihm nachgekommen und von ihm in Berlin einquartiert worden. Erst 1843 bezog er mit ihr eine gemeinsame Wohnung. Die Erscheinung des dunkeläugigen, rundwangigen, schlanken, etwa 17 jährigen Mädchens schien uns den enthusiastischen Schilderungen des Bruders von ihrer Schönheit nicht ganz zu entsprechen. Seine Liebe aber steigerte sich nur mehr und mehr bis

zu einem wahrhaft unheimlichen Grade über den durchschnittlichen Wärmegrad der geschwisterlichen weit hinaus. Die Sorge für die Schwester erfüllte ihn ganz und gar. Für sie wollte er arbeiten und erwerben, haute er die kühnsten und glänzendsten Schösser — in die Luft. Auf das nächstliegende Erwerbsmittel, die journalistische Tätigkeit, freilich ist er seltsamerweise nie verfallen. Immer sollte es der reiche Ertrag seiner Dichtungen sein, der ihn befähigen werde, der Schwester ein goldenes Loß zu bereiten. Der Roman sollte den ersten wichtigen Grundstein zu ihrem Glück legen helfen. Aber die Schwester selbst würde zu der Verwirklichung der gemeinsamen Träume tätig mitarbeiten. Hatte der Bruder doch in ihr ein außerordentliches Talent für die Bühne entdeckt. Er stellte sie Ludwig Tieck und dem damaligen Generalintendanten der königlichen Schauspiele vor, bekam einige Höflichkeiten zu hören und glaubte darin die sichere Bestätigung seiner eigenen Überzeugung von der Begabung und dem Beruf seiner Schwester empfangen zu haben.

Nun endlich war der Roman in seiner neuen Bearbeitung vollendet, und Skepsgardt wandte sich an Ludwig Tieck mit der Bitte, das gegebene Versprechen zu erfüllen und die Vorrede zu schreiben. Die Antwort lautete niederschmetternd für ihn. Er, Tieck, sei sich nicht bewusst, jemals eine solche Zusage gegeben zu haben. Skepsgardt hätte irgendeine Äußerung von ihm ganz falsch gedeutet. Er könne ihn nur ersuchen, von dieser Idee zurückzukommen und seinen Roman ohne eine Vorrede von Tieck zu veröffentlichen.

Der Zusammenbruch der auf diesen gesetzten Hoffnungen verstorbe den Ärmsten zunächst ganz und gar und versezte ihn in eine verzweifelte und ingrinnige Stimmung. Vergebens suchten seine Freunde sie zu bannen. Vergebens stellten wir ihm vor, daß sein Erfolg nicht von einer Vorrede des alten Tieck abhängen könne, und ebenso,

daß nicht dieser ihn, sondern er selbst sich getäuscht haben werde. Stepsgardt ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

Indem er sich immer mehr dem Brüten über sein Unglück überließ, kam er auf den verrückten Gedanken, Tieck habe ihn aus Neid, und um sein Talent nicht aufkommen zu lassen, verraten. Dafür sollte dieser von ihm eine grausame literarische Züchtigung erhalten. Noch einmal nahm er seinen Roman vor, von dessen ursprünglicher Gestalt bereits so wenig mehr übriggeblieben war, und flichte von neuem ein Motiv und ein Kapitel daran, das mir nach Inhalt und Form direkt verwerflich, töricht und lächerlich erscheinen wollte. Er verlor sich völlig in die schattenhafteste Allegorie, versuchte Tieck als Mensch und Dichter öffentlich zu brandmarken, ihm eine infernalische Handlungsweise zur Schädigung des Verfassers und des unglücklichen Mädchens anzudichten und in ihrer ganzen Bosheit darzulegen und gefiel sich darin, alle seine Schmerzen in wilde Klageklänge vor dem Publikum zu ergießen.

In Achim v. Arnims phantastisch-wunderbarer Erzählung „Isabella von Agypten“ — dieser erotischen, prächtigen Blüte der Romantikerpoesie — werden wir mit seltsam grauenhaften Wesen, den „Golems“, bekannt gemacht. Es sind aus Ton gefertigte Gebilde, welche von einem zauberkundigen, teuflischen jüdischen Meister in vollkommenster Ähnlichkeit mit bestimmten wirklichen Personen hergestellt werden. Sie leben, bewegen sich, sprechen, täuschen die Menschen, sind aber ohne Seele. Sie haben ein Allen verborgenes Auge im Nacken, mit dem sie sehen können, was hinter ihrem Rücken geschieht. Auf ihrer Stirn, unter dem hereingezogenen Haar sorglich verborgen, steht hebräisch das Wort „Wahrheit“ geschrieben. Wenn man den Golem als solchen erkennt, diese Haare zurückstreicht und, wie er sich auch sträuben möge, dies Wort aus-

löscht, so fällt die ganze scheinbar lebendige Gestalt wieder zu einem Haufen toten Lehms zusammen.

Als einen solchen „Golem“ führte Skepsgardt den armen Tiedt ein! Ganz wüstes, unheimliches Zeug ließ er ihn be-gehen und erleben. Die Schwester mußte nun auch noch mit in diesen allegorisch-spukhaften Teil der Geschichte hinein-gezogen werden. Das Ganze war ein literarisches Verbrechen des Verfassers gegen sich selbst wie gegen die gesunde Ver-nunft. Aber unsere Proteste und Warnungen blieben unbeachtet. Nun setzte er noch gar statt der ausgefallenen Tiedt-schen Vorrede den älteren freundlichen Brief Fr. Rückerts an ihn an die Spitze des Buches. Der gewählte, gesuchte und schwerfällige Titel in Jean Pauls Manier lautete schließlich „Drei Vorreden, Rosen und Golem Tiedt“. Alexander Dunder in Berlin, der sich Skepsgardts in gütiger, liebenswürdiger Weise wiederholt schon angenommen hatte, bewies ihm seine Teilnahme nun auch noch dadurch, daß er diese romantische Mißgeburt von einem Roman drucken ließ und verlegte.

So viel ich weiß, erregte das dem Publikum teils völlig unverständliche, teils langweilige Buch, das gleichsam einem versunkenen literarischen Weltalter zu entstammen schien, keine Spur von der in jenen Tagen unerläßlich geforderten Tendenz zeigte, nichts „Zeitgemäßes“ hatte und zudem noch die Gold-stufen echter Poesie unter wüsten Schlacken völlig vergraben enthielt, nicht einmal das sicher erwartete Aufsehen. Mir ist keine einzige öffentliche Besprechung des Romans zu Gesicht ge-kommen; sogar der literarische Skandal blieb aus, zu welchem doch die — ob auch in allegorische Formen gekleideten — schmählischen Anklagen gegen eine Berühmtheit wie Ludwig Tiedt mehr als genügenden Anlaß boten. Skepsgardt stand dieser Gleichgültigkeit des Publikums wie einem unlöslichen Rätsel gegenüber. „Entweder die Welt ist verrückt, oder ich bin verrückt,“ hörte ich ihn sagen. Ach, ich mußte im stillen

hinzufügen: Mein armer Freund, in diesem Fall bist es unzweifelhaft du! —

Als er in jenes Dachzimmer, Behrenstraße 50, einzog, hatte er den Schmerz der Enttäuschung bereits ziemlich überwunden und sich in neue dichterische Pläne und Arbeiten versenkt. „Denn darum schlägt das Schicksal ja den Dichter, daß ihm das innere Saitenspiel erklinge. Ist doch das Lied jedweden Leids Vernichter —“ so hieß es in einem seiner in jenen Leidenstagen geschriebenen Gedichte. Die Wahrheit dieses Satzes schien sich an ihm zu bewähren. Ein großes Drama war es, worin er sich eingesponnen hatte. Cola Rienzi, der letzte der Tribunen, war dessen Held. Leider hatte unseres Poeten leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Hegelschen Philosophie ihm die Naivität im dichterischen Schaffen bereits sehr merkbar zu zerstören begonnen. Es ging schon von der „Grundidee“ aus. Jede Gestalt seines Dramas sollte die Verkörperung eines abstrakten Begriffs sein und empfing dadurch etwas Schattenhaftes, Blutloses. Aber gerade auf diese Krankheit seiner Schöpfung war er besonders stolz. Eine der handelnden Hauptpersonen, für die er noch keinen Namen gefunden hatte, sollte z. B. die „Verkörperung der Zeit“ darstellen. Mit freudiger Beredsamkeit wußte der Dichter es uns auseinanderzusetzen, wie fein und tiefsinnig er das in allem Tun und Reden dieses Charakters durchgeführt hätte. An „schönen Stellen“ schienen mir die Fragmente, die er uns gelegentlich vorlas, sehr reich zu sein. Seine Virtuosität in der Behandlung aller Versformen bewies er glänzend darin. Der fünffüßige Jambus war das vorherrschende Versmaß. Aber häufig waren Partien in sehr verschiedenen, mannigfachen Rhythmen darin eingeschlossen. Im Gedächtnis blieb mir noch dunkel ein Bruchstück eines Nachtgesanges, welchen der ritterliche Geliebte der Schwester Rienzis (das Schwestermotiv war das Hauptleitmotiv der ganzen Dichtung) am

Abend eines Kampftages vor dem Fenster seiner Schönen anstimmt:

„ . . . Laß mich ein nach der tosenden Schlacht.
Auch der Tag, ja, der Held, freut
Sich der Ruh', in der Kammer der Nacht.
Den flammenden Schild des Streites, rot von Blut,
Ihn kühlt ihm die Nacht, die Geliebte, mit Perltauflut . . . “

Ich sehe und höre ihn noch immer, wie er mit seltsam verklärtem Lächeln, wie von dem Tonsfall der eigenen Verse, zumal des letzten Wortes, gleichsam berauscht, im reinsten ostpreussischen Dialekt, der fast ebenso komisch wirkt wie der rein sächsische, diesen Gesang in meiner Dachkammer vor uns rezitierte, während seine blauen, feuchtglänzenden Augen ganz in die Ecken gedreht und, aus diesen Winkeln hervorschauend, mich von der Seite her fragend anblickten.

Ach, diese Vorlesungen seiner eigenen Poesien und der Shakespeareschen Dramen und diese sich daran schließenden Nachstzungen der ganzen Gesellschaft in meiner — von der armseligen Studentenlampe notdürftig erhellten — Dachspelunke, mit den flammenden Gesprächen, der hochfliegenden Begeisterung, phantastischem, humoristischem Abergwitz! Der sogenannte Tee, sowie Brot und Butter standen auf der birkenen Kommode vor dem Dachfenster, während die Tischplatte noch für ein paar Genossen dienen mußte, da Sofa, Bett und die beiden Stühle für die Gesamtheit der Teilnehmer, den dünnhaarigen Naturforscher, den blondlockigen Philologen, den langen Gregorowius, den kleinen Örtel, Stepsgardt, meinen Stubenkameraden Horwitz, mich und einen hier bisher noch nicht genannten Freund, den Musiker Otto, nicht ausreichten. Wie oft im späteren Leben sind mir die Bilder dieser Abend- und Nachtstunden, von einem seltsamen Glanz umstrahlt, „vor meines Geistes Aug'“ wieder aufgetaucht! Wie oft haben sie der alternden Seele den Seufzer

entlockt: „O, gib mir jene Zeiten wieder! gib sie mir wieder, trotz ihrer Armut, ihrer Lebensnot und aller kindischen Torheit im Denken und im Handeln!“

Der Musiker war mit Gregorowius in Warschau bekannt geworden, ein geborener Böhme. Von seinem Talent hatte uns jener bereits Wunderdinge berichtet. Nun, im Herbst 1842, kam er nach Berlin, um seine mit großem Ernst betriebenen Studien hier unter Dehns Leitung fortzusetzen. Durch ihn, der mir im folgenden Jahr sehr nahe trat und innig befreundet wurde, lernte ich dann seinen später so berühmt gewordenen Studiengenossen Friedrich Kiel kennen, dessen Begabung uns ziemlich gering im Vergleich zu dem „Genie“ Ottos erscheinen wollte. Genie glaubten wir ihm schon allein aus den mächtigen, großen, tiefen Augen in dem hageren, volllippigen Gesicht lesen zu können, dessen breite, weiße, leuchtende Stirn schlichtes, dunkelblondes, seidenweiches, leicht gewelltes Haar umschmiegte. Seine hagere Gestalt hielt sich leicht gebeugt. Seine Sprache hatte einen ganz eigenen, slawisch gefärbten Klang, der auf mein Ohr einen seltsamen, kaum erklärlichen Zauber ausübte. Was er sprach, war so ganz anders, als wir es gewohnt waren. Ein tiefer, origineller, überlegener Künstlergeist schien sich darin zu offenbaren. Mit kaustischem Humor behandelte und zerpflückte er manches, was uns anderen noch groß und wichtig dünkte. In der Shakespeare-Kenntnis und der Shakespeare-Begeisterung kam er uns ziemlich gleich. Zugleich aber hatte er sich den allersonderbarsten Nebenheiligen erkoren: den mystischen Schuster von Görlitz, Jakob Böhme, in dem er den Urquell göttlicher Weisheit erkannt haben wollte. Ich besitze noch das kleine Exemplar der „Morgenröte im Aufgang“, das ich, begierig gemacht, meinerseits von diesem Weisheitsquell zu kosten, mir — dank einem glücklichen Zufall, der es mich bei einem kleinen Antiquar entdecken ließ — in jenen Zeiten für einige Groschen erstand. Aber vergebens vergrub

ich mich in diese Lektüre. Mir ist der Fels immer verschlossen geblieben, und der Quell wollte mir niemals fließen. Desto besser gelang es mir, die Sonne zu verstehen und zu teilen, die ihm ein anderer, ein neuerer Schriftsteller gewährte: Washington Irving, dessen klarer, heiterer, vornehmer Geist, poetischer Humor, reiner Natursinn, kluger Weltverstand, vollendetes Formgefühl, Geschmack und Stil ihn zum äußersten Gegensatz des Görlikers machen. Aber in Ottos Kopf und Herzen wohnten die disparatesten Lieblinge und Ideale friedlich nebeneinander. Ich danke dieser damals begonnenen, immer intimer gewordenen Bekanntschaft mit dem großen amerikanischen Erzähler und Humoristen eine reiche Fülle der schönsten Geistesfreuden. Er hat auch im späteren Leben einen starken und dauernden Einfluß auf meine innere Bildung geübt, der für mich von höchster Bedeutung und Wichtigkeit geworden ist.

In seiner Haupteigenschaft als Musiker sollte ich Otto einen Monat nach unserer ersten Begegnung kennen lernen. Mit meinem Stubengenossen, dem Juristen im Keime, war ich übereingekommen, unsere Dachkammer aufzugeben und gemeinsam ein anderes, wenn auch nicht eben schöneres Zimmer in einem Hofgebäude der Karlsstraße zu beziehen. In den von uns verlassenen Raum zog Otto ein. Er trat ahnungslos über dessen Schwelle wie Egmont über die des Albaschen Hauses. Keine innere Stimme warnte ihn und schreckte ihn vor dem Orte zurück, der für ihn so schicksalsvoll werden und den kläglichen Schiffbruch seines Lebens verschulden helfen sollte.

Statt des Tisches ließ er zwischen dem alten Sofa und dem Bett ein geliehenes tafelförmiges Klavier aufstellen. Auf diesem hörte ich ihn im Dezember jenes Jahres zum erstenmal spielen, eigene Kompositionen, die mich tief ergriffen und mir ganz herrlich erschienen, zum erstenmal auch von ihm gespielt eine Beethovensche Sonate. Mit 18 Jahren war

mir diese ganze Musikwelt noch ein völlig unbekanntes Land geblieben. Ich werde nie die beglückte Stunde und nie den völlig überwältigenden Eindruck vergessen, den dies Werk und dies Spiel auf meine junge Seele hervorbrachten. Es war eine der frühesten Sonaten Beethovens, die kleine in F-moll Op. 2. Man blickt heute, ich weiß es wohl, etwas geringschätzig auf diese Sonaten der ersten Periode von der Höhe der gewaltigen späteren Schöpfungen des Meisters herab. Aber mir ist es immer so erschienen, als sei gerade jenes Jugendwerk eine ganz wundervolle und mächtig hinreißende, beglückende und erschütternde Offenbarung desselben Geistes und derselben Leidenschaft, welche in den großen späteren Tongebilden des Meisters leuchten und glühen. Im April 1888 hörte ich sie einmal wieder in der Singakademie spielen, von keinem Geringeren als von Hans v. Bülow, selbstverständlich in tadelloser Vollendung. Aber auch da hatte ich die Empfindung: das ist sie dennoch nicht, was sie mir war, als Otto sie mir spielte und mir aus den bekannten fortstürmenden Tonwellen im letzten Satz immer die Worte eines Skepsgardtschen Gedichtes dröhnend und mit herzergreifender Gewalt in dem gleichen Rhythmus zu erklingen schienen: „Und der Schmerz stampft trotz'gen Fußes meiner Seele Nachtgefühl!“

Die Shakespeare- und Gesprächsabende wurden den ganzen Winter hindurch nun in Ottos Zimmer fortgesetzt. Sie gewannen noch bedeutend an Reichtum und Interesse, trat nun doch die Musik zu den poetischen Begeisterungsquellen hinzu, um die Geister doppelt zu exaltieren.

Aber jede derartige Gemeinsamkeit mit den Genüssen, die sie dem zu ihr Gehörigen bietet, ist wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens, Wachsens und Welkens unterworfen, und auch ihr endliches Geschick ist die Auflösung. Im April 1843 sagte ich mir: Nun ist es hohe Zeit, ernstlich ans Lernen und

Arbeiten zu gehen! Ich trat in das Atelier des in jenen Jahren als Maler und Lehrer über Gebühr geschätzten Professors Otto ein, das, in Neu-Cölln am Wasser gelegen, mich nötigte, auch meine Wohnung weit fort von der Behrenstraße nach der Wallstraße zu verlegen. Mein Stubenkamerad gab die Abschreibertätigkeit auf und übernahm eine kleine Hauslehrerstelle. Gregorowius verließ gleichfalls den bisherigen Romantikerbau. Skepsgardt bezog mit der Schwester gemeinsam ein möbliertes Zimmer in der Alexanderstraße. Er, sein ganzes Dasein und Dichten, nicht zum wenigsten auch dies Geschwisterverhältnis waren mir unheimlich geworden. Wir sahen uns nur noch selten, desto häufiger Gregorowius, Örtel und unseren Musiker, der allein noch als einzige Säule, die von verschwundener Pracht zeugte, unter dem wanzenfrendlichen Dach zurückgeblieben war. Örtel verschwand mir aber wenig später aus dem Gesichtskreise. Des langen Freundes abenteuerliches, an unerhörten Glückfällen und bitterem Glend überreiches ferneres Leben aber habe ich bis zu seinem letzten Ende am 22. Februar 1853 aus nächster Nähe sich abspielen sehen und gleichsam mitgelebt.

Das Jahr 1844 brachte ich in meiner Danziger Heimat und bei lieben Verwandten in Ostpreußen zu. Im Herbst in ersterer schwer erkrankt, erhielt ich zwei Briefe aus Berlin, den einen von Gregorowius, den anderen von dem Musiker. Der des letzteren, in der rätselvollen Sprache eines frommen Mystikers gehalten, verkündete mir die Tatsache seiner inzwischen erfolgten inneren Erleuchtung und Bekehrung. Er habe das Licht und den Frieden der Kinder Gottes gefunden und sich für immer abgewendet von den Freuden der Welt und ihrer Torheit. Leider habe er sich einer schweren Sünde aus den Tagen, da er noch in der Finsternis wandelte, anzulagen. Die eine Tochter unserer Stubenwirtin (ein armes, mit ewigem Stockschnupfen behaftetes junges Frauenzimmer,

von nur zu zärtlichem Gemüt, für das wir alle immer wenig Mitgefühl, aber desto mehr ziemlich grausamen Spott übrig gehabt hatten) sei das Opfer dieser Sündhaftigkeit geworden. Aber er werde das Vergehen binnen kurzem sühnen. Alle Schritte seien bereits getan. In nächster Zeit werde er das Mädchen zum Altar führen. — Diese Nachricht wirkte tief schmerzlich auf mich. Deutlich stand mir in demselben Moment das ganze, unabwendbare Elend, die Verkümmernng dieses Künstlerlebens vor dem inneren Blick, das so vielverheißend begonnen hatte. Otto — verheiratet mit Fräulein S. und zugleich verstrickt in jene geistigen Bande, die seine frische Kraft noch stärker zu hemmen, noch sicherer zu zermürben drohten als selbst eine solche Ehe! Ich mußte weinen, wie um einen Verlorenen.

Auch Gregorowius sprach sich in seinem Brief in ähnlichem Sinne über das Schicksal und Beginnen des gemeinsamen Freundes aus. Dann aber folgte eine Nachricht, die mich noch ganz besonders packte und mehr erschütterte als diese. Skepsgardt, so schrieb er, ist wahnsinnig geworden und nach der neuen Charitee gebracht! . . .

Ein paar Monate später — ich verweilte immer noch in Danzig — bekam ich eines Tages eine Nummer der „Augsburger Zeitung“ zur Hand. Mein erster Blick fällt auf eine Korrespondenz aus Berlin, und ich lese ungefähr folgendes:

Ein jüngerer dortiger Schriftsteller, welcher durch seine, wenn auch etwas krankhaften und phantastischen Dichtungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, wurde vor mehreren Monaten vom Wahnsinn befallen und in die Charitee aufgenommen. Als er neulich, anscheinend bereits völlig wiederhergestellt, unbeaufsichtigt in seiner Zelle gelassen war, hat er, wahrscheinlich in einem neuen Anfall der geistigen Verstörung, Hand an sich gelegt und sich mit dem Handtuch am Fensterriegel aufgekniüpft

Also hatte ich doch recht behalten. Nicht „die Welt war verrückt gewesen“.

Als ich nach zehmonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, konnte ich nicht einmal in Erfahrung bringen, wohin die Schwester und wohin der ganze literarische Nachlaß gekommen seien. Vor etwa zwei Jahren las ich in einer Berliner Zeitungsbeilage die Anzeige des Todes eines Fräuleins D. v. Skepsgardt.

Der lange Gregorowius und der Zwerg Ortel sind traurig verstorben und gestorben. Der Musiker Otto führte hier während mancher Jahre ein armseliges, kümmerliches Leben an der Seite einer ihm fest anhängenden, beschränkten, fleißigen, keifenden, wenn auch gutmütigen Frau, die mit Waschen und Plätten ihre durch die Arbeit, das Musikunterrichtgeben und Komponieren des Hausvaters allein nicht wohl zu erhaltende Familie ernähren half. Er wurde nie ein kirchengläubiger, orthodoxer Frommer, sondern zeigte sich immer nur von einer freudigen und demütigen Gottergebenheit erfüllt, die ihn ein sehr bescheidenes, oft hartes, schweres Loß mit einer gewissen stillen Heiterkeit ertragen ließ. Er hat auch manches komponiert. Aber wie in seinem Leben war auch in seinem Kunstschaffen „der stolze, königliche Wuchs des ersten Schusses“ für immer dahin. Später soll Otto sich wieder nach Polen gewendet haben. Für uns ist er dort völlig verschollen.

Unser Naturforscher soll, wozu er immer schon eine unterschiedene Anlage zeigte, das Schicksal Skepsgardts wenigstens insoweit geteilt haben, als er von einer schweren, nicht wieder geheilten Gehirnkrankheit ergriffen wurde oder — in der gemein gebräuchlichen Sprache zu reden — seinen Verstand verlor.

Nur wir drei, der blonde Philologe, Dr. Schmidt, der später eine Professur für neue Sprachen an einem berühmten staatlichen Erziehungs- und Bildungsinstitut in der Nähe

Berlins bekleidete, der Justizrat, mein einstiger Stubenkamerad, und ich selbst, wir haben aus allen Stürmen und Fluten der folgenden Jahre nicht nur das Leben, sondern — so glauben wir wenigstens — auch den Verstand bis jetzt noch glücklich aus allen Gefährdungen gerettet, welche wohl alle Geistesarbeiter, zumeist aber diejenigen bedrohen, die der Phantasie eine zu ausschließliche Herrschaft in ihrem Geistesleben einräumten: die Romantiker und ihre Epigonen.





II.

Dr. Theodor Weber.

†

An der Bierstädter Landstraße, auf dem Hochplateau im Osten von Wiesbaden, wo sich eine der herrlichsten Ausichten über das üppig fruchtbare, lachende Tal, den zwischen den waldigen Bergzügen im Westen und Norden eingebetteten Badeort und auf die höchsten Spitzen des Taunus im Osten bietet, liegt inmitten eines weiten Gartens voll mächtiger Obstbäume eine einsame, weithin sichtbare Villa. Die Reihe der theils gänzlich in prächtigen Gärten versteckten älteren Lustschlößchen und Landhäuser wie der neueren, hinter bescheidenen Vorgärten hart an der von solchen Bäumen eingefassten, noch zu Wiesbaden gehörigen Bierstädter Straße gelegenen, endet lange vorher. Getreidefelder und Fruchtbaumpflanzungen, welche die breiten Hänge zu beiden Seiten der Chaussee bedecken, lösen diese Häuserreihe auf eine weite Strecke hin ab. Jene weiße Villa, schon auf Bierstädter Terrain gelegen, ist dann wieder das erste Gebäude, das sich an dieser Landstraße erhebt. Im Jahre 1886 wurde es von einem alten Herrn und seinen beiden, um mehrere Jahre jüngeren, unvermählten Schwestern bezogen. Oft sah man ihn ruhig unter den Bäumen seines Gartens wandeln, sich mit diesen und seinen Blumen beschäftigen, oft auch in seinem offenen Wagen auf der Straße dahinfahren.

Wietsh, Aus jungen und alten Tagen.

Immer erregte er dann unwillkürlich die Aufmerksamkeit jedes ihm Begegnenden. Seine breitschulterige hohe Gestalt krönte ein weißbärtiges Haupt, dessen Schädel nur noch spärliches, schneeweißes Haar bedeckte, während aus dem groß und edel geschnittenen, tief gebräunten Antlitz ein paar blaue Augen mit einem Ausdruck von mildem Ernst hervorleuchteten. Bei den Gärtnern und kleinen Hofbesitzern, seinen Nachbarn auf dieser Höhe, stand der schöne, würdevolle Greis in großem Ansehen und erfreute sich einer ungewöhnlichen Popularität, ohne daß er sie gesucht hätte. Man wußte, daß er nach einem Leben voll seltsamer Schicksale in fernen Landen und von großer, erfolgreicher Tätigkeit im Dienste seines preussischen Vaterlandes und des Deutschen Reiches hier auf diesem schönen Fleck Erde in Gesellschaft seiner treuen schwesterlichen Genossinnen in der Stille und Zurückgezogenheit von seiner Arbeit und vom aufregenden Treiben der Welt ausruhte. Das Glück der Ruhe, das er sich für seinen Lebensabend ersehnt hatte, — hier fand er es. Von hier aus ist er am 13. April 1893 auch zur ewigen Ruhe eingegangen und ist das sterbliche Teil des sanft Entschlafenen zum Gottesacker getragen worden. Dieser Greis, dessen Hinscheiden von vielen Freunden in drei Weltteilen herzlich beklagt ward, war Dr. Theodor Weber, bis 1886 Generalkonsul des Deutschen Reiches und Ministerresident in Tanger.

Die Zeitungen haben ihm meist ziemlich kurze, wenn auch ehrenvolle Nachrufe gewidmet. Von dem ganz seltsamen Lebensgang des nun Verstorbenen, über die Schicksale und Ereignisse, die Weber zu dem gemacht hatten, was er war, konnte man aus diesen knappen biographischen Notizen nur Weniges und nur sehr Ungenügendes erfahren. Außer seinen überlebenden beiden Schwestern vermöchte diese Lücken aus eigenem Wissen und eigener Erfahrung heute kein anderer so wie ich zu ergänzen. Ist doch mein eigenes Jugendleben

aufs innigste mit dem Theodor Webers verknüpft gewesen, und hat uns doch noch einmal später nach langen Jahren das Geschick wieder in ganz wunderbarer Weise zusammengeführt und die Enden des zerrissenen Fadens der persönlichen Beziehungen wieder aneinandergesügt.

Im ostpreussischen Oberlande, ungefähr sechs Meilen östlich von Elbing, drei von Preussisch-Holland, in einer von der Passarge zwischen malerischen Ufern durchflossenen, fruchtbaren und waldbreichen Landschaft liegt das alte Kirchdorf Döbern in der Nachbarschaft der seit Jahrhunderten im Besitz der großen preussischen gräflichen Familien von Kunheim, Kanitz, Dohna befindlichen Rittergüter und Herrschaften Spanden, Bodangen, Schlodien, Schlobitten. In den fernsten Tagen meiner Kindheit, von deren Erlebnissen, Empfindungen, Träumen ich bis heute noch so manche in meiner Erinnerung bewahre, bezeichnete der Name jenes Kirchdorfs Döbern für mich den liebsten Ort der Erde. Die Erzählungen des Vaters, die zuerst und am festesten in des Knaben Ohr und Gedächtnis haften, waren — nächst denen von den Freiheitskriegen und von der herrlichen Reiterschlacht an der Ragbach, in welcher des Vaters breite Stirn und sein Hinterkopf so furchtbare Säbelwunden davongetragen hatten und sein rechtes Auge durch den seine Stirn spaltenden Hieb zerstört worden war — die, welche von Döbern und seinem Pfarrhause handelten. Des Vaters liebster Herzensfreund seit seiner frühesten Jugend und bis an sein Lebensende war der protestantische Landpfarrer in diesem Dorfe. So war es schon dessen Vater und Vorgänger im Amt meinem Großvater gewesen, dem hochgelehrten Herrn Kriegsrat Pietsch in Elbing, dem Kommissar des von ihm vergötterten großen Friedrich bei der Besitzergreifung dieser polnisch-preussischen Landesteile. Im Hause dieses vornehm stattlichen Herrn — in meiner Wohnung hängt noch sein lebensgroßes Brustbild in Pastellfarben, ein

Kopf mit klugen grauen Augen, mächtiger Nase, weißgepuderten, wohlfrisierten Haaren, zum Spitzenjacob und blauem Sammetfrack — hatte der Sohn des ihm befreundeten Pfarrers von Döbern seine Schuljahre verlebt. Durch den strengen und doch so liebevollen Herrn, der seit des großen Friedrichs Tode nur seinen wissenschaftlichen Studien und literarischen Liebhabereien lebte, empfang der junge Weber mit meinem gleichalterigen Vater gemeinsam Erziehung und Unterricht. Es sollte eine entfernte Blutsverwandtschaft zwischen beiden Familien bestehen, wenn es mir auch nie gelingen wollte, die Art dieser Verwandtschaft unanfechtbar festzustellen.

Natürlich war wieder ein Teil der Jugendzeit meines Vaters, und sicher nicht der weniger angenehme, im Pfarrhause zu Döbern verfloßen. Dies Kirchdorf war das Paradies seiner Kindheit und seiner Jünglingsjahre, wie es später das der meinen gewesen ist. Mit manchen der gleichaltrigen Söhne jener ostpreußischen Adelsgeschlechter knüpfte er damals Freundschaften, die sich auf der Universität und dann in dem vom Grafen Lehndorf gebildeten National-Kavallerieregiment, in das er als einer der ersten Freiwilligen 1813 eintrat, noch fester und inniger schlossen. Nach dem Tode des alten Pfarrers Weber trat meines Vaters „Vetter“ und Jugendgenosse, der inzwischen in Königsberg Theologie studiert hatte, das Amt seines verstorbenen Vaters im Heimatdorf an. Der junge Pfarrer vermählte sich mit einer hochgebildeten jungen Dame, für welche beide Freunde um die Wette romantisch geschwärmt hatten. Webers verwitwete Mutter bezog das Pfarrers-Witwenhäuschen am Fuß des Kirchhügels und am Ufer des Flüsschens oder breiten kieselreichen Baches, des sogenannten „Fließes“, welcher das Dorf durchströmt, gegenüber dem jenseits und höher gelegenen großen Pfarrhause. Die neue Frau Pfarrerin bewahrte während ihres ganzen Lebens immer eine natürliche und durch ihre Erziehung noch mehr entwickelte

Vornehmheit des Wesens und der Manieren, eine ungewöhnliche Ruhe und Sicherheit des Benehmens: Eigenschaften, welche den aristokratischen Damen der benachbarten Güter den geselligen Verkehr auf dem gastlichen Pfarrhause doppelt angenehm machten. Sie übertrug viel von diesem Wesen auf einzelne von den Kindern (zwei Knaben und drei Töchtern), welche ihrer Ehe entstammten.

In den Zeiten nach den Freiheitskriegen lebte mein Vater, dessen schwere Wunden nur sehr langsam heilten und ihn noch während mancher Jahre fast arbeitsunfähig machten, oft monatelang im Pfarrhause zu Döbern. Als er sich dann 1822 selbst verheiratet und als Regierungsbeamter seinen Hausstand in Danzig begründet hatte, wurden diese Besuche bei dem 16—18 Meilen von dort entfernt lebenden Paare seltener. Aber statt gelockert zu werden, wurde die Freundschaft der beiden Männer durch die längeren Trennungen voneinander nur immer inniger und wärmer. Döbern und dessen Pfarrhaus nahmen in des Vaters lebhafter Phantasie immer verklärtere Gestalt an. Sie waren und blieben ihm zeitlebens das Hauptziel seiner Sehnsucht; der Aufenthalt dort, der persönliche Verkehr mit seinem Weber das Gut und Glück, die ihm als die teuersten und wünschenswertesten erschienen. Er konnte in Wahrheit wie David in seiner erschütternden Totenklage um den getöteten Herzensfreund von diesem, seinem Bruder Jonathan, sagen: „Ich habe meine Freude und Wonne an dir; deine Liebe ist mir köstlicher denn Frauenliebe.“ Diese väterlichen Empfindungen für den geliebten Ort, das Pfarrhaus und die dort lebenden teuern Menschen mußten sich naturgemäß auf mich übertragen. Noch ehe ich es jemals betreten hatte, stand sein nach des Vaters Schilderungen konstruiertes Bild schon glanzumwoben vor meinen inneren Augen. Umgeben von all der damals noch gänzlich unangetasteten, unverpufchten malerisch-architektonischen

und landschaftlichen Schönheit und Herrlichkeit des alten Danzig, und im kindlichen Herzen, beglückt durch das Leben darin, stand es dennoch in meinem Sinn unverrückbar fest: in Döbern ist alles noch viel schöner!

Endlich, im Herbst 1832, noch ehe ich mein achtzes Jahr vollendet hatte, wurde mir zum erstenmal das so heiß begehrte Glück, das geträumte Eden in Wirklichkeit zu sehen. Der Vater trat wieder einmal die Fahrt dorthin an, und ich und mein um zwei Jahre älterer Bruder durften ihn begleiten. Viele Einzelheiten der Fahrt sind wohl meinem Gedächtnis entschwunden. Aber ich meine immer noch den freudigen Schauer zu fühlen, der mich durchrieselte, als auf der mit Ebereschen eingefassten Chaussee hinter Hermsdorff, dem letzten Dorf vor Döbern, die hohe Dachpyramide des schweren viereckigen Turms der alten, im Ziegelrohbau ausgeführten Dorfkirche über den dichten Baumkronen in der Ferne sichtbar wurde. . . . Und dann fuhr der offene Wagen in das trauliche langgestreckte Dorf ein, an dem von den Weiden und Pappeln am Ufer beschatteten Fluß entlang, und hielt unten vor der Gittertür des Mäuerchens, welches den großen Vorgarten des Pfarrhauses umhegte. Eine riesige mehrhundertjährige Linde erhob sich innerhalb dieses Mäuerchens dicht neben jener Pforte und breitete ihr Laubdach weithin über die Wege und Blumenbeete, die Stachel- und Himbeergebüsch des Gartens, der das sanft ansteigende Gelände bedeckte, auf dessen Höhe das einstöckige, blaßrosa gestrichene Pfarrhaus, mit einem Mansardengeschosß unter dem Ziegeldach, sich erhob. Von der Gartentür führte ein Fußsteg weiter hinab zu der Holzbrücke, die sich zwischen zwei schlanken hohen Pappeln an ihrem Eingang, über das Fließ spannte. Sie mündete auf den Kirchsteig. Ziemlich steil ansteigend am dortigen Hügelhange, zog er sich über den Friedhof zum südlichen Portal des Gotteshauses hin, das seinen Chor dem Bach

und dem Pfarrhause drüben, seine Turmfassade der oben auf der Höhe vorüberführenden Hauptstraße des Dorfes zugekehrte. Dort oben, zur Linken des Steges, lag das niedrige, laubumrannte Schulhaus mit der Wohnung des Lehrers, Küsters und Kantors; unten aber, mehr am Ausgang der Brücke, das Pfarrwitwenhäuschen, das die alte Mutter, „das Großchen“ genannt, bewohnte.

Das alles dünkte mir, als ich es nun in der Wirklichkeit vor mir sah, als hätte ich es längst gekannt. Onkel und Tante Weber empfingen meinen Vater mit herzlichster Freude, uns Jungen freundlich und gütig. Den Bettern und Mühmchen standen wir, und zumal ich, der ich einer der schüchternsten, unbehilflichsten, träumerischsten Knaben war, zunächst noch etwas scheu und fremd gegenüber. Es währte einige Zeit, bis wir uns mit ihnen anfreundeten. Der älteste Sohn Theodor, der in Elbing das Gymnasium besuchte und nur zu den Herbstferien nach Hause gekommen war, ein bald sechzehnjähriger, schlank und kräftig gewachsener hübscher Bursch mit blitzenden blauen Augen und glattem, hellbraunem Haar, konnte für uns „lüttes Kroptüg“ unmöglich viel übrig haben. Er beehrte uns mit einem kühlen spöttischen Lächeln. Der jüngere Bruder Anton dagegen war noch ein „unbedarntes“ Kind von zwei bis drei Jahren. Von der ältesten der drei Töchter, Konstanze, die damals bereits die Braut eines Landpfarrers in Altstadt bei Christburg war, ist mir nur eine sehr unbestimmte Vorstellung geblieben. Die beiden anderen Töchter, Rose, die damals etwa Neunjährige, und die um zwei Jahre jüngere Therese sehe ich im Geiste nicht mehr, wie sie dem achttjährigen Knaben, sondern wie sie bei späteren Besuchen dem sich dem Jünglingsalter Nähernden erschienen sind. Jene fein und zart von Antlitz und Gestalt, still und ernst und nachdenklich aus den großen blauen Augen blickend, die weiße Stirn vom glatt geschheitelten braunen Haar eingerahmt; die

Schwester, für ihr Alter auffallend groß und kräftig, mit einem Kopf voll kraus gewelltem, hellblondem Haar, mit vom frischen Rot der Gesundheit leuchtenden Wangen, mit lachenden hellen Augen und roten Lippen. Ich schien ihr immer einen komischen Eindruck zu machen, und die Überzeugung davon machte mich natürlich nur noch verlegener und verwirrter. Die größte Wirkung auf mich brachten wohl schon damals die Erscheinung und das ganze Wesen des Onkel Pfarrers hervor. Seine ungewöhnlich große, schlanke Gestalt überragte die ebenso ungewöhnlich kleine und zierliche meines Vaters um mehr als nur Haupteslänge. Unter seiner hohen, schön gewölbten, vom schlicht herabwallenden hellbraunen Haar umschatteten Stirn und den dunkleren Brauen blickten die blauen Augen mit dem Ausdruck lauterer Seelenreinheit, Milde, Güte und stillen heiteren Friedens. Die anmutig geschwungenen feinen Lippen unterhalb der kräftig modellierten, knöchigen, breitrückigen Nase umspielte das liebenswürdigste Lächeln, das unverkennbare Zeichen seines freundlichen Herzens und seines graziosen Geistes, der für den Humor darum kein geringeres Verständnis hatte, weil er mit voller Seele seinem geistlichen Beruf hingegeben war. Die Tante und ihre bei ihr lebende unvermählte Schwester Lina flößten mir durch ihre kühle Vornehmheit eine respektvolle Scheu ein, die ich auch in späteren Jahren nur schwer zu überwinden vermochte.

Vor der langen Fassade des Pfarrhauses zog sich eine Terrasse hin, die mit einer Hecke von Stachelbeersträuchern eingefast und von hohen Flieder- und Hollunderbüschen beschattet war. Durch die Thür in der Mitte trat man in einen weiten Flur, die Diele, wo gewöhnlich die Mahlzeiten der Familie eingenommen wurden. Zur Rechten, gegen Süden hin, lag die große, grüne, „gute“ Stube, durch zwei Fenster in der westlichen Langseite und ein Erkerfenster in der südlichen Schmalseite erhellt, welches durch das dichte Nebenlaub

der Weinspaltere an dieser Seitengiebelfront des Hauses in grüngoldige, warme Dämmerung getaucht wurde. Auf der Nordseite des Flurs öffnete sich die Thür zu dem Wohnzimmer, das genau wie jenes „gute“ gestaltet, aber noch einfacher als letzteres, in dem sogar ein Klavier stand, möbliert war. Nach hinten, nach Osten hin, grenzten an diese beiden Zimmer hier die Schlaf-, dort die Dienstuben und die Küche. Das Stockwerk darüber unter dem hohen Dach enthielt Bodenräume, Kammern, in welchen im Herbst die reiche Apfel- und Birnen-ernte aufbewahrt lag — ich empfinde noch immer den eigentümlichen, so reizende Vorstellungen in der Knabenseele erweckenden Geruch! — und im nördlichsten Giebel, dem für mich damals wie bei jeder späteren Wiederkehr liebsten Raume des ganzen Hauses, das Bibliothek- und Arbeitszimmer des Onkels. Aus dem breiten Fenster in seiner Giebelwand blickte man über den angrenzenden bescheidenen Wirtschaftshof des Pfarrhauses mit seinen Ställen und Scheunen und weiter über deren Strohdächer, über die Baumkronen und Dachfirste des Dorfes hinaus bis zu dem dunklen Saum des herrlichen Waldes, welcher sich zwischen Döbern und dem gräflich Kunheimischen Herrensitze Spanden ausdehnt. In der Mitte des niedrigen Zimmers stand der große Arbeitstisch, nahe ans Fenster gerückt. An den Wänden waren bis zur Decke reichende Regale angebracht, ganz gefüllt mit älteren und neueren Büchern, und davor an der Westseite befand sich ein mit Rattun bezogenes, schmales altes Sofa mit zopfigen Rokoko-beinen und -Lehnen. Diese Bibliothek enthielt keineswegs nur das geistliche Rüstzeug des Theologen. Wie von dem Pfarrherrn in „Hermann und Dorothea“ konnte es auch mit gleichem Recht von Onkel Weber gesagt sein: er „war vom hohen Werte der heiligen Bücher durchdrungen; aber er kannte wohl auch die besten weltlichen Schriften“. Da standen neben den griechischen, römischen und altfranzösischen Klassikern, den

gelehrten theologischen und philosophischen Werken die Gesamtausgaben der Schriften Herders, Wielands, Lessings, Goethes, Schillers, L. Tiecks und Jean Pauls, untermengt mit älteren Originalausgaben einzelner ihrer Schriften aus der Zeit ihres ersten Erscheinens, mit den Romanen Walter Scotts, Coopers und meines schon frühe erwählten Lieblings G. T. A. Hoffmann friedlich beieinander. In der südlichen Wand dieses Bibliothekzimmers öffnete sich ein halbdunkler Kofen, in dem ein Bett stand. Dort schlafen zu dürfen, dünkte mir auch in den späteren Jünglingsjahren immer als ein ganz besonderes Glück, wodurch das schon an sich so Große des Aufenthaltes im Döbernschen Pfarrhause noch gesteigert wurde und einen köstlichen Reiz mehr empfing. Eine nicht zu schildernde geistig-gemüthliche Atmosphäre voll Traulichkeit und heimlichem Behagen umfing mich bei jeder Wiederkehr in diesen beiden Räumen. Schon der Büchergeruch, der manchen Nasen so schwer erträglich ist, — hier wirkte er immer wie berauschend auf mich.

Auch auf der Süd- und Ostseite war das Pfarrhaus von Gärten umgeben. Sie führten sehr verschiedene Bezeichnungen. Vor der südlichen Giebelwand und dem Erkerfenster im Erdgeschoß breitete sich der Blumen-, Apfel- und Birnengarten mit seinen fruchtschweren, alten Obstbäumen aus. An ihn grenzte nach hinten hin der Kirchgarten, in welchem aus saftigem, grasbedecktem Wiesenboden ein Wald von schlanken Bäumen entsproßt war, die ganz merkwürdig große und weinfüße „Morellen“ alias „rheinische Kirschen“ trugen. An diesen schloß sich wieder der Biengarten, der seinen Titel von den darin aufgestellten Bienenstöcken hatte, und der Ruhgarten, eine eingehegte Weide für die wenigen Kinder des Pfarrhofes. Dann trat man auf das weite Ackerland hinaus. Für ein Knabenherz war hier der „Wonne viel“. Freilich deren volle Erkenntnis konnte mir damals noch nicht aufgehen.

Sie sowohl als der rechte Genuß aller der erlesenen Freuden, die mir Döbern zu bieten hatte, blieb späteren Zeiten vorbehalten.

Sehr bald nach jenem ersten Besuch in Begleitung des Vaters und Bruders traf, nach dem Wunsch des Onkel Pfarrers, sein ältester Sohn Theodor bei uns in Danzig ein, um auf dem dortigen Gymnasium die Obersekunda und Prima zu absolvieren und sein Abiturium abzulegen. Daß er Theologie studieren müsse, wurde als selbstverständlich angesehen. Das Pfarramt in Döbern konnte doch füglich immer nur von einem Weber übernommen werden. Ebenso selbstverständlich war es, daß der Sohn des nächsten Freundes in unserem Hause Aufnahme fand.

Er war sehr frühe gereift, zeigte überlegene Klugheit, praktische Verständigkeit, Energie des Willens und Sicherheit des geselligen Benehmens. Da sich mit diesen Eigenschaften der Vorzug einer ungewöhnlich anziehenden Erscheinung verband, so konnte es nicht ausbleiben, daß er allgemein gefiel, mehr, als es Gymnasiasten sonst zu widerfahren pflegt, in gute Häuser gezogen und überall wohl aufgenommen wurde. Während seines letzten Jahres in der Prima ließ er sich durch die ihm gebotenen, sehr vorteilhaften Bedingungen bestimmen, mit Einwilligung seines Vaters in das Haus eines reichen Kaufmanns in Danzig zu übersiedeln und eine Art Hauslehrerstelle bei dessen Söhnen zu übernehmen. Nach glücklich bestandnem Examen aber bezog er nach alter Familientradition die Albertina zu Königsberg, um dort Theologie zu studieren und sich zum künftigen Landpfarrer in Döbern vorzubereiten.

Die Lust an möglichst weiten und langen Fußreisen war mir angeboren und seitens des Vaters während meiner Knabenjahre noch beständig durch gemeinsam unternommene Wanderungen genährt und verstärkt worden. Als ich mein dreizehntes

Jahr erreicht hatte, fanden die Eltern nichts dagegen einzuwenden, daß ich diese Wanderungen von nun ab auch weit über die Umgebungen der Vaterstadt hinaus bis nach Döbern ausdehnte. Die Sehnsucht dorthin hatte mich in den seit dem ersten Besuch verflossenen Jahren nie verlassen. Endlich sollte sie wieder erfüllt werden. Mit einem Taler Reisegeld in der Tasche, das Ränzeln auf dem Rücken, wanderte ich am ersten Tage der Hundstagerferien hinaus, diesem fernen Ziele zu, die junge Seele voll lockender Traumbilder, voll unbestimmter Ahnungen neuer seltsamer Erlebnisse, Abenteuer, merkwürdiger Begegnungen, noch ungekannter Freuden.

Man konnte verschiedene Wege nach Döbern einschlagen. Der eine war die chaussierte Poststraße, welche über Dirschau, Marienburg und Elbing auf Preussisch-Holland führte. Eine andere, der Meilenzahl nach kürzere Route war die durch die Danziger Niederung direkt auf Elbing führende, auf der man freilich die Chaussee und damit auch die Sicherheit eines gangbaren Weges bei und nach Regenwetter entbehrte. Verwandelten doch schon wenige Regentage den Boden dieser unchaussierten Landstraße der Niederung in klebrigen Lehm und Morast, auf dem der Fußgänger nur mit größter Mühe vorwärts gelangen konnte und eine schwere Last vaterländischen Erdreichs an seinen Stiefeln mitzuschleppen genötigt war. Von Elbing aus konnte man statt der Chaussee nach Preussisch-Holland auch einen diese Stadt gar nicht berührenden Weg am Drausensee vorbei durch das malerische, wälderreiche Hüggelland wählen, der für den Fußgänger noch sehr viel lohnender und reizvoller war. Ich besinne mich noch, daß ich auf jener ersten Fußreise nach Döbern vor nun siebenundsechzig Jahren durch die Niederung auf Elbing loswanderte und bald in so vom Regen aufgeweichte Landwege geriet, daß ich nach vielstündigem Marsch und verzweifelttem Kampf mit dem klebrigen Lehm des Straßenbodens zur Einsicht in die

Unmöglichkeit des Weiterkommens gelangte und in gelinder Verzweiflung schlechterdings nicht mehr wußte, was beginnen. Ein des Weges kommender leerer Postwagen, dessen gutmütiger Postillon sich meiner erbarmte und den blinden Passagier, unter dem Spritzleder, wie Georg Herwegh nach seinem ersten unglücklichen Versuch einer revolutionären Waffentat in Baden, verborgen und gegen den strömenden Regen wie gegen indiscrete Blicke geschützt, mit nach Elbing nahm, rettete mich aus der fatalen Lage. Auf fester Chaussee ging dann anderen Tages die Wanderung bis Preussisch-Holland, von dort auf guten Landwegen weiter ins preussische Oberland hinein, zwischen dessen dunklen, waldigen Höhenzügen das Ziel meiner Wanderung lag. Ein alter Gesangbuchvers klang mir durch den Sinn: „Blicke nach den blauen Bergen Zions unverwandt hinauf, denn von den geliebten Bergen geht Dein Heil Dir auf!“

Und bei jenem Besuch Döberns und seines Pfarrhauses wie bei jedem späteren fand ich in Wahrheit dort in jenen „geliebten Bergen“ all das Heil, das ich erträumt hatte. Die in manchen folgenden Jahren dort verlebten Wochen waren jedesmal Zeiten voll ungetrübter Glückseligkeit.

Vetter Theodor, der als Student, dann als Kandidat der Theologie von Königsberg herüberkam, acht bis neun Jahre älter als ich, blieb freilich auch damals immer eine mir fremd gegenüberstehende Respektsperson. Sein von jeder romantischen Sentimentalität durchaus freies Wesen, seine klare Verständigkeit, sein praktischer, nüchterner Sinn, die überlegene Ironie, mit der er mich phantastischen Jungen behandelte, das alles verhinderte ein inniges Anschließen meinerseits an ihn. Ich konnte mir ihn schlechterdings nicht als Landpfarrer, als Nachfolger Onkel Webers, vorstellen, desto besser als Landwirt großen Stils, als Kavalier oder große Geschäfte leitenden hohen Beamten. Die beiden Schwestern konnten mich nicht

recht für voll ansehen. Desto gütiger und theilnehmender an meiner unbedeutenden Person, an meinem Knabendenken und =Treiben zeigte sich der Dunkel Pfarrer selbst. Meine Liebe und Verehrung für ihn war ohne Grenze. Wie die Verehrung aller Hoheit und Lauterkeit des Geistes und Gemütes erschien er mir, als der echte zu seinem heiligen Amt berufene und auserwählte Seelenhirt seiner Gemeinde, in dem sich geistliche Würde mit schöner schlichter Menschlichkeit aufs glücklichste verschmolzen. Auch dem einfachsten, rohesten Justmann und Tagelöhner des Dorfes wußte er Vertrauen einzuflößen und mächtig auch auf die harten und verstockten Gemüther einzuwirken. Und zugleich war er ein feinsinniger, kunst- und schönheitsbegeisterter Poet. Wie verklärt dünkte mir immer seine ganze Erscheinung, wenn seine lange, schlanke Gestalt mit uns Sonntags beim Glockengeläute über die Fließbrücke und den Kirchsteig hinauf zum Gotteshause schritt, wenn er da auf der Kanzel stand und mit seiner zarten und doch überall vernehmlichen Stimme in Worten predigte, die zu allen Herzen drangen; und wenn er dann in unserem Geleit nach beendetem Gottesdienst über den Friedhof hinabwandelte, um ins Pfarrerverwitwenhäuschen unten am Bach einzutreten, wo das geliebte Großchen im schwarzen Sonntagskleide und schneeweißen Häubchen auf dem silbergrauen Scheitel den „Herrn Sohn“ erwartete, ihn in freudiger Herzensbewegung mit mütterlichem Kuß begrüßte, worauf sie nie versäumte, ihm wie dem jungen Volk ein Gläschen voll süßen Ungarweins oder Madeiras und die braunen, selbstgebackenen, köstlich mündenden „Plätzchen“ darzubieten . . .

Immer stand die Pfarrerverfamilie in lebendigem, höchst angenehmem geselligem Verkehr mit den Familien der aristokratischen Herrschaftsbesitzer des Oberlandes. Ein Sohn oder eine Tochter aus deren Häusern wurde wohl während des Jahres der Vorbereitung zur Konfirmation ganz ins Pfarr-

haus in Pension gegeben, wo sie gute Freundschaft mit den Weberschen Kindern schlossen und hielten. Mit den Eltern wurden Besuche ausgetauscht; Einladungen zu größeren Gesellschaften und Festlichkeiten wurden gegenseitig gesendet und angenommen. Die nächsten und herzlichsten Beziehungen hatten sich zwischen dem Weberschen Pfarrhause und dem des Grafen Kunheim auf Spanden geknüpft. Die Gräfin — ich glaube eine geborene v. d. Gröben — war eine Frauennatur von bezaubernder Anmut der Erscheinung, des mädchenhaft lieblichen, braunäugigen Kopfes, der Sprache, des herzigen, gütigen Wesens. Ihre Eigenschaften waren auf die beiden Töchter, die blonde und die brünette, übergegangen, welche, ob auch um einige Jahre jünger als die Weberschen, in diesen ihre liebsten Gespielen sahen. Der eine Sohn war gerade damals ins Pfarrhaus zum Unterricht gegeben. Nach Spanden führte von Döbern her eine Wanderung von wenig mehr als einer Stunde durch einen Wald von einer Pracht, Dichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, des Laub- und Nadelholzes, wie ich sie in allen Länden in keinem anderen Walde überboten gefunden habe. Welche Spaziergänge über die Wiesen und Getreidfelder zu diesem Walde hin und in seinem schattigen, von Sonnenstrahlen durchblitzten und vergoldeten Dickicht nach Spanden, zu dem traulich und behaglich, ohne prächtigen Luxus eingerichteten Herrenhause, inmitten des parkähnlichen Gartens, am buschigen Ufer der rasch, reißend und rauschend wie ein Bergbach dahineilenden Passarge, wo uns Kindern, so gut wie den Großen, der freundliche Willkommenruß gewiß war! . . .

Dieser Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft störte und hinderte nicht im mindesten den der Pfarrerverfamilie mit den im Dorfe ansässigen gebildeten, kleinbürgerlichen Häusern, dem des Krämers und Apothekers Dybowski und des Lehrers und Kantors Janson. So wenig wie der geistliche, fand auch jemals

der weltliche Hochmutterfufel Eingang in den demütigen Sinn dieses echten Verkünders des Evangeliums.

Es würde mich zu weit ab von meinem eigentlichen Thema führen, wenn ich hier fortfahren wollte, alle meine verschiedenen Ferienbesuche in Döbern in der Blütezeit, in der Zeit der reifen Früchte und Ähren und in der des Weihnachtsfestes zu schildern. Zwei der schönsten machte ich um Pfingsten und um Weihnachten des Jahres 1840, wieder in Begleitung meines Vaters. Im Januar hatten wir die Mutter durch den Tod verloren. Der Vater vertraute mein elfjähriges Schwesterchen den Freunden in Döbern zur weiteren Erziehung an. Um Pfingsten brachten wir das Mädchen dorthin, wo es die liebevollste Aufnahme finden sollte. Um Weihnachten besuchte der Vater mit mir das Pfarrhaus noch einmal, um das mutterlose Kind wiederzusehen, an welchem sich der ganze Segen dieses Aufenthaltes schon herrlich bewährt hatte. Ich aber kam, um Abschied für lange Zeit zu nehmen, da ich Anfang April des neuen Jahres nach Berlin gehen sollte, — um ein Maler zu werden. Eine so wundervolle Winterreise wie jene durch die verschneiten Wälder, von Preussisch-Holland ab im offenen Schlitten, solch eine Weihnachtsabendfeier, solche Weihnachtsfeiertage, wie wir sie damals in Döbern verlebten, wo das ob auch fast achtzigjährige „Großchen“ noch immer lieb und herzlich, geistig klar und frisch, körperlich rüstig im Witwenhäuschen schaltete und dem Familienleben im Pfarrhause durch ihre ehrwürdige und auch im höchsten Alter noch so liebliche Persönlichkeit eine köstliche Würze mehr verlieh, — solche Weihnachtstage meine ich nie vor- und nie nachher genossen zu haben. Die Töchter, Rose und Therese — beinahe hätte ich geschrieben: „Sophie und Olivia“, die Ähnlichkeit mit diesen berühmten Landpfarrerstöchtern war eben gar zu groß! — prangten im vollen ersten Glanz ihrer siebzehn- und fünfzehnjährigen, hold erblühten Mädchenschönheit. Von wie frohen Hoffnungen des

neuen, mir bevorstehenden Künstlerlebens in Berlin auch meine Brust erfüllt war, — zu verwundern war es nicht, wenn der Abschied mein sechzehnjähriges Herz beengte.

Auch die neuen mächtigen Eindrücke, die in Berlin auf mich eindrangen, die neuen Freundschaften, die sich hier knüpften, die tiefgreifenden Wandlungen in meinem Denken, Anschauen und Empfinden, meinem Geschmack und meinen Neigungen konnten die Bilder von Döbern und seinem Pfarrhause nicht verblässen machen, mein Heimweh dorthin nicht abstumpfen. Nach drei Jahren besuchte ich den Vater in Danzig, und kaum konnte ich den Augusttag erwarten, an dem ich mich in den Postwagen setzte, um nach Döbern zu fahren. Ich fand dort alles mindestens so schön und lieb, wie ich's verlassen hatte. Noch stand die uralte Linde und breitete ihre volllaubigen Zweige über den Vorgarten aus. Noch lebte Großen im Witwenhäuschen, noch vermochte Webers lebendiges, gottbegeistertes Wort die Seelen aller Hörer zu zwingen. Die beiden Mühmchen und mein Schwesterchen ebenso wie die jungen reizenden Komtessen Kuhnheim und ihre Mutter hatten in diesen vier Jahren an Schönheit und Anmut nur noch gewonnen. Die Stimme Koses war noch reifer und süßer, ihr Gesang noch kunstvoller und lieblicher geworden. Um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, war in das Pfarrhaus ein hübsches, junges Fräulein, Adelhaid von Strachowsky, in Pension gegeben, die Tochter eines protestantischen Rittergutsbesitzers, einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten unter allen seinen Standesgenossen. Er ist mir noch in der Erinnerung als eine wahrhaft geniale, großartig angelegte Natur von überschäumender Kraft, von glänzendem, satirischem Humor, der schonungslos mit Allem ins Gericht ging, was er als heuchlerisch, hohl, lächerlich, verwerflich erkannte; liberal und oppositionell in seiner Gesinnung, wie damals 1844, zur Zeit der berühmten Reise des Königs zum Universitätsjubiläum

nach Königsberg, ein so großer Teil des ostpreussischen Landadels. Unvergessliche Tage verlebte ich auf dieses Herrn Besitzungen; ebenso in Podangen, in dem gastlichen, glänzenden Herrnsitz des kunstfreundlichen, geistvollen Grafen Kanitz; auf Lomitten in dem mit einer Fülle edler Kunstwerke neuerer und alter Meister durch den früheren, damals bereits verstorbenen Besitzer geschmückten Schloß der Herren von Gatten im Ermlande. Aber die aller schönsten Stunden blieben doch immer die im Pfarrhause; die Stunden in der Bibliothek, wo ich in Goethe und in — Jean Paul schwelgte, wie die auf den Fußwanderungen durch die herrlichen Wälder, bald allein, bald im liebsten Geleit unter Gesang und herzlichem Geplauder; und nicht am wenigsten auch die den Sitzungen gewidmeten, welche mir Dank und Ruhme für ihre Porträts gewährten. Sieben glückliche Wochen bis tief in den Herbst hinein waren mir diesmal — das letzte Mal für immer! — dort vergönnt.

Better Theodor hauste damals als Kandidat, Hauslehrer und Theologe wider Willen in Königsberg, sicher noch ohne eine Ahnung von dem seltsamen Geschick, das ihn so bald schon weit hinweg von der Heimat in ganz andere Lebensbahnen schleudern sollte. Der Weberschen nahe verwandt war die Familie des Landpfarrers Schulz in dem Kirchdorfe Hirschfeld im Kreise Preussisch-Holland. Von den Söhnen studierte der eine Theologie. Ein anderer, glänzend begabter Sohn hatte das Studium der orientalischen Sprachen erwählt und sich zu diesem Zwecke mehrere Jahre in Paris aufgehalten. Das alles umstrahlte das hochstirnige, blonde Haupt dieses Landpfarrersohnes mit einem ganz eigenartigen Nimbus.

Im Jahre 1842 fand bekanntlich die Gründung des protestantischen Bistums in Jerusalem statt, die, durch König Friedrich Wilhelm IV. angeregt, mit der britischen Regierung gemeinsam unternommen wurde. Mit der Einsetzung des

ersten (anglikanischen) Bischofs wurde gleichzeitig die Errichtung eines preussischen Konsulats in Jerusalem beschlossen, das unter dem Generalkonsul für Syrien in Beirut, damals Herrn von Wildenbruch, stehen sollte. Bei der Besetzung dieses Postens fiel die Wahl des Ministeriums auf den jungen, gelehrten Orientalisten Dr. Schulz in Königsberg. Die sich ihm eröffnende Aussicht erschien ihm verlockend genug. Er nahm die Berufung an und begab sich nach Jerusalem, wo er die in seine Befähigung für ein solches Amt gesetzten Erwartungen glänzend rechtfertigte. Für den Herbst des Jahres 1844 hatte er einen mehrmonatlichen Urlaub zum Besuch seiner Heimat erhalten. Ich befand mich noch in Döbern, als der Brief eintraf, welcher der Familie seine Ankunft ankündigte. Immer schon waren seine Briefe aus Jerusalem der Gegenstand des lebhaftesten Interesses für alle Verwandten gewesen. Dieser aber erregte doppelte Freude. Stellte er doch nicht allein das Kommen des allen so werten, bedeutenden Mannes in nahe Aussicht; er machte zugleich auch Mitteilung von einem anderen hohen Ereignis: von Schulz' Verlobung. Im Hause des Herrn von Wildenbruch, zu dem er bald in freundschaftliche Beziehungen getreten war, hatte er die Bekanntschaft einer dort halb als lieber Besuch, halb als „Stütze der Hausfrau“ lebenden jungen Dame, der Tochter eines österreichischen Offiziers in Triest, gemacht, ihre Liebe gewonnen und sich mit ihr verlobt. Auf seiner Urlaubsreise in die Heimat wollte er sich den Eltern der Braut persönlich vorstellen. Aus diesem Brief des gewöhnlich ernstern, ruhigen Mannes sprach ein so volles Glücksgefühl, daß alle Bewohner des Weberschen Hauses in herzliche Freude versetzt wurden.

Sie sollte ein nur zu rasches Ende finden! Kaum eine Woche danach traf ein zweiter Brief von Schulz ein. Die älteste Tochter begann ihn vorzulesen; aber plötzlich stockte sie, entfärbte sich, und Tränen stürzten aus ihren großen, sanften,

blauen Augen. Die Vorgänge, welche dieser Brief erzählte, waren allerdings danach angetan, jedes Herz zu erschüttern und jedem Auge Tränen zu entlocken. In einfacher, knapper Form, ohne in seinen Ausdrücken die furchtbare innere Erregung zu verraten, berichtete Schulz folgendes. Ehe er sich in Beirut nach Triest einschiffte, besuchte er noch einmal, um die letzten Scheidegrüße mit seiner Braut auszutauschen, Wildenbruchs schön gelegenes Landhaus im Libanon, das die Familie im Sommer und Herbst bewohnte. Ein Jäger des Generalkonsuls war kurz zuvor aus dessen Dienst gejagt worden, weil er das Fräulein mit wahn sinnigen Liebesanträgen belästigt hatte. Schulz sitzt mit der Braut Hand in Hand in einer Laube des das Landhaus umgebenden Gartens. Plötzlich sieht er jenen entlassenen Diener eintreten, eine Büchse anlegen und auf das Mädchen zielen; — in demselben Augenblick, ehe Schulz noch aufspringen und sich dazwischenwerfen konnte, kracht der Schuß, und blutüberströmt sinkt die nur zu gut Getroffene zurück. Während Frau von Wildenbruch herbeieilt und sie in ihren Armen auffängt, stürzt Schulz dem fliehenden Mörder nach. Aber bevor er ihn erreicht, hat dieser schon den zweiten Lauf gegen sich selbst gerichtet, abgefeuert und liegt tot zu den Füßen seines Verfolgers. Frau von Wildenbruch befand sich in gesegneten Umständen. Das Herzblut des unglücklichen Mädchens strömte über sie hin . . . Ungefähr vier Monate später, am 9. Februar 1845, gab sie einem Sohn das Leben — dem Dichter Ernst von Wildenbruch. Schulz hat die Verwandten und Freunde, wenn er nun käme und bei ihnen weilte, nie das entsetzliche Erlebnis in ihren Gesprächen zu berühren. Er selbst ist nie darauf zurückgekommen. Aber solche Minuten können nicht ohne tiefe, dauernde Nachwirkungen auf den Seelenzustand des Unglücklichen bleiben, der sie durchleben mußte. Es mag ihm gelingen, die Anderen eine Zeitlang über seine Gemüthsverfassung zu

täuschen, das unaustilgbare Weh frist dennoch im verborgenen weiter am Marke des Daseins. Als Schulz seinen Vetter Theodor Weber in Königsberg wiederfand, machte er diesem den Vorschlag, ihn bei seiner Rückkehr nach Jerusalem zu begleiten und für längere Zeit bei ihm zu hausen. Ein solcher Aufenthalt könne ihm auch als Theologen nur nützlich sein. Es böte sich ihm dort Gelegenheit zu interessanten biblisch-topographischen Arbeiten und zu orientalischen Sprachstudien, die ihn zu Erreichung noch ganz anderer Lebensziele geschickt machen würden als das, einmal das väterliche Amt des Dorfpfarrers in Döbern zu bekleiden. Dieser Vorschlag entsprach in jeder Hinsicht den Wünschen Webers, der mit Freuden zusagte. Der Vater willigte ein. Im Frühjahr 1845 begleitete der junge Theologe den Vetter Schulz nach Jerusalem.

Dort aber hat er sich keineswegs auf theologische und sprachliche Studien beschränkt. Die politischen Zustände Syriens, der Türkei und die deutschen Interessen im Orient boten für ihn weitere fesselnde Gegenstände des Studiums. Leicht und gern arbeitete er sich in die Konsulatsgeschäfte ein.

Als Schulz, ich glaube im Jahre 1847, die Vertretung von Wildenbruchs, der nach Konstantinopel versetzt wurde, übernehmen mußte, konnte er Weber interimistisch die Leitung des Konsulats in Jerusalem überlassen. Wenige Jahre später trat ein von den Schulz Nächststehenden bereits gefürchtetes Ereignis ein: eine schwere Gemütskrankheit kam bei ihm zum Ausbruch. Er wurde in seine Heimat zurückgebracht und Weber definitiv mit dem Vizekonsulat in Jerusalem betraut. Seine Geschäftstüchtigkeit und seine hervorragenden persönlichen Fähigkeiten, die ihn für solche Posten im Orient vorzüglich geeignet machten, hatte man in Berlin längst genügend würdigen gelernt. 1865 übertrug das Ministerium ihm das preussische Generalkonsulat für Syrien in Beirut, das im

Oktober 1867 in das des Norddeutschen Bundes, 1871 in das des Deutschen Reiches verwandelt wurde.

Weber hatte sich 1856 bei einem Besuch in der Heimat mit seiner Nichte, einer Tochter seiner ältesten Schwester Konstanze Schumann in Altstadt, verheiratet. Nach kurzer Ehe starb sie, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Auch sein Vaterhaus verödete. Das Großvater war bereits 1847 im sieben- oder achtundachtzigsten Jahre gestorben. Es folgte der vierhundertjährigen Linde am Gartenpfortchen, die kurz zuvor gefällt worden war. Der jüngere Bruder Anton, der in Berlin die Bauakademie absolviert hatte, erkrankte in der Ausübung seines Berufs als Wasserbautechniker in der Aller in Preussisch-Littauen. Die Eltern schlossen 1866 und 1867 die Augen für immer. Ein neuer Pfarrer zog an Webers Stelle ins Pfarrhaus ein. Die beiden Schwestern fesselte nichts mehr an die Heimat. Der Bruder lud sie ein, nach Beirut zu übersiedeln, sein Haus zu teilen und demselben vorzustehen. So fasten auch sie im Orient festen Fuß.

Bis Ende 1874 verblieb Theodor Weber in Beirut. Er hatte sich die volle Anerkennung seiner Wirksamkeit seitens der preussischen wie später seitens der des Norddeutschen Bundes und der deutschen Reichs-Regierung erworben. Als kaiserlicher Ministerresident für Marokko wurde er nach Tanger versetzt.

Mit beiden Schwestern übersiedelte er dorthin. Das schönste Landhaus im schönsten Garten Tangers, vordem der Wohnsitz des schwedischen Geschäftsträgers, oben auf der Hochebene im Süden der Stadt, vor deren Mauertor hart an der Landstraße, gegenüber dem „Succo“, dem Marktplatz gelegen, war von der deutschen Reichsregierung als Sitz unserer Ministerresidentur bestimmt und erworben. Seit Theodor Weber mit seinen Schwestern dies im arabischen Stil gebaute Hotel bezogen hatte, wurde es zur Stätte einer in der liebens-

würdigsten Weise geübten großartigen Gastfreundschaft. Nach altem Herkommen pflegt jeder neue Gesandte oder Ministerresident einer fremden Macht in Tanger — welche Stadt ihnen allein als Wohnsitz angewiesen ist — im ersten oder zweiten Jahre nach seinem Amtsantritt sich in feierlichem Zuge unter dem Geleit der Zelt- und Bedienungsmannschaften, welche der Sultan nebst Pferden, Maultieren und Kamelen für den Gesandten und seine Begleiter von Fez aus sendet, zu Roß nach dieser Residenz zu begeben, um sich dem Beherrscher der Gläubigen vorzustellen und ihm die Ehrengeschenke seines Souveräns zu überreichen. Mitte April des Jahres 1877 sollte diese Gesandtschaftsreise durch Dr. Theodor Weber angetreten werden. Korvettenkapitän Zembisch, ein ausgezeichnete Marineoffizier, der später ganz in die diplomatische Laufbahn übergetreten ist, wurde beauftragt, die für den Sultan Muley Hassan bestimmten kaiserlichen Geschenke in Begleitung von sechs Offizieren, eines Sergeanten, eines Wachtmeisters verschiedener Regimenter und eines Stabsarztes von Berlin nach Tanger zu bringen, sich mit diesen Herren der von Weber zu führenden Gesandtschaft anzuschließen und ihm bei den geschäftlichen Verhandlungen mit dem Sultan und seinen Ministern zur Seite zu stehen. Ich hatte das Glück, diese Expedition mitmachen zu dürfen.

Weber und die ältere Schwester hatte ich wohl einmal in den 60er Jahren in Berlin wiedergesehen, seitdem nie wieder. Der Gedanke des bevorstehenden Zusammentreffens mit den drei Geschwistern, an deren Personen sich so viele Erinnerungen an die glücklichen Tage der Jugend knüpften, versetzte mich, je mehr wir uns Tanger näherten, in immer wachsende Erregung.

Weber erwartete uns in Person am Ufer. Sein Bart und Haar waren gebleicht, seine Haut gebräunt, seine männliche Schönheit aber war unverändert geblieben. Das lange

Leben im Orient und der stete Verkehr mit Orientalen hatten die ihm natürliche kühle Ruhe und Gelassenheit seines Wesens noch bedeutend gesteigert; aber er ließ es an Herzlichkeit gegen mich nicht fehlen und gestattete es nicht, daß ich mit den anderen Reisegenossen das Hotel bezöge. Er führte mich in die eigene Gesandtschaftsvilla, und so wurde ich noch einmal Gast und „Logierbesuch“ im Weberschen Hause, wie so oft auf ostpreussischem, nun auf marokkanischem Boden. Ein eigentümliches Wiedersehen war das mit den beiden Schwestern. Die 33 Jahre waren so wenig spurlos an ihnen wie an mir vorübergegangen. Die Bilder der alten Zeiten in Döbern mochten wie Traumgesichte halb aus ihrer Erinnerung verschwunden sein. Aber sie erkannten mich wieder und hießen mich mit ruhiger Freundlichkeit, ohne alle überflüssigen Redensarten, willkommen. Während zweier Wochen war ich dann Gast des Weberschen Hauses und genoß den hohen Reiz des Lebens in ihm. Eine schöne Geselligkeit, an welcher alle Mitglieder der Gesandtschaft wie die hohen marokkanischen Würdenträger, alle Persönlichkeiten des in Tanger residierenden internationalen diplomatischen Korps und anderer hier wohnender europäischer und amerikanischer Familien teilnahmen, wurde darin gepflegt. Aber vielleicht noch mehr trug zu diesem Reiz das intime Zusammensein mit den Gastfreunden, das schöne Behagen des Aufenthaltes in dem originellen arabischen Landhause wie in dem von Nachtigallengesang durchtönten, von Blumenduft erfüllten, prächtigen Garten mit den hohen alten Zypressen, Pinien und Dracänen, mit dem Blick auf die weiße Zitadelle Tangers im Westen und über die flachen Dächer, Moscheen, Kuppeln und Minarets der tiefer gelegenen Stadt hinweg auf das blaue Meer der Straße von Gibraltar im Norden, bei. Dazu kamen viele lustige Partien, Streifzüge durch die malerische Umgegend, in anziehender Gesellschaft zu Pferde gemacht, und die immer gleich fesselnde Beobachtung

des hier noch ganz unverfälschten, echt arabischen Volkslebens auf Märkten und Straßen, um mir jene 14 Tage der Erwartung nicht lang werden zu lassen. Die Gesandtschaftsreise selbst mit allen ihren abenteuerlichen Episoden, ihren mannigfachen bunten, seltsamen Szenen und Erlebnissen, auf welcher Schwester Therese — eine unermüdlche Reiterin — unsere Karawane begleitete und das Verpflegungsdepartement bewundernswert leitete, den dreiwöchentlichen Aufenthalt in Fez, den dortigen Verkehr mit dem Sultan, den Paschas, dem Volk und unseren vierzehntägigen Heimritt auf zum Teil anderen Wegen nach Tanger, wobei Weber, der sich bei einem Sturz mit dem Pferde den Arm verletzt hatte, in einer Sänfte getragen wurde — das alles habe ich in meinen später gesammelt und gesichtet bei Brockhaus erschienenen Reisebriefen: „Marokko, Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise im Frühling 1877“, ausführlich geschildert.

Als wir uns in Tanger eine Woche nach unserer Rückkehr verabschiedeten, um hinüber nach Europa und heimwärts zu dampfen, habe ich Weber zum letztenmal gesehen. Er fühlte vom siebzigsten Jahr an seine Körperkräfte rasch abnehmen und sehnte sich nach Ruhe. 1885 erbat er seine Entlassung. Er erhielt sie, bei gleichzeitiger ehrender Anerkennung seiner Leistungen, harrte aber noch ein Jahr auf seinem Posten aus, bis der Handelsvertrag, über den er erfolgreich mit der Regierung des Sultans verhandelt hatte, vollzogen war. Dann folgte er den Schwestern nach Wiesbaden, erwarb jene Villa fern von der Stadt und verbrachte dort seine letzten, annähernd sieben Lebensjahre in tiefer Zurückgezogenheit, sich „vor der Welt ohne Haß verschließend“, seine Zeit seinen Erinnerungen, seiner Lektüre, den Bäumen und Blumen seines Gartens widmend.

Dort saß ich am 29. April 1893 den Schwestern gegenüber, hörte sie geseht von des Bruders letzten Zeiten und

seinem Hingang erzählen, gedachte mit ihnen der alten entschwundenen Tage, der alten Lieben und Freunde, die wie jene dahingeschwunden sind für immer. Und durch diese Gespräche erweckt, zogen in langer Reihe die Bilder meines eigenen Lebens wie die eines wechselvollen Traumes an mir vorüber, — eines Lebens, das wohl auch voll Mühe und Arbeit, wenn auch ganz anders geartet als das des verstorbenen, noch älteren Freundes gewesen ist, aber köstlich auch, wie wenige, durch seinen überschwenglichen Reichtum an Freuden und Glück.





III.

Ein fürstlicher Besuch des Troitzka- klosters.



Um der Vermählung der Tochter Kaiser Alexanders II. mit dem Herzog Arthur von Edinburgh, dem zweiten Sohn der Königin Victoria, als Zeugen beizuwohnen, war der deutsche Kronprinz Friedrich und seine Gemahlin Victoria mit stattlichem Gefolge am 18. Januar 1874 nach Petersburg gereist. Mir war von dem hohen Herrn, in dessen Hauptquartier ich den französischen Krieg als Berichterstatter und Zeichner mitgemacht hatte, gütig gestattet worden, mich diesem Gefolge anzuschließen. Nachdem die Vermählungsfeierlichkeiten mit den sich daran schließenden glanzvollen, vom Zaren im Winterpalais und vom russischen Adel gegebenen Festen vorüber waren, wurde das kronprinzliche Paar mit seinem Gefolge eingeladen, auch die wahre Hauptstadt des russischen Reiches, „Mütterchen Moskau“, zu besuchen und deren charakteristische Eigentümlichkeiten und Schönheiten kennen zu lernen. Von dort aus sollte dann der Heimweg nach Berlin über Smolensk und Gydtkunen angetreten werden. Der Empfang der erlauchten Gäste war selbstverständlich hier so festlich und glänzend, wie er in Petersburg gewesen war. Alle architektonischen Denkmäler, die sich auf der Höhe des Kreml zusammendrängen

und vor dessen Thoren aufragen, die Kathedralen, Klöster, die altrussischen und die neuen Paläste, die Sammlungen, die reichen Schatzkammern wurden unter der Führung der damit vertrautesten, sachverständigsten Ciceronen mit lebhaftestem Interesse besichtigt. Ich hatte diese Herrlichkeiten Moskaus bereits im September 1872 gesehen und genossen, aber damals nur die innerhalb Moskaus selbst befindlichen kennen gelernt. Erst gelegentlich dieses kronprinzlichen kurzen Aufenthaltes in der wunderbaren Stadt bekam auch ich zum erstenmal eins der berühmtesten verehrtesten Heiligtümer, das zugleich eins der historisch merkwürdigsten, architektonisch und dekorativ interessantesten und großartigsten Baudenkmäler Rußlands ist, zu schauen: das Kloster des h. Sergius, bekannt unter dem Namen Troizka-Sergeiewskaja-Kloster; ein Name, den es dem Umstande dankt, daß neben jenem heiligen Wundertäter auch die „Troizka“, d. h. die h. Dreieinigkeit, sich dort einer ganz besonders wirksamen Verehrung erfreut. In der Mittagstunde des 6. Februar, des zweiten in Moskau verlebten Tages, trat das kronprinzliche Paar mit kleinem Gefolge, begleitet vom deutschen Botschafter und dem Grafen Stroganoff (dem damaligen Gouverneur von Moskau) und den übrigen, den fürstlichen Gästen beigegebenen russischen Herren, die Fahrt dorthin im bereitgestellten Extrazuge an.

Das Kloster liegt etwa 60 Werst (8 1/2 deutsche Meilen) von Moskau. Der Schienenweg dorthin geht durch Gegenden, die im Sommer von großer landschaftlicher Schönheit sein müssen. Ausgedehnte Waldungen und Parks wechseln mit wohlangebauten Landstrichen; Dörfer, Villen, Schlösser, Klöster und Kirchen folgen sich schnell zu beiden Seiten des Weges auf einem abwechslungsreichen, oft echt malerischen, hügeligen Terrain, das nun freilich durchaus im Schnee begraben lag. Auf den einzelnen Stationen wurde kaum Halt gemacht. Aber die ganze schafpelzige Bevölkerung jedes dieser kleinen Orte

war anscheinend herbeigeströmt und stand um die Bahnhöfe gedrängt, um die Vorbeifahrenden im Fluge zu sehen und mit lauten Hurrahs zu begrüßen.

Etwa zwei Meilen vor dem Ziel dieser Fahrt zeigten sich zur Rechten, eine halbe Stunde von der Bahn entlegen, die pittoresken Gebäudegruppen des 1309 gegründeten Klosters von Hottkoff mit ihren Kuppeln und Türmen. Auch ihm fehlt es nicht an wichtigen Heiligtümern. Schließt es doch das Grabmal der Eltern des heiligen Sergius ein.

Zehn Minuten später aber stand zur Linken der Eisenbahn, — weit genug entfernt, um es in seiner großartigen Totalität zu übersehen und nahe genug, um auch seine charakteristischen Einzelheiten zu erkennen, — das bedeutendste und überraschendste Bild vor uns. Die Holz- und Steinhäuser des großen, ausgedehnten, stadtähnlichen Fleckens Sergejewskij-Bossnod bedecken die Anhöhen und, von Gärten unterbrochen, die Abhänge des jenseitigen tiefen Tals. Darüber wieder stieg von diesem ein mächtiger Hügel mit breitem, lang hingestrecktem Plateau auf, und zwischen den Baummassen der Alleen und Gärten ragten, dessen ganzem Rande folgend, die hohen, zinnengekrönten, hellen Mauern mit zahlreichen festen Verteidigungstürmen (einige im Stil derer des Kreml, andere noch viel massiger und gewaltiger angelegt) und aus diesem riesigen Mauernfranz die goldblitzenden, die blauen und grünen Zwiebelkuppeln, die Dächer der Kirchen- und Klostergebäude in die schneetrübe Luft. Alles Terrain und alle Dächer waren in das gleiche leuchtende Weiß des dichtgefallenen Schnees gehüllt. Die mannigfachen Tönungen des bald bemalten, bald altersgrauen oder matt ziegelroten Mauerwerks jener Türme und Bastionen, der grünglasierten Ziegel, der vielfarbigen und der metallenen Kuppeln wirkten mit diesem allgemeinen Grundton des Weiß fein und harmonisch zusammen und das Ganze stand im prächtigen Effekt herausgehoben vor der blaugrauen,

gleichmäßig umwölkten Luft. Über das trennende Tal herüber klang in hundertstimmigem Chor das gleichzeitige Geläut aller großen und kleinen Glocken von den Thürmen der Klostergebäude. Es sah aus, als ob alle jene 100 000 Seelen, welche ehedem auf den enormen Besitzungen des reichsten aller Klöster saßen, durch dessen Glockenruf herbeigelockt wären, um den deutschen Kronprinzen zu begrüßen. Wie in einem verstorren Ameisenhaufen wimmelte es und kribbelte es schwarz an den schneeigen Abhängen, ballte sich wieder zu dichten, dunklen Massen oben am Fuß der Mauer um die großen Tore des Klosterbezirks, längs der Landstraße dort hinauf; lief, stolperte, kletterte die diesseitigen Hügel wieder aufwärts, wand sich zwischen den Bäumen der Gärten, zwischen den Häusern der Flecken hindurch zum Platz vor dem Bahnhofsgebäude, um die Kommenden zu sehen. Das alles sah so lustig, so neu und originell und bei aller munteren Bewegtheit doch so eigentümlich feierlich aus, daß Niemand im Zuge es ohne einen Ausruf frohen Erstaunens erblicken mochte.

Auf dem Perron standen im doppelten Gliede als Ehrenwache Mannschaften der hier stationierten Artilleriebrigade, welche den Kronprinzen mit schmetternden Trompetenfanfaren begrüßten. In den Gemächern des Bahnhofsgebäudes hatte eine dichtgedrängte Menge von so vornehm bepelzten, eleganten Damen und Herren Stellung genommen, daß ich kaum glauben kann, auch sie wären nur Einwohner dieses Fleckens gewesen und nicht etwa vor uns schon von Moskau aus hierher gefahren. Der Empfang war durchweg ein ungemein sympathischer. Das kronprinzliche Paar wurde, vom Perron durch jene Gemächer zum jenseitigen Vorplatz und den dort haltenden Schlitten schreitend, von all diesen Augenpaaren wahrhaft verschlungen.

Das gesammte stattliche Aufgebot der Troikas, das die Gäste dort, ihrer zur kurzen Fahrt nach dem Kloster wartend, vor-

fanden, war morgens von Moskau für sie hergeschafft worden. Man hätte schwerlich bessere Schlitten und prächtigere Pferde wählen können. Raum zu zweien und dreien unter den Pelzdecken installiert, ging es saufend wie im Sturm durch den tiefen frischen Schnee und über die feste glatte Bahn den Hügel abwärts zwischen dem Menschenspalier hindurch und wieder jenseits am Abhang allmählich aufwärts zum Fuß der gewaltigen Mauern und durch ihre Tore in den außerordentlich malerischen Klosterbezirk hinein, von wo das nicht endende, donnernde Hurrah der vieltausendköpfigen, dort versammelten Menge uns entgegenbrauste. Abenteuerliche, groteske und ganz langweilige, kasernenmäßige Gebäude, einige von sehr mäßiger, andere von kolossaler Ausdehnung, Kapellen, Burg- und Warttürme, Kathedralen, Klöster, nüchterne geweihte, ganz mit alten Fresken bedeckte, im altslawischen Stil bunt, kraus, halb byzantinisch, halb völlig aberwitzig gestaltete und in greller Buntheit ornamentierte und bemalte Fassaden mit Freitreppen und Altanen, von Kuppeln jeder Art und Form gekrönt, schneegepuderte Gebüsche, Gartenanlagen, eisstarrende Teiche und überall ein scheinbar undurchdringliches Menschengewühl; so zeigte sich dieser Klosterhof dem Einfahrenden. Am Fuße der Torstufen seiner ältesten Kirche, der Troitza, um 1423 errichtet, hielten die Schlitten, und man trat in ihren weihrauchqualmigen Raum, durch welchen die Kerzen und deren blitzender Widerschein auf den alles bedeckenden Gold- und Silberverkleidungen der Bilder ein seltsam mystisches Halblicht verbreiteten.

Es ist so gut wie bei dem Moskauer Kreml nicht bloß der fromme Aberglaube, welcher den Gebäuden dieses Troitzklosters ihre Weihe für jedes guten Russen Phantasie und Gemüt verleiht. Die bedeutende Rolle, welche dieses wohlbefestigte Heiligtum in seiner herrschenden und trefflich verteidigungsfähigen Lage in der nationalen Geschichte gespielt,

hat sicher nicht geringeren Anteil an der ihm gewidmeten Verehrung, als die Gebeine des Heiligen und die wundertätigen Bilder, die seine Mauern einschließen. Nur einmal in der langen, stürmisch bewegten, blutigen Geschichte des alten moskowitzischen Reichs gelang es dem Feinde, diese feste Burg, welche der große Patron der Zarenmacht, der h. Sergius selbst, durch seine Wunderkraft verteidigt — diese Stätte, an der sich, seit Dimitri Donskoy hier den Segen und die Zustimmung des Heiligen zum Kriegszuge gegen die Tataren nachsuchte, alle Zaren Moskwos in Furcht und Sorge schutzfliegend und im Triumph des Sieges, dankend den höchsten Himmelsmächten, gebeugt haben —, zu bezwingen und zu verwüsten: 1408 dem Khan Edigey. Die wieder neu erstandene Klosterfeste hat sich seitdem wiederholt stark und unbezwinglich in schlimmen Stürmen bewiesen. Vergebens sind ihre Mauern von den Polen während der Invasion von 1607 und 1612 bedrängt gewesen. Hinter diesen Wällen wurde die Proklamation geschmiedet, welche, überallhin durch das Land ausgestreut, die Seelen der frommen Moskowiter zur Befreiung der heiligen Zarenstadt entflammeten. Zweimal fand der jugendliche Peter der Große hier die gesicherte Zuflucht gegen die Empörung und die Mordanschläge der Moskauer Strelitzen und ihrer Verbündeten und von diesem festen Punkt aus gelang ihm die Bezwingung seiner blutgierigen Feinde.

Noch dichter gedrängt als im Klosterhof stand im Innern der nicht eben geräumigen Kathedrale die Menge, welcher man den Eintritt nicht versagt hatte. Kaum vermochten wir uns in die Nähe jener Stelle durchzukämpfen, auf welche der Kronprinz mit seiner Gemahlin getreten war. Den Eintretenden war der ehrwürdige Archimandrit Antonius, ein schöner 86 jähriger Greis, die perlengeschmückte Krone auf dem weißlockigen, weißbärtigen, prächtig geschnittenen, dunkeläugigen Haupt in

vollem goldstarrendem Ornat mit Weihwasser und Kreuzfir bis zur Pforte an der Spitze seiner Priester entgegengegangen und hatte dem Kronprinzen letzteres nicht vergebens zum Ruffe gereicht. Nun begann ein feierlicher Gottesdienst nach griechischem Ritus. Der wesentliche Zweck und Inhalt seiner altslawischen Gesänge und Gebete schien mir die Herabrufung des göttlichen Segen auf sämtliche Mitglieder der kaiserlichen Familie und nicht minder auf das hier anwesende Kronprinzliche Paar zu sein. In unendlicher Folge entrollte die Namensliste aller jener „ownas“ und „jewskys“ den härtigen Lippen des langhaarigen Priesters, welcher, dem Archimandriten gegenüberstehend, auf der um zwei Stufen über den Fliesen erhöhten Plattform diesseits der goldnen Pforten der Ikonostase mit mächtig hallender Stimme in einer Art von melodischem Rezitativ jene Gebete zu singen hatte. Ein im Dunkel der Kirchenhalle fast unsichtbar verborgener Chor prachtvoller Männer- und Knabenstimmen ließ wechselnd mit diesem Einzelgesange a capella die Responsorien erklingen. Wenn man diese mächtigen, hochgewachsenen breitschultrigen Mönchsfiguren in ihren schwarzen Talaren mit den von der schwarzen Mitra (mit rückwärts wallendem schwarzem Schleier) gekrönten, dunkelbärtigen, meist von Kraft und Gesundheit strotzenden, vollwangigen Köpfen betrachtete, konnte man sich allerdings kaum noch wundern über jener Bässe Grundgewalt, deren markige Klänge ihren vollen Lippen entströmten.

Als die Gesänge verstummt waren, wurden den beiden höchsten Gästen reich mit Goldbronze ausgelegte, geweihte Muttergottesbilder auf roten kleinen Sammetkissen, überreicht. Dann trat man einen Gang zu den größten Heiligtümern und Merkwürdigkeiten der Kirche und des Klosters an. Des heiligen Sergius Gebeine lagen in ihrer Silbertruhe nur mit purpurfarbener Decke verhüllt. Einige von den russischen

Herren in der Begleitung des Kronprinzen verfehlten nicht, ihre inbrünstigsten Küsse darauf zudrücken. Durch den Verbindungsgang und dann die Treppen aufwärts gelangten die Gäste in die Sakristei, deren Glaschränke, wie man uns schon in Moskau erzählt hatte, Schätze von märchenhaftem Reichtum bewahren. Sie wurden ziemlich genau und mit lebhaftem Interesse geprüft; diese uralten Evangelienbücher mit dem Gold-, Email- und Juwelenschmuck ihrer Einbände, die mit den köstlichsten Gesteinen ganz bepflasterten Kruzifixe, Goldbecher, Reliquienkästen, Heiligenbilder, an denen Saphire, Diamanten, Smaragden, Perlen von einer Größe und Schönheit funkeln, daß uns jeder Maßstab der Wertberechnung verlorengeht; diese geistlichen Kronen, Messgewänder, Altardecken, deren Goldstoff und Stickereien fast verschwinden unter den unendlichen, in maßloser Verschwendung darauf ausgestreuten, d. h. aufgenähten Perlenreihen. Einem künstlerisch gebildeten Sinn allerdings erwächst aus allen diesen Schätzen nur eine sehr geringe Befriedigung. Ein Zug des Barbarischen geht durch Alles, was man hier beisammen sieht, und das Resultat der ganzen Schau ist nur eine neue Bestätigung der alten Wahrheit: „Die Kirche hat einen großen Magen.“

Wieder ging es hinab, durch die Kathedrale zu einer kleinen Nebenkapelle, in welcher ich weiß nicht wessen Wunderbild den Gästen gezeigt wurde; wahrscheinlich das der heiligen Troitza in dreieiniger Person, das der große Bubleff im 16. Jahrhundert gemalt und Godunoff 1600 mit Silber belegt hat. Vielleicht auch war es das Flügelbild der Vision des heiligen Sergei, welches als schützendes und helfendes Palladium die russischen Armeen auf so manchem Feldzug begleitet hat. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, etwas von diesen schwarzbraunen Schöpfungen des altflawischen gottbegeisterten Kunstgenies erkannt zu haben.

Wie bei jedem „Saframent“, folgte auch bei diesem Kirchgange dem „geistlichen Anfang das fleischliche End“. Im Hause des Archimandriten in einem langen, hochgewölbten Saal, an dessen Plafond barbarische Versuche der Dekorierung mit vergoldeten Rippengurten und höchst naiven Malereien gemacht waren, und in den angrenzenden, ziemlich traulichen Wohnzimmern des geistlichen Herrn war den Gästen der Tee serviert. An süßen leichteren und kompakteren nahrhaften Zugaben fehlte es nicht auf der reich besetzten Tafel, an welcher Kronprinz und Kronprinzessin eingeladen wurden, Platz zu nehmen. Schüsseln mit Salzgurken und geschälten Kartoffeln von riesiger Apfelgröße, Piroggen, mächtige Käse, Lachs usw., standen neben mannigfachem Kuchengebäck. Der Archimandrit, immer von zwei schwarzen Brüdern gestützt und im Gehen aufrechtgehalten, hatte sich auf dem Wanddivan, den Gästen gegenüber, niedergelassen. Er hatte nun die Krone mit der schwarzen Mitra, das goldige Messgewand mit einem weiten Talar von schwarzem Atlas vertauscht, von welchem sich die Menge seiner blitzenden Orden um den Hals und auf der Brust um so effektvoller abhoben. Das Imponierende und Gewinnende seines Aussehens war durch diese Tracht nur vermehrt. In seinem Gesichtsausdruck lag so viel Würde als Feinheit und Liebenswürdigeit. Es strafte damit wenigstens die Sage nicht Lüge, nach welcher er, der ehemalige Garde-reiter-Offizier, ins Kloster gegangen sein soll, weil er von unbändiger, hingebender Leidenschaft für ein schönes Weib bezwungen, in diesem zu spät seine eigene, nicht gefamte Stieffchwester entdeckt habe.

Der Kronprinz kannte den Hochwürdigen noch sehr wohl von seinem Besuch des Klosters, den er 1857 gelegentlich der Kaiserkrönung Alexanders II. hier gemacht hatte, ehe er auszog, um die holde junge Prinzessin drüben in England zu

werben, die nun hier in ihrer ganzen, frauenhaft-mütterlichen Anmut und Würde dem heiligen und doch so weltverständigen Klostergebieter gegenüberstand.

Die Herren Mönche beeiferten sich, allen Gästen kleine Andenken mit auf den Weg zu geben: meist in der Form von kleinen, vier bis fünf Quadratzoll großen Rissen von emailliertem Blech, die eine Seite mit einem Heiligenbildchen bemalt, die andere mit einem Spruch in altflawischen Charakteren beschrieben. Jedenfalls mußten sie an den Gebeinen des heiligen Sergei kräftig geweiht worden sein. Es ist meiner gläubigen Seele keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß ich die verhältnismäßig schnelle Befreiung von einem häßlichen Katarrh mit Fieber, der mich in Moskau plagte, der Anwesenheit meines Amuletts in der Brusttasche meines Paletots zu danken habe, und ich zerfinne mich bereits, was ich „kleiner Mann“ dem großen reichen, heiligen Sergei zum Dank für dies Wunder stiften könnte. Aber er hat ja längst „alles, was Menschen Begehr“.

Und nun, ehe die Dämmerung hereinbrach, hinaus und wieder in die Schlitten und, die Menschenwogen stürmisch zerteilend, aus dem Klosterhof ins Tal hinab und zur Höhe des Bahnhofes. Eine Strecke früher, auf dem schönsten Aussichtspunkt, ließ die Frau Kronprinzessin halten, stieg aus und weidete ihr Künstlerauge noch einmal an dem einzig reizenden und grandiosen Bilde des Klosterberges, der uns noch immer seine laut schallenden Glockengröße nachsandte, der schneebedeckten Hügellandschaft, welche das lustige wilde Getümmel der dunklen Scharen so seltsam belebte, die, wieder wie vorhin mitten durch den Schnee der Abhänge und des Tals gleitend, kletternd, fallend, sich aufraffend, im hastigen Lauf hinab und zu uns hinauffüßten, um bis zum letzten Moment den Anblick der deutschen Kaiser Gäste zu genießen. Anderthalb Stunden später rollte der Zug in den

festlich erleuchteten Bahnhof zu Moskau ein; und bald glitten die Schlitten der Gesellschaft wieder durch die vom Flammenschein hellen Gassen, in welchen tausend Hände noch an der letzten Vollendung aller Illuminationsgerüste und Ehrenporten für den Einzug des Kaisers und der Neuvermählten arbeiteten, der heute Nacht stattfinden sollte.





IV.

Hochsommertage in Süditalien und Sizilien.

(1874.)



I. Eine Vesuvbesteigung vor der Errichtung der Drahtseilbahn.

Wenn wir uns Neapel nähern, ankommen, darin verweilen und davon scheiden, ob wir uns in der Stadt oder ihren weiteren Umgebungen, am Strande der Bucht oder auf der Höhe der Gebirge, auf dem Festlande oder den Inseln befinden, immer drängt sich unabweislich und vor allen anderen, wie bedeutend und wie reizvoll dieselben auch sein mögen, unserem Sinnen und Betrachten der eine große Gegenstand auf, welcher dieser Landschaft wesentlich die eigenartige Größe und Schönheit ihrer Physiognomie, den charakteristischen Gesichtsschnitt gegeben, auf Glück und Verderben ihrer Bewohner den tiefgreifendsten Einfluß jederzeit ausgeübt hat: der Vesuv. Überall zeigt sich sein dunkler Kegelsberg. In jeder Stunde, jeder Beleuchtung, ob von düsterem Gewölk umwallt, ob von der sinkenden Sonne mit zarter Gluth überhaucht, zieht er magnetisch unseren Blick auf sich. Das ideale Pflaster, das wir treten, danken wir ihm. Die höchsten Schätze antiker Kunst, welche das Museum bewahrt und die

ganze Wunderwelt Pompejis mittelbar gerade seiner verderblichsten Tätigkeit. Der Wein, den wir trinken, erhielt einen guten Teil seines Feuers durch das, welches dieses Berges innere Blut dem Boden ringsum mittheilte. Nichts natürlicher, als daß wir vom ersten Tage unseres Aufenthalts an das dringende Verlangen nach der näheren Bekanntschaft mit ihm, nach seiner Begrüßung, Auge in Auge gleichsam, empfinden.

Leider fiel es ihm während meines ersten Aufenthalts in Neapel im Juli 1874 nicht ein, der Befriedigung dieses Wunsches die geringsten Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die dicken Rauchwolken, welche er Tag und Nacht ausstieß, die sich massig immer gleich dicht über seinen Gipfel hinwälzten, niemals, wie es sonst wohl geschieht, als feine Dampfsäule daraus aufstiegen, waren unschädliche Wasserdämpfe. Kein inneres Donnern und Rumoren verkündete, daß er etwa wieder einmal nach drei Jahren des trockenen Tons satt geworden wäre. Kein Feuerschein, aus der Tiefe seines glutenschwangeren Schlundes zu den Wolken hinaufgeworfen, deutete auf etwas, das in seinem Busen oder vielmehr schon nahe seiner Kehle, kochte. Kein Lavaström wollte sich flammend über den Kraterrand ergießen. — Wie anders hatte er ihn empfangen, den großen und dankbaren Gast Neapels vor damals gerade 87 Jahren, der ihm und dieser einzigen Stadt denn auch dafür so gerecht geworden ist, beide mit so reiner, herzlicher Hingebung genossen und studiert, ihr Bild so vollkommen, treu, so groß und fein, so echt, mit so liebevoller Meisterhand gezeichnet; zu ihrem Ruhm und Preise so warm, so klar und klug gesungen und gesprochen hat wie kein anderer vor und nach ihm! Als derselbe Gast siebzehn Jahre früher die Turmpyramide des Straßburger Münsters erstieg, ging, nach Ahlands Wort, ein geheimes Klingen und Singen durch den gewaltigen Bau, des deutschen Kunstgeistes

herrliche Schöpfung. So ist ihm denn auch damals der italische Feuerberg auf seine Manier erklungen, hat seine prächtigsten Flammengeister entfesselt, das volle Orchester seiner Donner erdröhnen und seine furchtbar schönsten Feuer-, Aschen- und Steingirandolen hoch aufsteigen lassen, dem deutschen Gast, dem „Ergründer der Höhen und Tiefen“ der Menschenbrust wie der ganzen lebendigen Natur, zu Ehren.

Uns kleineren Leuten wurde es nicht so gut. Wir mußten uns an dem „Besuch in Ruhe“ genügen lassen. Aber auch so lohnte sein Besuch überreich die verhältnismäßig geringe Mühe.

Wir machten ihn schon in der ersten Woche meines neapolitanischen Aufenthalts: eine Gesellschaft von sieben Deutschen; am schönsten Tage, welcher für den Abend einen klaren Sonnenuntergang und das reine Licht des wenn auch noch nicht vollen, doch bereits damals diesem Zustande sehr genäherten Mondes verhieß. Die Art, in welcher eine solche Besuchbesteigung damals ausgeführt wurde, ehe noch irgend ein Kopf die Idee der Anlage einer Drahtseilbahn zum Besuch hinauf gefaßt hatte, war in allen ihren Einzelheiten so genau bestimmt und regelrecht geordnet, daß der Willkür und Abenteuerlust des Einzelnen nicht mehr der geringste Spielraum blieb — solange der Berg sich ruhig verhielt. Man fuhr eben mit der Eisenbahn, am besten mittags, nach der nächsten Station Portici und ging von dort die zehn Minuten nach dem nahen Resina, ohne sich um die gleich am Bahnhofe auf uns eindringenden wilden Führer im mindesten zu kümmern. In Resina, einem langgestreckten schmutzigen Nest mit lebhaftem Markttreiben in seiner Hauptstraße, fand man bald das offizielle Führerbureau. Die Türe hing an der Wand des schmierigen, veräucherten großen Raumes, der zugleich als Küche, Gaststube, Familien-, Schlaf-, Toilettenaal

und Bureau diente. Man bestellte die nötige Anzahl von Pferden, wies konsequent, taub gegen einen Sturm von Anerbietungen und Versicherungen der Notwendigkeit mehrerer Führer oder mehrerer Pferdejungen oder doch wenigstens eines Pferdes auch für den einen Erwählten — allen derartigen gänzlichen Überfluß ab, engagierte diesen einen unter bündigen Abmachungen auch bis auf die kleinsten Details, bezahlte jeder seine 25 Centesimi für den langen Kletterstock und setzte sich zu Pferde und in Marsch, seinen Stock wie eine Lanze auf Schenkel oder Fuß gestemmt. Die Tiere, sämtlich Hengste, waren ebenso vortrefflich, rasch, feurig, sicher und dauerhaft wie die neapolitanischen Reitesel von alledem das Gegenteil. Dasselbe Tier, das es in Ägypten an Munterkeit, Frische, Schnelligkeit bei noch so langem Tagesmarsche mit jedem guten und ausdauernden Reitpferde aufnimmt, ist hier eine der unerträglichsten Plagen für den Unglücklichen, der sich seinem Rücken und seinem Treiber anvertraute. Nichts vermag es aus seiner stoischen Ruhe zu bringen, kein Hagel von Schlägen und kein Schreien und Ziehen. Nie geht es aus dem langweiligsten Schritt heraus, den es nur gegen jeweiliges vollkommenes Stillstehen aufgibt. Das geduldigste, resignierteste Herz kann es mit dem gärenden Drachengift der Wut erfüllen, und auch diese Wut tobt gänzlich vergebens gegen den zähen Gleichmut des Langohrs, der sie erzeugte.

Aber diese Besuwpperde (und es scheint, ihre Mehrzahl) sind des besten Ruhmes wert. Ein gutes Teil des Hochgenusses einer solchen Partie kam auf Rechnung ihres Temperaments und Naturells.

Der Führer lenkte die kleine Karawane bald von der Hauptstraße seitwärts auf erst allmählich, dann immer steiler ansteigende Wege zwischen den Gartengrundstücken, welche diesen ganzen unteren Abhang bedecken. Der glatte Felsboden, auf welchem die Pferde aufwärts kletterten, ist ein uralter,

erstarrter, völlig zu Gestein gewordener Lavaström. Vom Sattel her konnte man über die Mäuerchen in die Gärten hineinblicken: eine reizende grüne Wildnis von unglaublicher Üppigkeit der Vegetation. Es ist, als ob die Natur nicht wüßte wohin mit all der Überfülle von Kraft und Reichtum, so strotzend, so breit und voll wuchert das Laub, lasten die Früchte an Zweigen und Ranken. Auffallend für jeden Fremden, der trotz seines Skeptizismus unwillkürlich sich immer noch vom Glauben an einen Rest jener uns eingepflanzten legendarischen Darstellungen vom Süden nicht freigemacht hat, ist der verhältnismäßig verschwindend geringe Vorsprung in bezug auf die Reife dieser Früchte, verglichen mit der in derselben Jahreszeit bei uns daheim erreichten. Nur die Melonen und Feigen machen einen Unterschied. Die Birnen und Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Trauben, selbst Maul- und Brombeeren sind Ende Juli hier genau so unreif oder halb-reif wie bei uns, sehen auch nicht einladender zum Genuß aus und sind — am billigsten Ort der Welt! — nicht wohlfeiler. Vor September verspricht man sich keinen reifen Wein. Die Feigen freilich und die frischen Mandeln — das ist ein anderes Ding, und wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Je höher wir auf diesen Kletterpfaden hinanstiegen, desto weiter und schöner wurde das Bild des Golfs, welches sich uns unten ausgebreitet zeigte, wenn wir uns im Sattel umwendeten, und desto finstrier und gewaltiger schien der eigentliche Bergkegel nahe vor uns aufzuragen. An natürlichen improvisierten Erquickungsstationen am Wege fehlte es keineswegs. An dem einen Bauernhäuschen bot man Körbe mit herzlich trocknen Aprikosen, an anderen ein paar Flaschen des Besenweins — *Lacrimae Christi, ma vero! ma molto buono!* Die Echtheit möchte ich nicht genauer prüfen lassen. Er schmeckte so süß und gewürzt, daß ich trotz der Überfülle der

Trauben hier ringsum auf der Höhe darauf gewettet hätte, auch er sei ein Produkt einer jener „Kunstweinsfabriken“, die auch in Neapel so gut wie bei uns an der Herstellung „echten“ Traubenbluts ohne Traubenanwendung so erfolgreich im Großen arbeiten. Nach etwa einstündigem Steigen trafen wir zwischen den Gärten auf die ersten Spuren neuerer Eruptionen, die letzten, untersten Spigen der Lavaströme von 1858. Man mag dergleichen hundertmal geschildert gelesen und dargestellt gesehen haben; der wirkliche Anblick überrascht und befremdet dennoch wie etwas Ungeahntes. Ich kenne kein Naturprodukt, das in seinem bloßen Aussehen ein solches Gepräge des direkt Grauensvollen, Teuflichen zur Schau trüge als solche noch nicht ganz zum Felsen verschliffene, verhältnismäßig junge Lava. Zwischen all der grünen lachenden Pracht macht ihre schwarzbraune tote und Tod gebende Masse, welche so viel von der gleichen Schönheit und Segensfülle unter ihrer glühenden Schlammflut begraben hat, auch ohne jede weitere Reflexion darüber, unmittelbar einen furchtbaren Eindruck. Zur vollen Vorstellung von der entsetzlichen Art und Gewalt dieses ausgespieenen Inhalts, der in den Eingeweiden unserer lieben Mutter Erde gärt und kocht, kommen wir dennoch erst, wenn wir eine halbe Stunde später die großen Lavafelder selbst erreicht haben, zwischen denen nur noch der durch seine Lage und Form gegen den Feuerstrom gesicherte Hügel mit dem Observatorium und dessen baum- und blütenreichen, wohlgepflegten Garten wie eine in Anmut prangende Insel aus finsternem, erstarrtem Meer hervorragt.

Man denkt sich die Lavaströme, ehe man sie in der Nähe gesehen, nie von so kolossaler Breite und Massenhaftigkeit. Nach allen Seiten hin um den Fuß dieses Hügels, und oberhalb seiner, ringsum dehnen sich die ungeheuren, höckerigen schwarzen Felder. Zwischen ihnen ist, im Zickzack ansteigend,

die bequeme Fahr- und Reitstraße, die von Portici kommt, gebahnt, in welche hier unser bisheriger kürzerer Kletterweg zwischen den Gärten einmündete. Mit den gewohnten Formen von Felsenklippen und -blöcken haben diese Bildungen nichts gemein. Das Widrig-Grauensvolle liegt eben darin, daß sie auch in diesem Stadium der Erstarrung noch immer ganz das ursprünglich Breiartige, Zähflüssige ihres ersten Zustandes bewahrt zeigen. Das windet, krümmt und wälzt sich, staut sich hier zusammen in riesigen, wulstigen Massen, scheint dort wie Meereswellen sich zu überschlagen, wie dickflüssiges, schlammiges Gewässer seine Zungen in die tieferen Rinnen vorauszusenden. Alles darin und daran, mit Ausnahme der ausgestoßenen und zur Seite seines Vernichtungsweges getürmten zackigen Schlacken, ist rundlich, weich, verschwommen, breiig. Man meint unwillkürlich, es noch immer sich faul und doch unaufhaltsam, unwiderstehlich in der finsternen, tückischen Gewalt seines Stromes, bergabwärts wälzen zu sehen.

Der Strom von den jüngsten Ausbrüchen her ging hauptsächlich nach der anderen, der Ostseite des Berges hinunter. Aber auch dieser damals westliche ältere bewahrte unter seiner obersten Decke noch immer einen sehr fühlbaren Rest seiner einstigen Glut, wie man sich mit eigenen Fingern überzeugen konnte.

An den Gebäuden, dem Turm und dem Garten des Observatoriums, an welchem man eben mit neuen Baukonstruktionen beschäftigt war, ging es ohne Aufenthalt vorüber. Immer enger und höckeriger wurde der Reitweg zwischen den Schlacken. Das Satteltal, welches den Sommagipfel vom eigentlichen Vesuvkegel trennt, zeigte sich vor uns zur Linken in seiner ganzen weiten Ausdehnung. Die Oede der hier von nichts Lebendigem mehr unterbrochenen schwarzen Lavafelder umgab uns. Vielfach bedeckte ihre Fläche schon der dunkelgraue Regen der Kapilli, der Kraterasche. Der

Regel stand steil wie eine Wand nahe vor uns; auf dem Krater aber lag schwer das dicke, wallend bewegte Dampfgewölk. Nach 2 $\frac{1}{2}$ stündigem Ritt wurde Halt gemacht an einer Stelle des Lavafeldes, wo der Weg und die Möglichkeit des Reitens aufhörten. Mindestens ein halbes Duzend von dienstefrigen, nacktfüßigen Jungen und Männern waren schneller als wir geradeaus von unten über die Lava hierhergekommen und wollten nun durchaus die Pferde halten helfen, uns beim Klettern ziehen und schieben; für etwa dessen Bedürftige hatten sie sogar eine Tragbahre mitgebracht. Einen ihrer Genossen sahen wir vor uns, einen gefüllten Korb auf dem Kopfe, ohne Aufenthalt den Aschenkegel weiter hinaufklimmen. Mit Mühe schüttelte man sich die meisten dieser Gesellschaft ab. Dann ging es aufwärts.

Ich kenne angenehmere Kletterpartien! Es war nicht die ungewöhnliche Steile des Weges allein, was diese so quälend beschwerlich machte. Es war die weiche Nachgiebigkeit der locker geschütteten, einem Sande von schwarzen, erbsengroßen Kieselchen gleichenden Vulkanasche, in die unser Fuß immer bis zum Knöchel einsank, so daß wir kaum vorwärts zu kommen glaubten. Nur selten auf dem ersten steilsten Teil des Weges, der ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden in Anspruch nahm, gewährten Schlackenbrocken in dieser Asche dem Fuß einen etwas festeren Halt. Sie bildeten natürliche Stufen, deren scharfe Zacken unseren Sohlen wenig nützlich, dem Kletterer aber sehr willkommen waren.

Auf einem kleinen Absatz war aus Schlacken eine Art Wetterdach und Sitz zum Verschnaufen aufgebaut. Den Mann mit dem Korbe fanden wir schon dort unserer wartend. Nun erklärte sich sein Klettereifer; er trug Wein, Brot und Eier hinauf, in richtiger Würdigung der Natur des Forestiere, der Speiß' und Trank zur Erhöhung seiner Naturgenüsse mit Willen nicht und immer ungern entbehren mag. Auf die da

unten ausgebreitete Herrlichkeit, den Abhang, die Ufer, den Golf, Meer, Städte und Gebirg versagten wir es uns noch, hinzublicken. Es galt noch eine halbstündige Anstrengung. Schon wehte uns der weiße Dampf von obenher ins Gesicht. Rasch die letzte Strecke bewältigt. Ein Freudenschrei der zuerst am Krater Angelangten ertönte. Nun standen wir oben.

Ein Luftzug von Süden her hatte für einige Minuten die Dampfmassen nach jenseits hinübergeweht. Ein großer Teil des weiten Schlundes lag unverhüllt vor uns da. Zackige Klippen starrten aus seines Kessels Tiefe empor. Die zerrissenen inneren Felswände waren bis hoch zum Rande mit den alten Leichfarben der Hölle, schwefelgelb und rot, prächtig geschmückt. Der Schwefelatem, welchen die Tiefe aushauchte, biß in die Augen und belästigte den Atem. Die jenseitigen Wände deckte der dichte, weißliche Qualm, der hier in breiter Masse der letzten verhüllten Trichtertiefe entströmte, dort in dünneren Säulen aus zahlreichen Spalten und Ritzen der inneren Kraterklippen emporstieg, mit jenen zusammenfloß, wehte und wallte. In jedem Augenblick verschwanden vor dem Gewölk die oben noch freiliegenden Stellen; andere traten wieder plötzlich in weiter Ausdehnung klar und deutlich aus dem Wasser- und Schwefeldunst hervor. Aber kaum einen flüchtigen Moment war uns ein Überblick des Kraters in seiner Gesamtheit gewährt.

Über Gries und Asche, deren Gluthize man empfindlich durch die dicksten Sohlen spürte, stiegen wir, immer hart am Kraterrande bleibend, zu dessen letzter Felszacke an seiner Südseite empor. Dort war der Boden fester, die Asche kühler. Da konnte man, zum Ruhen hingestreckt, zugleich des grandios grauensvollen Anblicks des unmittelbar neben uns gähnenden, qualmenden Schlundes und des ungeheuren Landschaftsbildes da vor uns in der Tiefe genießen. Die Erde hat nichts, was sich dem an die Seite stellen ließe.

Das so einzig Ergreifende, ja Erschütternde seiner Gesamtwirkung für diesen Standpunkt liegt vor allem in der Größe des Kontrastes der so scharf aneinandergerückten äußersten Gegensätze: zur Rechten der Herd und Schauplatz der furchtbarsten, zerstörungsmächtigsten, lebensfeindlichsten Gewalten, welche die Erde im unergründeten Schoß birgt, der brodelnde, gärende, Unheil brauende, schwefeldampfende Krater, der wahrhaftige Höllenrachen, wie ihn sich die Phantasie nicht zutreffender erfinden, bilden und ausschmücken könnte. Und dort am Fuß der Teufelssesse — dieses Land voll wonnigster Schönheit, eingetaucht in azurblauen Duft der Ferne, wollüstig hingebreitet rings um die Buchten am Busen des silbern glänzenden Meeres, überhaucht vom Gold und Purpur der niedersteigenden Sonne, geschmückt mit jedem Zauber, den die Poesie des sehnenenden Menschenherzens seinen geträumten Paradiesen je geliehet hat. Der Horizont ist so hoch, daß jene azurnen Gebirge der Halbinsel von Castellamare und Sorrent und ihre südöstlichen Fortsetzungen, welche uns hier den jenseitigen Golf von Salerno decken, wenn man sie von diesem Punkt aus malen wollte, mit der Meeresfläche der Bucht zu ihren Füßen unmittelbar an den zackigen braungrauen und schwefelgelben Kraterfels unseres nächsten Vorgrundes ansetzen und diesen ungeheuren Gegensatz, in seiner ganzen Größe und packenden Energie vor uns hingestellt, zeigen würden.

Am grünen Sockel des Aschenkegels verfolgt der Blick von hier oben klar den Gang der verschiedenen Lavaströme, die sich bald breit wie ein Meeresarm, bald wie schmalere Flüsse, verschonte Inselchen zwischen sich lassend, überall schwarz an den Hängen hinabziehen. Die ältesten hat die hier eben so schaffens- als zerstörungseifrige, verschwenderisch spendende Kraft der Natur längst wieder mit fruchtbarem Humus überzogen; neues Leben ist in alter Üppigkeit über der Vernichtung erwachsen und lustig prangend erblüht. Die glücklichste und

verhängnisvollste Gabe der Menschenseele: das Vergessen, hat sich hier überall im vollsten Umfang und in ihrer ganzen Wohlthätigkeit bewährt. Der ungezählten Tausende von Opfern, welche jene Glutströme und Aschenregen begruben, gedenkt man nicht mehr. Immer zirkuliert ein neues, frisches Blut. Immer wieder wird auf der Asche fremden Glücks der feurige, süße Wein des unsrerer gepflanzt und fröhlich getrunken auf das Wohl und Leben der Lebenden, ohne Schmerz um das Tote und Vergangene und ohne viel bange Sorge um das Künftige, um die dereinstigen Lavaströme und Erdbeben, die, wer weiß wie bald! auch dies heutige und eigene Glück wieder begraben. Und welcher Segen, daß unser Geschlecht so geartet und dessen fähig ist!

Ein wenig seitab von all den hellen, leuchtenden Häusergruppen der Städte dort unten, von Castellamare, Torre del Annunziata und Torre del Greco, mehr dem Berge zu, wird in der Tiefe dort zwischen dem Grün ein Feld mit sonderbar davon abstechenden kleinen, lichtgrauen Baulichkeiten ganz bedeckt und in einiger Entfernung davon im Südosten, allein, davon abgetrennt und doch dazu gehörig, ein ebenso seltsamer elliptischer, hellgrauer Ring sichtbar. Jenes ist das wichtigste Meisterstück der Besuvarbeit, das arme Pompeji, dieser: sein stattliches Amphitheater. Wenn ein neuer Aschenregen wieder einmal alle die anderen Ortschaften dort an der Bucht begräbt, — ihre Erben nach 2000 Jahren würden sich schwerlich veranlaßt fühlen, sich die Mühe des Ausgrabens zu geben. Es lohnte wirklich nicht die Kosten! Die Besuwesteiger des vierzigsten Jahrhunderts werden auf eine derartig interessante Stelle in der Landschaft verzichten müssen, — was uns übrigens sehr wenig kränkt.

Der Mann mit dem Korbe hatte das gebräuchliche hübsche Experiment gemacht, die frischen Eier in eine Aushöhlung des heißen Aschenbodens gelegt und sie so ohne Wasser und

Feuer in wenigen Minuten hart gekocht. Der weiße und rote Capriwein in seinen Flaschen erwies sich dazu als keineswegs verächtliche Zugabe. Man mochte an kein Ausbrechen denken. Der Berg grollte kaum hörbar im Innern, der Krater qualmte ruhig weiter, wie ein gut „ziehender“ Schornstein. Weit drüben im Westen glänzten die Buchten von Bajä und von Gaëta im Abendsonnenschein wie flüssiges Gold. Ischias und Capris Berge leuchteten einige Minuten rosig auf. Dann senkten sich wallende Nebelflore immer dichter über die Sonne und jenen Teil der Ferne, während der Sankt Angelo- und die Apenninengipfel im Osten sich mit immer tieferem Blau färbten und das Meer der Bucht bei Castellamare leise unter der wachsenden Wirkung des Mondes zu schimmern begann. Es war Zeit zum Scheiden. Noch einen letzten Blick von verschiedenen Stellen des Kraterrandes in die Tiefe getan und dann vorwärts am Aschenkegel außen hinab.

Man hat keinen Begriff von dem Reiz und der Bewegung dieses Absteigens. Bei der Steile macht man, den Stock neben sich einstoßend, Sätze von unglaublicher Weite, bis zu 15 Fuß. Indem man immer in die weiche, nachgiebige Asche springt, empfindet man keine Art von Erschütterung. So fliegt man in rasender Schnelligkeit den Kegel hinab, selbstverständlich an einem möglichst schlackenfreien Gange. In 18 Minuten ist man unten. Der Anblick einzelner an ihm hernieder etwas langsamer Nachfliegenden ist überwältigend komisch. Von den Wolken des aufgeregten Aschenstaubes ganz umwallt, sausen sie zur Tiefe herab, als ob jedes Bein zu seiner sechsfachen Länge angewachsen wäre. Schade, daß dies in seiner Art einzige Vergnügen nicht anders zu erreichen ist, als daß man zuvor die Plage des Aufstiegs auf sich nimmt. Wie würde der weiße Eulenspiegel erst freudig während des letzteren gelacht haben, wenn er die Lust solcher Talfahrt gekannt hätte!

Nun sind wir wieder bei den Pferden. Die engen Pfade zwischen den Lavafeldern und Schlackendämmen trotteten sie noch ziemlich vorsichtig hinab. Die Abenddämmerung war schon tief, das Mondlicht noch nicht besonders hell. Noch hinderte es die Venus nicht, im prächtigsten Glanze zu erstrahlen.

Vom Observatorium ab aber beginnt die breite, sichere, bequeme Zickzackstraße (den engen Kletterweg, den wir vorher bis hierher hinaufgekommen waren, ließen wir links) erst über die Lavafelder, dann zwischen den Gärten bis hinunter nach Resina. Wäre der Weg dreimal so lang gewesen als diese anderthalb Stunden! Wir setzten die ausgeruhten, trefflichen Tiere in schärfsten Trab und Galopp. So stoben sie dahin auf der sanft geneigten Straße und ließen uns die ganze Wonne eines solchen Rittes empfinden. Aus den Gärten wehte uns die entgegenströmende Abendluft ein Gemisch von Frucht-, Blätter- und frischem Heuduft ins Gesicht. Über die niederen Kronen der Öl-, Feigen-, Maulbeerbäume und Gebüsch, über Weingerank und Kaktus an den Abhängen hinweg sahen wir unten im klarer werdenden Mondesdämmerlicht der Sommernacht den ganzen Golf und seine Ufer, Vorgebirge, Inseln noch immer weithin ausgebreitet. In zwei Halbkreisen flimmerten wieder zur Rechten die Lichter Neapels, des Hafens und des Posilipp vom Meer bis zu dem Rücken der Hügel. Immer voller und heller ergoß sich des Mondes zarter Goldglanz über Meer und Land. Breit lag er auf der Vorderfront der weißen Häuschen, auf den Mauerchen, an denen wir vorübersprengten, auf den zackigen Laubmassen, welche tiefe, dunkle Schatten über den Weg und die Gärten unter ihnen hinstreuten. Ach, jenes Jauchzen des armen neapolitanischen Burschen hinten auf Goethes Kalesche bei einer Fahrt auf ähnlichem Wege über den Anblick von „la sua patria“, — wie wohl versteht man es, ob sich letzteres

im Mond- oder Sonnenlicht zeige, auch wenn es nicht unser Vaterland ist! Die Bauern und Bäuerinnen am Wege und vor ihren Häuschen bis hinunter nach Resina werden an diesem Abend wiederholt etwas Derartiges und kaum minder laut jubelnd von den Kehlen dieser an ihnen vorüberjagenden Deutschen erklingen gehört haben. Und gewiß: es ist aus nicht weniger beglücktem Herzen gekommen.



2. Ein Besuch Pästums.

Nicht nur durch seine immer wieder und doch nie genug gepriesenen Naturschönheiten, durch Land, Luft und Meer, und nicht nur durch die Art seines Volkslebens ist Neapel so einzig unter den Städten der Erde. Einer seiner größten Vorzüge vor ihnen allen besteht, wie wir bald bei nur einigem Aufenthalt an diesem glückseligen Golf inne werden, in der nirgend anderswo in solchem Maße gewährten Bequemlichkeit, unseren Neigungen zu leben, wie verschieden sie auch seien. Das gilt natürlich nicht sowohl für den seiner Berufs- und Erwerbstätigkeit hingegebenen Eingewohnten als für den fremden Besucher der Stadt. Wen bestimmte Arbeit, Pflicht und Geschäft an diese binden, hat zwar auch noch immer unschätzbare Vorteile in bezug auf die wesentlichsten Unnehmlichkeiten des Lebens vor seinen Schicksalsgenossen in anderen Großstädten voraus. Aber zum vollen Genuß jenes genannten Vorzugs in dessen ganzem Umfang zu gelangen, bleibt ihm versagt.

Wonach aber des Gastes und Reisenden Seele verlangen mag, das trägt ihm Neapel freundlich entgegen, bietet es ihm

zu mühelosem und im Verhältnis zum allgemeinen Preisniveau der übrigen Städte Europas unglaublich wohlfeilem Genießen dar.

Wenn des lauten Lebens lärmendste Bewegung reizt und fesselt, kann in jedem Augenblick sich dessen buntestem, lustigstem Wirbel überlassen. Das erquickende Labfal des schönsten Seebades in jeder Art, Gestalt, Umgebung, jedem Grade des Komforts oder primitiven Naturwüchsigkeit hat er längs des ganzen Golfs vor der Tür. Wer das ernste Studium der höchsten Kunst aus allen großen Epochen ihrer Entwicklung und der ehrwürdigen und schönheitreichen Reste und Denkmäler des Altertums sucht, findet sie in den großartigen Sammlungen des Museums und an zahlreichen Stellen der Umgegend auf diesem klassischen Boden, in einer außerhalb Roms geradezu einzigen Fülle und Vollständigkeit gerettet, erhalten und vereinigt. Ein kurzer Gang bringt ihn zu jenem, rasche Eisenbahnzüge und Wagenfahrten zu den anderen, und alle Erschwerungen und Hemmnisse des Studiums findet er hinweggenommen, welche anderswo die volle Freiheit und Freude einschränken oder es doch mit einer gewissen materiellen Unbequemlichkeit verknüpfen. Wenn aber inmitten jenes tobenden Straßenlärms und rastlosen Tumults der geschäftigen Menge und der glänzenden Welt nach der tiefsten Stille, nach der Einsamkeit in Wald und Gebirg, nach einem von moderner Kultur noch kaum beleckten und doch nichts weniger als ungaslichen, verborgenen Asyl dürstet, wo er der Welt und Zeit vergessen und doch dabei immer die geheime, tröstliche Gewißheit bewahren kann, sie in jedem Augenblick in wenig Stunden wieder zu erreichen, der hat ringsum die schönste Auswahl solcher Stätten, an den Ufern, in den Bergen, auf den Inseln und Halbinseln. Er hat nur zuzugreifen, in den Dampfer, ins Coupé zu steigen, und bald sieht er sich in einer jener gleichsam verzauberten Abgeschiedenheiten, in ebenso

grandioser als reizender Natur, wie sie die Erde schwerlich an einer anderen Stelle ihres Rundes aufzuweisen hat; und zwar sieht er sich gut aufgenommen, behaglich untergebracht, vor jeder Entbehrung gesichert, ohne daß ihn eines Hotelfellners Frack, Frisur, Manieren und unerträgliches Gesicht und eines Hotelwirts unverschämte Rechnung ärgerten, denen wir im lieben Vaterlande auch im kleinsten Gebirgsneste und am ödesten Seestrande nicht mehr zu entfliehen vermögen.

Jeder Ausflug in die Umgegend ist so belohnend, so froh erregend, Sinn und Seele erfrischend, erhebend, beglückend durch sich selbst, durch die Fahrt, durch den Weg wie durch ihre Ziele. Die letzte, die wir jüngst antraten, ging zu den Tempeln von Pästum.

Die Legenden-Dunstkreise, welche sich ehemals um so viele solcher weltberühmten Denkmäler und Orte gebildet und in der Reiseliteratur wie im Glauben der Menschen bis in die neuere Zeit unangefochten sich erhalten hatten, sind durch die neuerdings so sehr vergrößerte Zugänglichkeit und die damit ermöglichte genaue, eigene Prüfung durch gewissenhafte, unbefangene Beobachter in unseren Tagen meist zerstört oder verflüchtigt worden. Wir erhalten diese Gegenstände meist so dargestellt, wie sie wirklich sind. Für Pästum aber trifft das noch immer nicht ganz zu. Das Bild dieser gewaltigen Überreste aus althellenischer Zeit, welche, allein aufrecht geblieben in der allgemeinen und gänzlichen, fast spurlosen Vernichtung des blühend reichen Kulturlebens der Stadt des Poseidon, in der sie den großen Göttern errichtet waren, heute in der öden Wüste der längst von der Malaria entvölkerten Meeresküste in einer Art schauerlich erhabener, wie von Schlangen, Skorpionen und Eidechsen unheimlich belebten Einsamkeit mit ihren Säulenwäldern aufragen, hat sich der Phantasie der Menschen so tief eingeprägt! Und meines

Wissens hat sich niemand, der diese Tempel besuchte, die Mühe gegeben, dies Bild zu rektifizieren. In jüngster Zeit ist im Gegentheil noch das allerverbreitetste Gerücht von dem in der Gegend von Pästum allmächtigen Brigantaggio hinzugetreten, um jener Vorstellung ein noch düsteres Kolorit zu verleihen. In jeder gedruckten und mündlichen Schilderung einer Fahrt dahin spielte die unentbehrliche Eskorte berittener Karabinieri immer eine große Hauptrolle. Zu blutigen Zusammenstößen mit den Gefürchteten schwang sich die Phantasie der Erzähler allerdings nur selten auf. Die bewaffnete Bedeckung hatte ja eben die Herren Briganten in heiliger Scheu und weiter Entfernung gehalten.

Es tut mir fast leid um das romantische Bild. Aber ich kann nicht verschweigen, daß es für ein unbefangenes Auge (dank dem gewöhnlichen deutschen Bildungsgange gewinnen wir daselbe, ebenso wie die wirkliche Unbefangenheit und unverfälschte und unverfälschte Natürlichkeit des Denkens und Empfindens — Karl Hillebrand sprach es neulich einmal so treffend aus — kaum vor unseren vierziger Jahren) nicht Bestand hat.

Die Expedition führt sich nicht viel schwieriger und unbequemer wie jede andere von Neapel aus. Mit der Eisenbahn immer an dem prachtvollen Strande der Bucht dahinfahrend, den Besuch zur Linken, über Portici (das sich 50—60 Fuß hoch über dem noch so gut wie unaufgedeckten Lavagrabe Herkulanums ausdehnt), Torre del Greco und Torre del Annunziata, erreicht man Pompeji, überall die Spuren der furchtbaren älteren Besuwausbrüche streifend, ungeheure schwarzgraue Gesteinmassen, die erstarrten, jahrhundertealten Lavaströme, welche einst der Krater zum Meere hinabsendete, durchbrechend, um deren finstere Blöcke und Schlackentrümmer das Meer brandet und schäumt . . . Und überall zugleich auch die lieblichsten Bilder und Ausichten auf Neapel zurück, auf

die Bucht und die Halbinsel von Castellamare vor uns, auf die prangende Gartenlandschaft zur Linken, auf das Meer, das Schiffsleben, die lustigen Badeszenen am Strande zur Rechten.

In Pompeji gesellten sich ein Paar neu gewonnene deutsche Bekannte, jüngere Berliner Baumeister und ein württembergischer weltwandernder Tourist zu mir, mit denen die Partie verabredet war. Von hier aus, wo sich die Bahn nach Castellamare rechts nach Süden hin abzweigt, führt unser Schienenweg immer weiter vom Golf ab in die herrlichste Gebirgswelt hinein. Von der Üppigkeit der Vegetation, dem Reichtum des Anbaus der Talsohle und der unteren Bergabhänge, gibt keine Schilderung nordischen Lesern einen Begriff. Wohin man blickt ein grünes Meer von schweren, schwankenden Weingehängen, die sich von Pappel zu Pappel, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum schwingen und an denen die Trauben fast so dicht wie die Blätter sitzen. Die fruchtbelasteten Rebengewinde klettern gleichzeitig hinauf bis hoch in die Wipfel der von ihnen umstrickten Bäume. Man erkennt kaum noch deren eigenes Laub vor dem Dickicht der Weinblätter. Feigenbäume und der dickblättrige Feigenkaktus drängen sich dazwischen, und trotzdem steht zwischen den Stämmen unter den dicht schattenden Baumkronen der Mais hoch bis fast zu deren Ansatz. Damit wechseln wieder Olivenpflanzungen, die sich in geordneten Reihen in streifenförmigen Absätzen an manchen Berggrüben bis nahe zu ihrem von alten Kastellen, Burgtrümmern oder Klöstern gekrönten Gipfel hinanziehen; oder weite Felder, besonders mit Tabak, Braunkohl, Melonen und „Pommidori“, den in unendlichen Massen gezogenen und verbrauchten Tomatäpfeln, bedeckt, von Ahohecken oder dem hohen, flüsternden, malerisch unschätzbaren Bambusrohr gesäumt. Die von tiefen Schluchten durchfurchten, von Wolken umwallten Gebirgsrücken und Gipfel zur Rechten sind von Kastanien und Eichen dicht

bewaldet. Pittoreske kleine Ortschaften und Städte nisten unten am hohen Flußbett des Sarno am Waldestrand, oft mit merkwürdigen Kirchen zwischen den flachgedeckten grauen und weißen Häusern. Stellenweise sieht die Landschaft wieder einer deutschen Waldgebirgsschlucht täuschend ähnlich. Dann sieht man wieder großartige altersgraue Wasser- und Straßenleitungen, zum Teil noch sarazenischen Ursprungs, auf hohen Bogenpfeilern ruhend, sich über die Tiefe spannen oder an den Bergwänden hinaufsteigen. Dunkle Tunnel, durch die Klippen getrieben, verbergen wiederholt auf Minuten jede Aussicht. Der Zug tritt heraus, und vor uns in der Tiefe schimmert wieder das Meer in weiter Bucht, von hohen Gebirgsrücken umhegt, weiße Städte an deren waldigem Abhange, Schiffe im geschützten Hafen; zunächst dort unten das schöne Salerno mit seinen Glockentürmen und Kuppeln. Noch einmal durchraffelt der Zug den letzten, längsten Tunnel und hält am Bahnhof.

Wir hatten vereinbart, nicht von Salerno, sondern von der letzten Station dieser Golfbahnstrecke, von Eboli aus, nach Pästum zu gehen, und fuhren mit wenigen Mitpassagieren weiter.

Von hier ab verändert sich der Charakter der Gegend schnell und auffallend. Das Gebirge bleibt zur Linken im Osten, vom Meere zurücktretend, in meilenweiter Ausbuchtung. Zwischen diesem und den Bergen liegt eine Ebene, in welcher Ackerland mit offenbarem Sumpf wechselt. Auch der Charakter der Vegetation ist ein anderer geworden: Wein und Feigen sind viel seltener, auch die Pappeln viel einzelner; das Ganze ist, abgesehen von der finsternen Großartigkeit der Gebirge des Basilikats, ziemlich reizlos. An deren Abhang, interessant gruppiert, von der Ebene her ansteigend, mit alten Rundtürmen und Campaniles, wird endlich Eboli, zehn Minuten von seinem Bahnhofe entfernt,

sichtbar. Dort mußte übernachtet und die morgige Fahrt vorbereitet werden.

Sehr gewinnend und Vertrauen einflößend sehen die Herren nicht eben aus, die sich sofort mit Anerbietungen von Wagen oder mit dem dringenden Ersuchen um einige Soldi in Menge an uns drängen. Die Bäuerinnen, welche hier und da, auf den nächsten abgehenden Zug wartend, in der Nähe des Bahnhofes sitzen, sind, was ihre Tracht betrifft, durchaus die echten „Italienerinnen“ und „Räuberliebchen“ der deutschen Maler. Aber man zerstöre sich nicht die Illusion und blicke unter die breiten weißen oder roten Kopftücher in die Gesichter, welche diese beschatten, oder auf die theils plumpknochigen, theils kümmerlichen, von der Arbeit und Geburten verdorbenen Gestalten, welche diese farbigen Nieder mit den durchbrochen gestickten Hemdsäumen und den nur angeknüpften bunten Jackenärmeln, diese Wollenröcke und Schürzen umhüllen!

Die als erträglich anempfohlene Locanda des Orts liegt vor der Stadt, dicht an einer kleinen Kirche. Das weißgetünchte Gebäude war einst ein Kapuzinerkloster. Die Kreuzgänge umgeben den Hof; die Zellen sind zu Gastzimmern geworden. Sie ist gleichzeitig das Postgebäude. Auf die Bänke vor der Thür oder auf die Fensterbänke außen legt man die Briefe. Eine Armee von Postkutschen und Behikeln aller Art steht vor den Thüren, auf der Gasse und vor dem Hofwagengebäude, wie man sie nie gesehen hat, selbst in unseren Urogroßvatertagen: alte, geschlossene Kutschkasten auf vier Federn ruhend, die erst auf der Höhe eines rotgestrichenen, enormen Holzgestells oder Karrens sich erheben. Nach hinten zu ragt in Manneslänge ein breiter Bretterboden über die Rückwand des darauf thronenden Kutschkastens hervor. Darauf können die „Passagiere dritter Klasse“ mit Gepäck, ihren Bündeln, Kisten, Kindern, Kleinvieh, Betten usw. sich einrichten. Die Kummere der Mittelpferde sind ganz kunstvolle kleine Gebäude

aus graviertem und getriebenem Messing mit Turmspitzchen, Wetterfahnen darauf, Glöckchen daran. Die Pferde tragen die Stirnhaare zu zierlichen, aufrechtstehenden Zöpfchen, bunte Federbüsche am rechten Ohr, weiße Pferdehaarbüschel daneben niederhängend. So gepuzt, je drei oder vier nebeneinander vorgepannt, sieht man sie schellenklingend mit diesen ungeheuerlichen, innen und außen, oben und unten, in der Schoßkelle, hinten und vorn mit Passagieren und Gepäck belasteten Maschinen ab- und auf der Chaussee ins Basilikat der nicht ganz geheuern, interessanten Gebirgswelt der Abruzzen, entgegenzottern. Im offenen Coupé vorn haben zwei Carabinieri Platz genommen. Die Läufe ihrer über die Knie gelegten Büchsen ragen zu beiden Seiten heraus. Der Blitz dieser Rohre schon soll meist eines wohlthätigen moralischen Eindrucks auf „des Gebirges schlanken Sohn“ nicht verfehlen.

Ein ganzer Schwarm von Kutschern, Jungen, Bettlern, Krüppeln folgt uns in die Locanda, um teilnehmend unseren Verhandlungen mit dem Padrone über Zimmerpreise, Pranza, Wein usw. zu assistieren und wie der Chor in der antiken Tragödie seinerseits zu glossieren oder auch wohl selbst in den Kampf der Meinungen mit den Äußerungen der Seinen tätig einzugreifen. Als der Pakt nach einigem Feilschen abgeschlossen war, begannen die Verhandlungen über die Wagen- und Fahrpreise. Natürlich begann man mit den unverschämtesten Forderungen. Unter 40 Frcs. sei nicht an einen Wagen zu denken. An der heiteren Ruhe unseres Baumeisters und unseres Schwaben, die in den Erfahrungen langer Reisen durch die Länder und Wildnisse des Orients in bezug auf solche Forderungen und Beteuerungen mit dreifachem Erz gepanzert sind, prallte alles ab. Als wir bei unserem ganz genießbaren Pranzo beim ersten Gange saßen, sank die Forderung schon auf 25 Frcs., beim Krosto betrug sie nur noch 20. Schon in den Betten liegend, weckte uns der Padrone mit dem letzten An-

gebot von 17 Fres. „tutto compresso“, und hin und zurück für den dreispännigen Wagen. Wir schlugen ein — und waren doch noch um 5 Fres. überteuert.

Vor dem Essen wurde noch einmal der Frage der Sicherheit der Pästumstraße nähergetreten. Ein paar sehr höfliche, trefflich aussehende Geistliche, die wir auf der Gasse darum anredeten, zuckten die Achseln. Ein junger, schlanker Carabiniere vor dem Stationshause seiner Truppe setzte uns — mit der sprechendsten, beredtesten und graziösesten Mimik der Hände und Gesichtszüge seine Worte begleitend — auseinander, daß allerdings größere Banden dort nicht mehr existierten, daß aber allerdings in un minuto die ganze Situation verändert sein, daß man nicht garantieren könne, daß er und ein Kamerad sehr gern bereit sein würden, den Signori usw. usw.

Wir sagten uns indes selbst, daß es im Grunde lächerlich sein mußte, wenn fünf ausgewachsene rüstige Männer sich noch von zweien ihr Leben und Eigentum schützen lassen sollten, und es war keine Rede mehr davon. Des biederen Baedecker schöner Rat und Ausdruck bewies zudem auch seine ebenso vertrauenstärkende als erheiternde Kraft: „Sollte man angefallen werden, so steige man schleunigst aus und werfe sich auf die Erde, ohne unnützen Widerstand zu leisten. Dann kommt man in der Regel mit dem Verlust seines Geldes und der Uhr davon.“ Wenn es weiter nichts ist — was kann da sein! Freilich erklärt derselbe treffliche Führer auch im Juli und August jede Fahrt nach Pästum für unmöglich, der Malaria wegen, welche dann diese Gegend entvölkere. Aber wir können die Zeit nicht vorrücken und müssen es, nun einmal so weit gelangt, auf unsere eigene Entvölkerung ankommen lassen.

Um sechs Uhr anderen Morgens saßen wir in einem etwas zivilisierteren offenen dreispännigen Wagen, einen verdrossenen

braunen Kerl auf dem Bock. Der gewöhnliche Regenguß der Nacht (kaum zwei Tage in der Woche bleibt ein solcher in und um Neapel aus) hatte die Chaussee aufs beste gesprengt und uns die Plage der Staubwolken erspart. Es geht, immer die Gebirge mit ihren prachtvoll geschnittenen Graten und Gipfeln zur Linken, in die Ebene hinein. Diese ist nicht fern von Eboli auf eine weite Strecke gänzlich mit niederen Myrtenbüschen bedeckt. Sie standen in voller Blüte. Im Besitz von genügender Lust, Zeit und veilchenblauer Seide hätten wir damit für mehr als nur elftausend Jungfrauen den Jungfernkranz flechten können. Die Myrtenheide löst ein langer Sichenwald ab. Ein viereckiges weißes, königliches Schloß mit Ecktürmen oder, wie es der Kutscher nennt: Casino reale, wird auf einer kleinen Höhe über den Sichenwipfeln sichtbar. Dann zu beiden Seiten teils schon abgeerntete Weizen-, teils dichtbestandene Maisfelder, überall hochragende, pyramidenförmige Getreide „mieten“ in der Ebene. Zwischen den Stoppeln und in einzelnen besonders sumpfigen Gebreiten zeigten sich Herden von schwarzen Büffeln und von weißen, mit weitgeschwungenem, schönem Gehörn bewaffneten Stieren; auf anderen, festeren Weidestrecken Pferde, von berittenen Hirten, außerordentlich malerischen Gestalten, bewacht. Diese Büffel sehen wahrhaft urweltlich oder doch wie Nilpferdgeschwister aus, wenn sie die schwarzen Häupter mit den zurückliegenden Hörnern, den finsternen, großen Glogaugen und der breiten, triefenden Schnauze aus ihrem Sumpf am Wege gegen uns aufrichten. Eine Menge von Schnitterinnen, sämtlich mit weißen Kopftüchern, sind in den Feldern beschäftigt. Den originellsten und fesselndsten Anblick aber gewähren die offenen Tennen im freien Felde; über die auf festem Boden ausgebreiteten Weizengarben jagt stampfend ein Trupp von Pferden im scharfen Trabe und Galopp, von dem reitenden Hirten angetrieben, unausgesetzt im Kreise, wie die Ukrainexoffe bei

einer Mazeppavorstellung im Zirkus, dahin. Ich sah dasselbe Verfahren schon in der Ebene zwischen Livorno und Pisa.

Nirgends ist die Landstraße oder die Gegend verödet. Hochbepackte Postwagen und die zweirädrigen hochwandigen Karren, mit weißen Stieren bespannt, mit Feldfrüchten beladen, begegnet man überraschend häufig.

Nach bald zweistündiger Fahrt ist man an dem reisenden, mit trüber, brauner Flut daherströmenden Sele angelangt. Man hätte nicht so darauf zu bestehen gebraucht, daß im Preis für den Wagen auch das Fahrgeld über den Sele „mit“ einbegriffen sein müsse. Jetzt erklärt sich uns das ironische Lächeln des Padrone und des Fuhrmannes, als sie sofort darauf eingingen: der Brahm liegt verlassen am Ufer; über den Fluß führt eine schöne, feste, hochgeschwungene, neue Steinbrücke.

Bald wird jenseits zwischen einer fernen Gruppe von weißen Häuschen und dunkeln Baumkronen in der Ebene die unverkennbare Form der langen Säulenreihen eines Tempels sichtbar.

In noch einer Viertelstunde ist der Ort erreicht, und erstaunt sagt man sich wohl: also so sieht Pästum aus?!

An einer allerdings recht elenden Osteria spannt der Kutscher aus. Ein eigentlich geschlossenes Dorf ist nicht vorhanden. Aber nicht wenige vereinzelt Bauern- und Gutsherrenhäuser stehen an der Chaussee und innerhalb ihrer Gärten; der eine von diesen, den Tempeln gegenüber, prangt sogar hinter seinem stattlichen Tor mit mehreren Palmen und hohen, blütenreichen Oleandergebüsch. Weite Melonensfelder, von den Resten der alten griechischen Stadtmauer Pästums umhegt, schließen sich auf der linken östlichen Seite an die Chaussee. Zur Rechten allerdings dehnt sich zwischen einzelnen Gärten die Ebene unangebaut, nur mit Brombeergestrüpp, hohen Disteln und Farnkraut bewachsen, zum Meere hin.

Dessen in der Ufernähe hellshimmernder, am Horizont scharf blaundunkler Streif schließt im Westen das Bild ab. Im Norden glänzt der Golf von Salerno, und weit in die duftige Ferne hinein streckt sich das Gebirge der Halbinsel. Aus jener Ebene aber ragen nahe der Chaussee die ehrwürdigen Trümmer der berühmten drei Tempel empor.

Man hat zuerst einige Arbeit, jene in der Phantasie fertig mit hierhergebrachte Vorstellung von dieser Ruinenstätte zu vergessen, ehe man zur vollen Hingabe an den großen, ernstern, feierlich-machtvollen Eindruck gelangt, den auch so, in dieser so ganz anderen Umgebung, hart an dieser belebten Poststraße, nahe diesen Häusern und Gärten, besonders der größte, der mittlere Poseidontempel hervorbringt.

Dieser mit seinem Nachbartempel, der fälschlich so benannten „Basilika“, liegt ziemlich weit von dem ersten, nördlichsten getrennt. Man übersieht kaum von einer Stelle alle drei mit einem Blick. Der erste, als Ceresempel bezeichnet, trägt bekanntlich auf seinem östlichen und westlichen Portikusgebälk noch ein zertrümmertes Stück Giebel, der mittlere den seinen wohl erhalten, der dritte keinen Rest mehr davon. Allen dreien sind die Wände angeblich schon durch die Normannen herausgebrochen worden. Man sieht eben nur den Säulenwald. Durch die offenen Zwischenräume schimmert die grüne Heide und das ferne Meer hindurch.

Der „Custode“ liegt an der Chaussee unter einem Strohdach und hält für die Vorbeipassierenden saftige Wassermelonen feil. Am Graben der Tempelseite verschließt ein eisernes Gittertor zwischen zwei dort aufgerichteten Pfeilern den Zugang. Da der edle Wächter des Heiligtums den Schlüssel dazu verloren hat, so führt er uns durch das Brombeergebüsch des trockenen Grabens neben diesem merkwürdigen Tor vorbei.

Der erste Tempel, dorisch wie die beiden anderen, ist wie

sie aus einem sehr porösen gelbgrauen Travertin erbaut. Aber trotz der Verwitterung haben sich die 36 Säulen seiner Fronten und Langseiten noch ziemlich vollständig, ihre Kannelierungen noch meist recht scharf erhalten. Von dem Innern blieben nur Trümmer, größere und kleinere bearbeitete Blöcke von mehr oder weniger erkennbarer Gestalt, Säulentrommeln, Kapitäl- und Architravfragmente, Wandquadern usw. am Boden. Seine Längen- und Breitenverhältnisse ($14\frac{1}{2}$ m zu $32\frac{3}{4}$ m) stimmen ziemlich genau mit denen des Athenischen Theseions, mit dessen vollendeter Schönheit dieser sich allerdings nicht messen kann. Die Säulen steigen ohne merkliche Entasis kegelförmig an. Von dem auffällig dünnen Halse nach dem übermäßig vorschwellenden Kapitäl hin bildet ein Kranz von aufstehenden Blättchen den Übergang. Von künstlerischer Meißelarbeit, Schmuck und Dekoration erkennt man sonst nichts mehr. Auffallend waren mir an der Unterseite des erhaltenen Stückes des den Westgiebel übershattenden Daches die durchbrochenen Kassetten. Unvergleichlich mächtiger und herrlicher als dieser erscheint und wirkt das Heiligtum des Poseidon. Seine Maße von $59\frac{3}{4}$ m Länge zu 24 m Breite, die Abstände, die Wucht und Größe seiner 36 Säulen von nahezu 2 m Durchmesser an der Basis und 9 m Höhe, die Erhaltung seiner allgemeinen äußeren Form mit Giebeln und Gebälk, der tiefgoldige Ton des Gesteins, der reiche Aufbau in seinem Innern, wo noch die eine Seitensucht der Cella Säulen auf ihrem Gebälk die kleineren, ehemals das Dach stützenden eines zweiten Stockwerks trägt, alles vereinigt sich, um auch heute noch dem Ganzen ein Gepräge von stiller Erhabenheit, von Strenge und hohem Ernst und bei aller Knappheit des Schmucks doch auch feierlicher Pracht zu erhalten, wie es der ursprüngliche Bau gehabt haben muß. Auch in diesen Säulen ist die Schwellung bekanntlich so gering, daß meist ihr Vorhandensein gänzlich bestritten wird,

wie denn auch unter uns derselbe Meinungskampf gefochten wurde: mir erschien sie noch immer unverkennbar auch in den besterhaltenen Kannelierungskanten. Aber gleichviel, es schwillt eine strogende, zum schönsten Maß gebändigte Kraft in diesen kolossalen und mit feinstem Kunstgefühl zum Kapital hin verzüngten, gleichsam Schulter an Schulter sich gegen die Last auf ihren Häuptern anstemmenden Schaften. Giebel und Metopenfelder zeigen keine Spur einstigen statuarischen oder Reliefschmucks. Der Tempel sieht ganz so aus, als hätte er dergleichen nie gehabt; desto deutlicher sind die Spuren des gelbrötlichen Stucks, mit welchem der poröse Stein des gesamten Baues einst bekleidet war.

Wie müßte dieses Werk — wuchtig, massig und grandios, wie ein dem Boden entstiegnes natürliches Felsgebild uns zugleich beseelt, rhythmisch fein gegliedert, bewegt und harmonisch in sich geschlossen, wie ein vollendeter, lebendiger Organismus —, wie müßte es erst auch in seiner jetzigen Gestalt doch noch ganz anders wirken, wenn der Boden sich nicht ringsum im Laufe der Jahrhunderte so erhöht hätte; wenn es, wie es gedacht ist, wie der Parthenon (der gebaut wurde, als dieser hier schon nahezu zwei Jahrhunderte stand) heute noch sich auf seinem Unterbau hoch und frei hinausschwänge über die tiefere Ebene, in der es nun fast bis zu seiner obersten Treppenstufe eingesunken erscheint.

Wir haben lange in froher Andacht und genauester Besichtigung um diesen Tempel und in seiner offenen Halle verweilt. Nichts störte uns in der von solchem Anblick und solchen Betrachtungen untrennbaren Stimmung. Die Eidechsen allein rascheln und huschen pfeilschnell über die Gesteinplatten, durch Gras und Brombeergebüsch dahin und hoch an den von der Sonne durchwärmten Säulen hinauf, strecken sie scheu und neugierig die Köpfe vor, schlängeln mit den Schwänzchen und verschwinden im Nu im nächsten Spalt. Die Heu-

schrecken schrillen und schnarren ringsum in den Disteln ihr tausendstimmiges Konzert; um das Gebälk des Daches flattern und kreischen dichte Schwärme von Krähen und kleinern Vögeln; von der Chaussee her klingt das Rollen eines Wagens, der Schrei eines Esels, das Knarren der Ochsenkarren, aus den Feldern der näselnde Gesang eines Arbeiters; der „Kustode“ liegt schläfrig dämmernd in der Sonne am Boden. Und unsere Phantasie mag sich ruhig bemühen, uns das Bild des Einst aus diesem seinem Trümmergrabe wieder in der alten Pracht aufsteigen zu lassen. Es wird uns trotz unseres Mühens und Wissens immer nur dunkel und verschwommen bleiben. Das Leben und Sein eines Geschlechts, das so dachte, empfand und schuf, wie es ein solcher Tempel beweist, bleibt für uns immerdar ein ungelöstes Rätsel, ein Buch mit sieben Siegeln.

Der dritte Tempel gewährt, zumal im Verhältnis zu diesem, in dessen nächster Nähe er südlich, gleichfalls von Ost nach West gerichtet, liegt, nur geringere Freude. Er hat bei der etwas kürzeren Gesamtlänge von $54\frac{1}{3}$ m mehr Säulen als jener; — 50 von ebenfalls fast 2 m Durchmesser, neun davon (statt jener sechs) in jeder Front, je 16 an jeder Langseite. Zudem zeigt er — ein ganz einzig dastehendes Beispiel — den Cellaraum der Länge nach durch eine Säulenreihe getrennt. Die Giebel sind längst gestürzt. Die Säulen sehen ganz danach aus, als müßten sie einer Periode des schon ziemlich roh oder weichlich gewordenen Geschmacks entstammen. Ihre Schwellung und besonders ihre Einziehung nach dem, ebenfalls mit dem Blättchenkranz versehenen Halse ist so stark und wieder so wenig präzis gezeichnet, daß sie sämtlich wie kolossale Regel, d. h. nicht im mathematisch-stereometrischen Sinne des Wortes, sondern wie Spielregel gewöhnlichster Art aussehen, die man dann kanneliert hätte. Und aus diesem

eng eingeschnürten Halschen quillt dann unvermittelt plötzlich der riesige Wulst des Kapitals heraus. Eine enorme Kluft trennt das hohe und sichere Kunstgefühl der Epoche und der Meister, welche den mittleren Tempel erzeugten, von dem in diesem hier bekundeten.

Wir suchten noch einmal eine möglichst gute Gesamtübersicht der ganzen Tempelgruppe zu gewinnen, indem wir auf den Trümmern der südlichen, breiten, alten Stadtmauer nach Osten hin gingen, wo die Terrasse eines Taubenturms einen günstigen Blick darauf gewährt. Da hat man ein breites Stück Meer als letzten Hintergrund; aber die Tempel selbst sinken doch nur noch mehr in die Tiefe hinein und verlieren entschieden an Großartigkeit der Erscheinung.

Nach wiederholten Durchmusterungen nahmen wir Abschied von ihnen, fuhren davon auf Eholi zu und kamen eben noch undurchnäßt von dem schon wieder im Gebirge niederströmenden Regen dort an, ohne daß uns einer der Herren Briganten auch nur einer Begegnung gewürdigt hätte. Während der Besuch mit seiner Rauchwolke wie eine feste, blaue Masse vor dem glühenden Goldschein des Abendhimmels stand, dessen Abglanz alle Waldhöhen ringsum und das sie umwallende Nebelgewölk in tiefe Rosenglut tauchte, trug uns der Bahnzug durch das Sarnotal und zum stillen, lieben Pompeji. Die Folgen der massenhaft eingefogenen Malaria aber wollen auch heute so wenig erscheinen, als der „edle Räuber“ gestern!



3. In Palermo.

Schwer genug ist es mir geworden, von Neapel zu scheiden, so schwer, wie das Scheiden von einer Stadt, in welcher man

nicht auch nur einen bekannten oder befreundeten Menschen zurückläßt. Die Stadt selbst, das Land und die ganze holbe Gewohnheit des Dortseins, die sind es, was uns die Trennung von ihnen so bitter macht wie von einer Geliebten.

Wenn man mit seinem glücklich den Händen der Fachini entwundenen leichten Gepäck aus der Barke vom Molo zum Dampfer im Hafen gelangt ist und vom Deck noch einmal, ehe sich die Schraube in Bewegung setzt, auf das zurückblickt, was man nun verlassen soll, so kostet es keine geringe Überwindung, nicht noch einmal die Schiffstreppe wieder hinab und in den nächsten Rachen zu springen und, seinen bezahlten Platz im Stich lassend, wieder dahin zu eilen, woher man gekommen war. Zu viel des holdesten Schönheitszaubers liegt vor unserem Auge ausgebreitet. Man weiß, das findest und siehst du nicht wieder, zu welchen anderen Buchten und Küsten das Meer dich auch trägt! Daß die Dampfer nach Sizilien auch gerade in dieser Tagesstunde um 6 Uhr abends abgehen müssen, wo die zu den Gipfeln von Ischia niedersteigende Sonne alle Schönheit Neapels immer zur letzten und höchsten Wirkung steigert! Wenn alles ringsum sich in leuchtendes Gold, in zarteste Rosenglut, in duftigstes Blau taucht, die Wolken um den Gipfel des Vesuv und die Lavafelder an seinen Abhängen zu erglühen scheinen, die Segel der Barken auf leise wallender, blauer und schillernder Flut wie sonnenvergoldete Möwensittiche leuchten, wenn über das Grün der Wälder und der prangenden Gärten an den Höhen, über die Häuser der Stadt, die weißen Klöster auf den Bergen, selbst über die finstern, alten Kastelle und die trozigen Felsklippen, über Himmel und Meer, Inseln und Land gleichsam ein seliges Lächeln hingleitet, jede Farbe die größte Energie erreicht, jede Kontur der Gebirge, jede Form der Schiffe und Gebäude, sich in voller Schärfe und Klarheit zeichnet und doch

jede Härte aufgelöst ist in dem zauberischen Schmelz der Gesamtstimmung des riesigen Bildes!

Aber das letzte Signal erklingt, die Maschine stöhnt, Molo, Leuchtturm, die Schiffe im Hafen, die Uferquais, die Forts — alles weicht schnell und unaufhaltsam zurück. Wie der letzte glühende Sonnenblick hinter Ischias längst erloschenem Krater, der Spitze des Monte Epomöo, verschwindet, sind wir bereits so nahe an Capri herangekommen, daß wir deutlich mit dem Glase die so lieb gewordenen Stätten auf seinen Felshöhen, an seinen grünen Abhängen und an seinem Strande unterscheiden können, auf denen wir so gern noch einmal Station machten! Nicht zwischen dem Kap Minerva, der Halbinsel von Sorrent und dem östlichen Tiberiusfelsen von Capri nimmt, wie ich erwartet hatte, unser Dampfer seinen Kurs, sondern um die Westspitze der Insel, die mir bei meinem nur zu kurzen neulichen Besuch auf letzterer leider noch unbekannt blieb. Auf dem Hochplateau unterhalb des Monte Solaro zeichnen sich noch deutlich die weißen Häuschen von Anacapri. Von Neapel her flimmert es nur kaum mehr erkennbar durch den Abenddunst herüber. Desto heller strahlten überall an den Vorgebirgen der Inseln und des Festlandes die Leuchten der Faros, desto prächtiger die Gestirne am reinen, mondlosen Himmel, als wir von dem Diner in der Kajüte wieder aufs Deck traten. Schon liegt auch Capri, eine undeutliche, dunkle Masse, hinter uns im Nordwesten. Die Leuchtfeuer im Osten und Süden blinken von den Türmen der italischen Westküste. Wir steuern ins weite, freie Meer.

Unter allen Dampfern, mit denen ich je in Süd und Nord gefahren bin, gebe ich diesem „Imera“ von der Gesellschaft „Trinacria“ in jeder Hinsicht den ersten Preis. An Anständigkeit, Bequemlichkeit der Einrichtung, Größe und Weite der Bauart, Sauberkeit habe ich seinesgleichen nicht gefunden.

Man vernimmt selbst in der Kajüte kaum den Lärm und spürt nirgends das häßliche Stoßen der Schraube. Dazu ist das Meer glatt wie ein Spiegel. Nur das Zerschneiden der Flut durch den scharfen, steilen, eisernen Bug des Fahrzeuges läßt die stille Flut weiß aufschäumen und leicht erbrausen. Dann aber sprüht in dem Schaum und Gischt das schöne Meeresfeuerwerk des Phosphoreszirens in vollster Pracht.

Die deutsche Poesie und die ganze Welt der Geister mag es dem Geschick danken, daß es Goethe auf seiner Überfahrt nach Sizilien nicht so gut wurde, sondern so elend erging, wie er berichtet. Vier Tage hin und her lavierend mit dem Segelschiff gegen den ungünstigen Wind, auf heftig bewegtem Meere, von der Seekrankheit gequält und in der Kajüte gebannt, auf Wein und Brot statt aller Nahrung angewiesen, fand er sich bekanntlich dazu aufgelegt, die poetische Umarbeitung des „Tasso“ im Kopfe vorzunehmen und in solcher Lage zwei Akte derselben mit bestem Gelingen durchzuführen. Nie wohl hat Seekrankheit und widrige, lange Meerfahrt eine ähnlich glückliche Wirkung für den darunter Leidenden und für sein ganzes Volk gehabt wie diese.

Auf der „Imera“ und einer Fahrt wie die unsere wäre er vor dem Genuß, auf dem Deck unter dem Sternenhimmel zu liegen oder auf das Meeresleuchten am Bug und Heck zu blicken, ebensowenig auf den Gedanken jener herrlichen Tat als in die Krankheit verfallen, jedenfalls mit der Arbeit nicht weit gelangt. Denn in des nächsten Morgens Frühe schon, bald nachdem der strahlende und gleich von Beginn an Feuer ausströmende Ball über der fernen Küste Calabriens aufgestiegen war, tauchten im dunkelblauen Meer schon zur Linken die Liparischen Inseln, zur Rechten Ustica (das Goethe auf seiner traurigen Fahrt zur Linken lassen mußte) auf. Von 9 Uhr ab nahm der leise Schatten am südlichen

Horizont schon immer bestimmtere Gestalt an. Um 10 Uhr zeichnete sich klar, scheinbar endlos nach Ost und West hin erstreckt, die Nordküste Siziliens.

Sie erscheint als eine ununterbrochene Gebirgskette, welche indes nirgends rundliche Kuppen, weichere Formen, sanfte Übergänge und Schwingungen der Linien von Berg zu Tal kennt. Alles an ihr ist scharf und fest, im Grandiosen launisch und originell gezeichnet, Capri im großen. Die Konturen setzten sich fast nur aus geraden, eckig, aber in unendlicher Mannigfaltigkeit der Winkel und Längen gegeneinander gestellten Linien zusammen. Die Schärfe dieser Umrisse der Silhouette ist um so größer, als keine noch so leise Spur der Vegetation diese öden Kalksteinhöhen deckt und schmückt. Dafür allerdings schmückt sie im Morgenlichte in tausend feinen Nüancen der blaue und violette Duft nur um so schöner. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto bestimmter ausgeprägt zeigte sich die prachtvolle Gestalt des Monte Pellegrino, das Goethes Wort, vielleicht nicht mit Unrecht, zum „schönsten Vorgebirge der Welt“ gestempelt hat. Die Kühnheit, Grazie und Großartigkeit dieser Linien ist unbeschreiblich, und bei der Menge der besten Photographien dieses Raps ist das auch gar kein Schaden. Die Vormittagssonne lag auf der ganzen Breite feines viel gewellten Hochplateaus. Die Steile seiner Klippenabhänge ließ letztere durchaus als blaue, geschlossene Schattensmasse erscheinen. Aber sie steigen nicht, wie die von Capri, unmittelbar in solcher Schroffheit aus den Wellen empor. Ein breites, allmählich aufsteigendes Vorland hat sich hier gebildet. Auf diesem breitete sich daher das Sonnenlicht von oben über die Höhe hinaus. Der plastische Effekt des Raps wurde dadurch ein ganz außerordentlicher.

Zwischen dem Monte Pellegrino und den kaum minder charakteristischen, zackigen Bergwänden zur Linken, als deren Fortsetzung das Cap Mongerbino, weiter im Osten ins Meer

heraustretend, die Bucht schließend, dehnt sich, vom Halbkreise der weit ins Land zurückweichenden Höhen im Hintergrunde umhegt, die überschwenglich fruchtbare Talebene aus, deren vordere nördliche Hälfte die Stadt Palermo einnimmt, die Concha d'Oro. Nicht wie Genua und Neapel steigt die Stadt terrassenförmig vom Meere an den noch dahinter ragenden Bergrücken auf. Wie diese hier kahl von jeder Vegetation sind, so zeigen sie auch nicht die geringste Menschenwohnung. Jene glänzende erste Totalwirkung für den dem Meere sich Nähern- den, die jene beiden üben, fehlt daher dem Stadtbilde Palermos als solches durchaus.

Schon erkannte man deutlich den Molo mit dem Leuch- turm auf der Spitze, die Masten, Raen und Schornsteine der ankernden Dampfschiffe dahinter im Hafen, die Quais am öst- licheren Teile des Ufers; das alte, halbverfallene Fort Castella- mare auf der mittleren Landzunge des Beckens, die den großen Schiffshafen im Westen von dem kleinen Fischerhafen — der Cala — sondert; die Kuppeln und Thürme, die weiße Linie der langen, geraden Hauptstraße, welche, vom Quai beginnend, noch weit über die südliche Stadtgrenze hinaus bis zur Höhe von Monreale führt; und näher zur Rechten der hier am Monte Pellegrino in Zickzackwindungen, anfangs auf Bogen- stellungen, wie eine Wasserleitung aufkletternden Weg zum größten Heiligtume Palermos, der Grotte der heiligen Rosalie. Um 11 Uhr warfen wir Anker im Hafen, und schnell gelandet, schnell in der Dogana abgefertigt, rollten wir über ihr Fliesen- pflaster dahin, das dem Neapels an Schönheit und Vollkommen- heit nicht nachsteht.

* * *

Immer gehören zu den interessantesten Stunden der Reise- tage diejenigen, in welchen man zuerst in einer uns gänzlich neuen und fremden bedeutenden Örtlichkeit einzig sich selbst,

seinem zuverlässigen Plan in der Tasche und seinem natürlichen, durch Übung ausgebildeten Orientierungsvermögen im Kopf vertrauend, diesen Ort in allen Richtungen durchkreuzt, dessen Bild im ganzen großen, wie im Detail zu gewinnen und die Punkte und Eigenheiten herauszufinden sucht, welche er mit anderen durch mancherlei natürliche, klimatische und natürliche Bedingungen gemeinsam hat und welche ihn trotzdem, wie von allen anderen, auch von solchen scheinbar ähnlichen höchst wesentlich unterscheiden.

Man kann Palermo nicht in solcher Weise durchschweifen, ohne in jedem Augenblick an Neapel erinnert zu werden, und zugleich nicht ohne sich der tiefgreifenden Unterschiede zwischen beiden Städten sehr bald bewußt zu werden.

Wenn Goethe den Hauptnachdruck darauf legt, daß Palermo, ganz nach Norden gelegen, „die beiden Himmelslichter“, sich niemals im Meer spiegeln sieht, und daß dieses mithin immer ernst und zudringend, während das in Neapel immer weiter und lustiger erscheint, so kann man — bei der größten Verehrung für seine Beobachtung und sein Urtheil — das nicht in voller Ausdehnung zugeben. Palermo liegt mindestens ebenso sehr gegen Osten als gegen Norden; die Quais von Sonnenaufgang bis gegen 11 Uhr in voller glühender Sonne so gut wie nur die Chiaja und Sta Lucia in Neapel. Diese sizilische Julisonne hat von der ersten Morgenfrühe an eine ganz eigenartige Kraft und Wirkung. Ihr Licht und ihre Wärme sind mir wohl recht; aber der Effect auf die Haut vermehrt nicht gerade den Genuß des hiesigen Sommeraufenthalts. Man macht sich die zutreffendste Vorstellung davon, wenn man sich sämtliche Unterkleider, welche den Körper unmittelbar berühren, aus dem mehr wohlthätigen als angenehmen Stoff des spanischen Fliegenpflasters gearbeitet oder mit einem Unterfutter von Tausenden scharfen Nadelspitzen ausgestattet denkt. Leider hört diese Empfindung auch nicht

auf, wenn man sich abends auf die Matratze wirft. Man hat eben nichts umsonst im Leben, und wenige unserer größten Freuden, die wir nicht durch eine bestimmte Summe von — sei es gleichzeitiger, vorheriger oder nachträglicher — Pein und Schmerzensqual zu erkaufen resp. zu bezahlen gehalten wären.

Noch heute, wie Anno 1785, wird diese ganze Stadt im rechten Winkel durch die beiden langen Hauptstraßen, den Toledo vom Meer bis zu den Höhen von Monreale, also von NO. nach SW., und von der Via Macqueda durchschnitten, und zwischen ihnen dehnt sich ein undurchbringliches Gewirr kleiner, enger Vicos und Vicoli, in welchen für den Würgengel Cholera die reichste Ernte prächtig gedeiht. Nur heißt der Toledo heute Via Vittore Emanuele. Noch heute aber mündet dieser Toledo auf den breiten Quai am Meer durch jenes barocke, mit herzlich schlechten Statuen, Wappenadlern und Säulenstellungen deforierte Tor, der Porta felice, welches oben von keinem Bogen oder Dach gedeckt wird, damit der ungeheure Wagen beim Festzuge der heiligen Rosalie am 15. Juli hindurchpassieren könne.

Drüben am anderen Ende dieser Straße, deren Länge etwa der der Berliner Friedrichstraße, vom Halleschen Tor bis zu den Linden, gleichkommen mag, schließt sie noch immer das noch groteskere Tor der Porta nuova, mit den vier lächerlichen, kolossalen Atlanten von Sarazenfiguren en relief, mit der offenen, fünfboigigen Loggia über diesem hohen, plumpen Unterbau und dem pyramidenförmig ansteigenden, steilen, bunten Dach mit dem Adlerbilde aus farbigen Ziegeln. Und wo die Strada Macqueda den Toledo nach dem zweiten Drittel seiner Länge kreuzt, bildet er noch immer die Piazza di quattro Cantoni, eingefasst von vier ebenso malerischen als im plastisch-architektonischen Detail komischen und barbarischen Dekorationsfassaden mit den symbolischen Marmorstatuen und Brunnenbecken im unteren Stock, den Königsstatuen darüber im zweiten

Geschoß, den marmornen Inschrifttafeln, schweren Festons, Wappenschildern, dem ganzen verwilderten Aufspuß. Wenige Schritte davon, an der Piazza Pretorio, zu der man auf mehreren Stufen hinansteigt, prangt auch immer noch der (Goethe so verhaßte) Stolz Palermos, der große Marmorbrunnen, mit welchem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein spanischer Vizekönig die Stadt beschenkte. Das Ding ist so stil- und sinnlos wie alle plastische Dekoration, die Palermo in so großer Fülle aufweist. Die Brunnenssäule selbst, mehrere Becken übereinander, von Figurengruppen getragen, von einem Bacchusknaben zu oberst gekrönt, mit naturalistisch gearbeiteten Enten auf den Rändern der untersten vier Becken, wird von drei konzentrischen Balustraden umgeben, von denen jede immer mehrere Stufen tiefer liegt. Vier breite Marmortreppen mit Geländern steigen von der Mitte nach allen vier Seiten herunter. Je vier nackte Götter- und Göttinnenstatuen stehen auf den Geländern jener dieser Treppen. Auf jedem Segment der nächsten Balustrade unter ihnen immer wieder je zwei männliche und weibliche Fischmenschen auf ihren Fischschwanzfüßen stehend, zu beiden Seiten eines hingestreckten Flußgottes; auf dem untersten weitesten Ring wieder acht ganz alberne und lächerlich kolossale Halbfiguren, die weder Menschen noch Bestien ähnlich sehen. Und aus der Wand des zweiten mittleren Ringes strecken sich nebeneinander in jedem Segment zwischen je zwei Treppen immer sechs Tierköpfe von enormer Größe und unglaublicher Komik und Erbärmlichkeit der Darstellung hervor. Dabei sind einzelne unter den zwölf nackten Götter- und Göttinnenstatuen durchaus tüchtige, ja überraschend schöne Arbeiten, das Ganze aber der reine Aberwitz.

Von ähnlichem Geist zeugt ein Denkmal König Philipps III. oben vor dem königlichen Schloß; nur eine alte Bronzestatue Kaiser Karls V. von Scipione Livoisi an der Piazza Bologni neben dem Toledo, und ein ganzes Heer von marmornen

Heiligen rings um den Domplatz übertrifft sie noch an barocker Komik und plumpem Ungeschick.

Auch der schöne, öffentliche Garten nahe dem Meer an der Marina (heute ist er „Flora“ genannt), unter dessen Zitronen-, Orangen-, Magnolien- und Palmenbäumen wandelnd, Goethe die Idee der Metamorphose der Pflanzen konzipierte, prangt, seitdem noch bedeutend erweitert, auf der alten Stelle. Noch ein zweiter kleinerer, aber von nicht geringerer Schönheitsfülle der Vegetation ist seitdem entstanden auf dem damals noch leeren Platz vor dem alten, finsternen Bau des einstigen Inquisitionspalastes, den er mit seinem blühenden, lachenden Dasein wie mit seinem Namen zu höhnen scheint: der Giardino Garibaldi. Inmitten seiner prachtvollen Gebüsche ist einem 1867 für Rom durch die Wunder des Chassepot gefallenen Garibaldischen Offizier ein Denkmal gesetzt! Auf hohem Postamente, das seine Taten in den Kämpfen um die Freiheit und Einheit Italiens durch Inschriften verkündet, die Marmorbüste eines Mannes in der Bluse und — das Käppi auf dem Haupt.

Eins hat sich in diesen Straßen gründlich zum besseren verwandelt. Von jener trostlosen Verschmutzung und Vernachlässigung, welche Goethes verzweifelten Humor erweckte, ist keine Spur mehr darin. Das wundervolle Pflaster ist nicht nur so glatt, sondern in den Hauptstraßen auch so sauber wie ein Tisch gehalten. Die Besen und die Kehrichtsammler ruhen nicht einen Augenblick. Die Kanalisation scheint vollkommen.

Die Architektur ist im großen ganzen der Neapels sehr ähnlich, wenn man von dem allerdings wesentlichen Umstand absieht, daß dort die Häuser flach, hier mit wenig geneigten Ziegeldächern gedeckt sind. Mehr barocke Palast- und Kirchenbauten noch als dort unterbrechen in Palermo die Einförmigkeit der glatten Wohnungskästen. Unvergleichlich mehr malerisch interessantes und historisch denkwürdiges Halb- und Ganz-

getrümmer, architektonisch versteinerte Stücke uralter Stadtgeschichte mischen sich hier dem gleichgültig Modernen bei. Die Daseins Spuren der Normannen und Sarazenen sind doch nicht gänzlich ausgemerzt, wenn die frommen Väter Jesuiten schließlich auch über die Vorgänger gesiegt und architektonisch, wie so lange kirchlich-politisch, das letzte Wort auf diesem Boden behalten und die Stadt mit einem unglaublichen Segen ihrer bekannten Kirchenfassaden überschüttet haben. Selbst die Balkongitter sind meist nicht so einförmig wie die neapolitanischen, sondern zeigen lustig geschwungene Eisenstäbe oder reiches, barockes Geschnörkel.

Aber alles ist etwas niedriger und alles etwas provinziärer als in Neapel, selbst in bezug auf die durchgängige völlige Barbarei in Formen, Farben, Geschmack der auch in den größten Magazinen der Hauptstraßen ausgestellten Waren, der hier erzeugten und hier gekauften.

In dieser Stadt bewegt sich ziemlich laut und lärmend ein Volksleben, das — ungefähr wie das neapolitanische — doch gerade dessen Hauptreiz entbehrt: der freien Luft und Heiterkeit und selbstverständlich auch der Großartigkeit des dortigen Tumults. Die Ausrufer schreien mit derselben unbegreiflichen Energie, demselben fürchterlichen Ton wie dort die auf der Gasse feilgehaltenen Waren aller Art aus; Nacktheit, Lumpen und Schmutz machen sich in den Vicos noch viel mehr breit als in Neapel. Die Früchte leuchten, massenhaft aufgetürmt, hier wie dort, Arbeit und intimes Familienleben wählt sich hier wie dort die Gasse zum Lokal. Aber allem scheint jeder Schimmer jener Heiterkeit zu fehlen, die — man weiß nicht wie — selbst das Wüfeste in Neapel verklärt. — Der Rassentypus nähert sich noch mehr dem orientalischen. Unter den Weibern ist das abschreckend Häßliche fast noch mehr die Regel als selbst in Genua, — und das will viel heißen! Die Türme des falschen Haars und Haar-

surrogats auf jedem weiblichen Haupt im Volke geben jenen himmelstürmenden Wulstgebäuden freilich auch hier nichts nach.

Kleine unterscheidende Eigentümlichkeiten fielen mir auf. Die Fiafer Palermos (übrigens so gut und so billig wie die Neapels) haben das Verdeck in die Höhe geschlagen, aber — die Hinterwand aufgerollt, so daß man in dem, bei dieser stillen, brütenden Glut ganz unentbehrlichen, Luftzug beim Fahren sitzt. Alle Gefährte, in denen Waren, Lasten, Marktgegenstände transportiert werden, sind zweirädrige Karren, einfache Kästen mit durchweg bemalten Seitenbretterwänden, und von Maultieren gezogen. An deren Geschirren scheint sich der ganze dekorative Sinn des Volks zu erschöpfen. Da beweist es Farbenlust und natürlichen Geschmack. Statt des messingenen, reich geschmückten Kummets der neapolitanischen Zugtiere trägt hier jedes vor diesen Karren gehende einen kleinen, bunten Sattel, an dem sich eine seltsame Verlängerung des Sattelnopfes, ein Holz bis zu 2 $\frac{1}{2}$ Fuß Höhe erhebt. Das ist mit dichten, roten Quasten und Schellen besetzt, trägt noch einen großen, roten Busch auf der Höhe, das Sättelchen selbst ist mit Gold- und Silberstickerei überzogen. Zwischen den langen Ohren des Tieres balanciert ein anderer roter Busch oder Quastenträger; Scheuklappen und alles Riemenzeug am Kopf blitzen und lachen in Farben und Flittern; über den ganzen Rücken hin laufen breite rote, bequastete Bänder. Einer sucht den anderen in dieser Ausstaffierung seines Gespanns zu überbieten.

Mit dem hierin bekundeten hübschen, instinktiven Geschmack und Dekorations Sinn kontrastiert dann um so toller der Bilderschmuck auf den Karrenwänden. Der Stil ist der der allgemeinen deutschen Jahrmarktmordgeschichte. Bald sind es christliche Heiligenlegenden, bald aber auch hochromantische Opern- und Schauspielszenen, welche darin die ergöglichsie Darstellung gefunden hatten. Aber gestern früh am Schiffer-

hasen frappierte mich in dem Gedränge der Wagen und Karren einer durch die überraschendsten Taten der modernen Zeitgeschichtsmalerei. Vier Bilder aus dem deutsch-französischen Kriege, Schlachten, Beschießungen, Pariser Einzug. Das schönste darunter: Napoleon bei Sedan, König Wilhelm den Degen überreichend. Wie gern hätte ich die köstliche Tafel mit zur Heimat entführt! Hinter dem wundervoll fagenbuckelnden Kaiser steht ein Page in weißen Kleidern. Die preussischen Herren tragen sämtlich rote Pluderhosen in den hohen Stiefeln. König Wilhelm dazu ein kurzes, spanisches Schultermäntelchen, so daß er unsäglich prächtig aussieht. Der Kronprinz aber hat über seine Schulter und Brust eine lange, faltenreiche, rote Toga mit goldenen Pünktchen geschlagen. Wie sie so dastehen in einer Reihe und wie ihre Köpfe, und welche! auf ihren Schultern sitzen — es hat mir Tränen der herzlichsten Heiterkeit ausgepreßt.

Mehr noch als in Neapel verbirgt sich die elegante, vornehme Gesellschaft während des Tages bis zur Unsichtbarkeit. Wenn die Tagesglut in dem weiten Talkessel, auf den Straßen und in den Drangenhainen seiner Südbucht brütet und kocht, bleiben die hübschen Damen, die brillanten Kavaliers, die Principe und Principeffen Palermos hinter den grünen Jalousien ihrer Paläste und Villen gebannt. Wenn aber die Sonne endlich hinter die westlichen Höhen sinkt, scheinen sie erst zum Leben zu erwachen. Dann rollt von 6¹/₂ Uhr ab ununterbrochen ein breiter Strom der glänzendsten Equipagen den Toledo abwärts zur Marina und über deren Quai dahin bis zum östlichsten Ende des Floragitters. Vier bis fünf Wagenreihen nebeneinander bewegen sich hin und her, dort meist langsam genug, um den auf den Steinbänken oder den Mietstühlen auf dem Trottoir sitzenden Plebejern Zeit und Gelegenheit zu geben, die Schönheit, den Toilettenglanz der Dame, das Blut der Pferde, die verry quite english-Boll-

kommenheit der Herren Lakaien auf Bock- und Dienerfüß, die Eleganz der bewappneten Wagen mit Muße zu bewundern. Ein solches Schauspiel findet immer und überall ein williges Publikum. Es ist hier in sich so tadellos wie nur je in den Glanztagen von Paris an einem Frühlingsmittag zu Longchamps. Es stellt das auf der neapolitanischen Chiaja- und Posilippstraße Gesehene vollständig in Schatten, was die äußere Vollenbung betrifft. Aber trotzdem dünkt es mich ein gut Teil langweiliger als das da und dort am Golf und im „Bois“ aufgeführte. Das muntere, nackte, braune Gefindel, das sich auf der anderen Seite des Quais lustig schreiend ins blaue, abenddunkle Meer stürzt, sich zwischen den schwärzlichen Felsblöcken und den Rähnen kreischend tummelt, bespritzt, umherplätschert, liefert im allgemeinen für den Beobachter eine solidere und interessantere Ausbeute als jene, jedes Lokalkolorits entbehrende, abendliche, palermitanische „Praterfahrt“. Längs der ehemaligen Stadtmauer der Quai-brüstung, parallel hinter einer Akazienalle, sind mit besonderer Rücksicht für die Zuschauer mehrere Cafés etabliert, vor welchen diese während des Korso's ihr Eis in Ruhe verzehren können. Seltsame Institute. Sie haben die Außenwand mit großen Spiegeln in Goldrahmen behängt, große, teils nur in rosa Schleier drapierte, teils mit vollständigen Ballettkostümen bekleidete, bemalte Puppen unter ihre Laternen gestellt, ihnen Blumenkörbe in die Hände gegeben; überall dieselbe kindlich-bäuerische Geschmacksbarei.

Und dabei ist die ganze Natur, welche diese Menschen umgibt, so im eminentesten Sinne stilvoll, so groß, kühn, streng und ernst-prächtig. Man sieht: darin liegt das den Sinn der Bewohner erziehende Element nicht. Wenigstens heute nicht mehr. Daß es ehedem auch hier in Palermo anders war, beweisen uns die herrlichen Reste seiner sarazenisch-normannischen Vergangenheit.

* * *

Gänzlich respektlos, wie jede der unseren vorangegangene Zeit es war, sind die letzten drei Jahrhunderte mit allem umgegangen, was die früheren an ehrwürdigen Denkmälern in Palermo hinterlassen haben. In bezug auf die heutige, mit Recht gepriesene objektive Pietät der Gegenwart gegen die Schöpfungen der Vergangenheit muß man allerdings immer die eine Einschränkung hier wie überall machen: Sie beweist diese Tugenden gerade so lange, als nicht militärische Forderungen dazwischentreten. Dann hört sofort die ganze Pietät auf. Wo es sich ums Bombardieren handelt, schweigt überall in der Welt, heute wie vor Jahrhunderten, jede derartige zarte Rücksicht. Der höchst gebildete, schönheitsbegeisterte Kommandeur einer Belagerungsarmee von heute würde ebenso kalten Blutes das Parthenon mit seinen Bomben zermalmen, wenn es für den Erfolg seiner etwa auszuführenden Operation gegen Athen von Wichtigkeit wäre, wie es seiner Zeit der edle Graf Königsmark getan hat und wie 1860 der Kommandant von Palermo dem so lange erhalten gebliebenen ältesten Teil der Kathedrale, der Krönungskapelle der normannischen Könige.

Was sich uns heute noch als diese Kathedrale zeigt, ist schon von außen das wunderbarste Konglomerat der mannigfaltigsten Stile und Bauweisen, der steinerne Niederschlag stets wechselnder Geschmacksrichtungen. Aber auch so — vielleicht sogar eben deshalb — sieht das Ganze in seiner jetzigen, innerlich so widersprechenden Gestalt im höchsten Grade malerisch effektiv aus. Dem großen, von der Marmorbalustrade umhegten, mit jenem hier von Heiligenstatuen geschmückten Domplatz und dem daran vorüberführenden Toledo kehrt es die lange Südseite zu. Das Querhaus nahe dem Ostende markiert sich als ein mäßiger hoher, an seinen Wandflächen wenig belebter Kasten, der, wie der gesamte Bau, mit teils wellen-, teils lanzenspitzenförmigen Zinnen ganz ringsum

gekrönt ist. In den Absiden des Langhauses im Osten erkennt man in der Form und der seltsamen Dekoration durch große, rundbogenförmige, schwarzgemusterte, bandartige Reliefstreifen auf dem äußeren Mauerwerk noch einen Rest des normannischen Baues aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Zwei Türme mit Spitzbogenfensterchen, Säulchen, kleinen Nebentürmchen auf den Ecken steigen an den Seiten dieses östlichen Abschlusses auf. Sie entsprechen den beiden anderen, dem 14. Jahrhundert entstammenden am Westgiebel. An diesem öffnet sich das hohe, prächtige, gotische Portal mit den vielfach variiert gewundenen, gezackten Marmorsäulchen, auf dessen Kapitälle feine Spitzbogen aufsetzen. Zwei elegante Bogen sind, statt des ehemaligen einen, von dieser Westfront hinüber zur hohen Quaderwand des erzbischöflichen Palastes geschlagen, welchen seinerseits wieder der höchste und stärkste Turm von allen, ähnlichen Stils wie sie, mit zwei kleineren zur Seite, krönt. An die Fensterpfeiler des Langhauses der Südseite legen sich mehrere mit Halbkuppeln versehene Kapellennischen, davor aber ein Anbau, in welchem sich — von zwei starken, mit je drei Marmorstatuen gekrönten, dreistöckigen, von rundbogigen Fenstern durchbrochenen Türmen flankiert — die hohe, schöne, spitzbogige, elegante, zweisäulige Vorhalle mit ihrem allerdings äußerst verwilderten relief dekorierten Giebel auf das große Seitenportal hin öffnet. Befremdlicher als alles aber wirkt auf dem so gestalteten Bau über der Kreuzungsstelle die moderne, 1781 bis 1801 darauf gesetzte Kuppel mit den korinthischen Pilastern ihrer Tambours. Sie macht die Summe der Widersprüche und Kontraste erst vollzählig.

Und doch bleibt uns die größte Überraschung im Innern noch vorbehalten. Hier hat jener Autor der Kuppel, der Neapolitaner Fuga, mit der souveränen Weisheit und dem trostlosen dekorativen Geschmac, welcher gerade diese kunst-

verlassenste vor allen Epochen kennzeichnet, zum Erbarmen mit dem Ursprünglichen gewirkt. Alles ist hübsch neu, weiß und weiß-blaugrau getüncht, kassettiert, „imperialisiert“; man glaubt, in den Festsaal eines der zahlreichen Fürstenschlösser aus jener unseligen Zeit zu treten. Die jammervollste Nüchternheit hat sich selbstgefällig an der Stelle ausgebreitet, welche phantasievolle Vorzeit einst geformt und mit ihren Gebilden geschmückt hatte. Nur die herrlichen antiken Säulen, welche die Bogen der Schiffe tragen, hat dieser Restaurator ihnen nicht nehmen können und nicht zu übertünchen gewagt. Der eigentliche Tesoro, das große Heiligtum dieses der heiligen Rosalie geweihten Tempels, ihr schwerer, silberner Sarg, der nur dreimal im Jahre den Gläubigen sichtbar wird, steht verborgen in der Kapelle in der Absis des südlichen Seitenschiffes neben dem hohen Chor. Ungehindert aber darf auch der Ungläubige jederzeit die bedeutenden weltlichen Reliquien betrachten, welche in der ersten Kapelle desselben Schiffes nahe der Westwand aufgestellt sind. Für uns Deutsche haben einige davon ein ganz besonderes Interesse.

Es sind vier Särge aus rotem Porphyrt auf teils ebensolchen, teils auf Granitsockeln ruhend, beschattet von Baldachinen in Pultdachform, deren jeder auf sechs Säulen ruht. Bei zweien sind auch diese und der Baldachin aus rotem Porphyrt. Bei den andern beides aus weißem Marmor und beides aufs köstlichste geschmückt mit jener, von den Sarazenen überkommenen, zierlichen Mosaik aus buntfarbigem Marmor und Goldplättchen, die in kleinen, regelmäßigen, geometrisch geschnittenen Stückchen in unendlich mannigfaltigen Kombinationen zusammengefügt werden: die Dekorationsweise des sogenannten „Kosmatenstils“, die in den alten Bauwerken Palermos wie auch noch häufig in anderen italienischen Städten im Mittelalter die reichste Verwendung gefunden hat. In diesen oben dachförmigen, unten halb zylindrischen

Porphyrsärgen ruhen hier König Ruggiero, der Normann, dessen Tochter Konstanze, sein Schwiegersohn, Deutschlands Kaiser Heinrich VI., und der große Hohenstaufe Kaiser Friedrich II., dem sein schönes Sizilien so viel werter war als sein nebligcs, freudloses Reich im Norden. In einem Marmor Sarkophag aber, der in der Wand der Kapelle eingelassen und an seinem Sockel mit dem antiken Relief einer Löwenjagd geschmückt ist, seine 1222 zu Catania verstorbene Gattin Konstanze. Der Sarg des Kaisers wird am Kopf- und Fußende von zwei aus Porphyrr barbarisch gemeißelten, hockenden Löwenpaaren getragen. Die Deckseitenflächen zeigen Reliefmedaillons der symbolischen Tiere und des Engels Matthäi.

Sonderbarerweise hat man dem klugen und gewaltigen Herrscher in diesem Sarge nicht einmal das gute Recht des Alleinschlafens vergönnt. Als man das porphyrne Bett bei der Übersiedelung an einer anderen Kapelle des Doms hierher (1781) öffnete, fand man mit Überraschung, daß der in seine prachtvollen kaiserlichen Gewänder Bekleidete es mit noch zwei anderen unbekanntcn Leichen teilte. Als die eine von ihnen bezeichnet heute eine Inschrift Peter II. von Aragonien, der 1540 zu Caltanissetta verstarb. Über die Gründe seiner Beisetzung zu Friedrich und über den Beweis der Identität schweigt sie.

Jene Bollziehung einer der merkwürdigsten Völker- und Rassenverschmelzungen, welche die mittelalterliche Geschichte Siziliens zeigt, findet in den noch erhaltenen Denkmälern der Architektur dieser Epochen einen künstlerischen Ausdruck, welcher sie zu den eigenartigsten in der gesamten christlich-europäischen Welt macht. Auf die aus den Stürmen der Völkerwanderung und der Eroberungsarbeit des Christentums noch, wenn auch mehr oder weniger geschädigt, geretteten Reste der großgriechischen, römischen und byzantinischen Vorzeit pflropften die sarazenischen Besieger und Zerstörer dieser

Kulturen dort rücksichtslos ihre neue und eigene. Von der Barbarei, deren die Söhne und Befenner des Propheten durch die Geschichte ihrer Glaubenskriege bezichtigt werden, läßt diese wenig erkennen. Hier wie in Aegypten und Spanien zeugen ihre Denkmäler nur von einem vornehmen, feingebildeten, schaffenskräftigen, heitern und graziösen Kunstgeist. Und auf diese so gewandelte, neu gestaltete und erblühte sizilische Welt stürzt sich dann plötzlich der Normanne von Nordfrankreich her und nimmt die Summe der in ihr gehäuften Schätze als willkommene Beute dahin. Zu seinen künstlerischen Schöpfungen, welche er dem eigenen Prachtbedürfnis des neuen Herrschertums und den nicht geringeren Ansprüchen der großen Mutter Kirche weihet, müssen ihm die herrlichen Monumente der griechisch-römischen Zeit als, trotz aller, sieben Jahrhunderte lang bereits fortgesetzter Zerstörungen und Plünderungen, noch immer unerschöpflich reiche Fundgruben des edelsten, meist schon aufs vollkommenste bearbeiteten Materials dienen. Künstler und Handwerker von feinstem Geschmack und technischer Meisterschaft bietet ihm das unterworfene Sarazentum. Die byzantinischen Kunsttraditionen wirken vom nahen oströmischen Reiche herüber; eigene normannische Elemente aus der Heimat spielen wohl auch noch mit hinein. So entstehen diese altsizilischen Bauwerke, welche so viele disparate Gegensätze dennoch zu der Einheit eines neuen, lebensfähigen, künstlerischen Organismus verschmolzen zeigen, der an imposanter Großartigkeit und glanzvoll feierlicher Pracht gegen keinen vom Mittelalter erzeugten zurücksteht. Was dann die lange Zeit der spanischen Herrschaft an diesen Schöpfungen und an der gesamten bildnerischen Kraft des Volkes verbrochen hat, entspricht genau ihren Taten und Wirkungen in bezug auf das gesamte Leben und Gedeihen der unglücklichen Insel.

Ein besonders köstliches Monument dieser Kunstart der

normannischen Epoche enthält noch ziemlich wohlerhalten das dem Dom benachbarte königliche Schloß: die berühmte Capella Palatina. Dieser Palaßt selbst, dicht neben jenem geschilderten Südwesttor des Toledo auf dem alten Burgberge gelegen, hat im übrigen kaum eine Spur der ältesten Lage bewahrt. Sein malerisch interessanter Hof mit den Arkaden in zwei Stockwerken und den interessanten Doppeltreppen, der gegen die gänzlich nüchterne, gelbrote Fassade mit grünen Holzjalousien schon so auffallend kontrastiert, reicht in seiner Anlage wohl kaum über vier Jahrhunderte zurück. In der einen langen Flucht dieser Bogengänge im oberen Geschloß sieht man sich plötzlich der Vorhalle der Kapelle gegenüber, deren Bogen von sieben Säulen aus ägyptischem Granit getragen werden. Die Wand dahinter ist oberhalb des Portals mit alten, nur teilweise zerstörten und durch schlechte neuere Malerei ersetzt Mosaiken auf Goldgrund bedeckt; biblische Geschichten, von Arabeskenstreifen eingefast, vom schönsten Ton des matten Goldes und der ernsten Farbe. Die Wände unterhalb sind überall mit weißem Marmor bekleidet und durch Vertikalstreifen jenes ziemlich prächtigen Kosmatenmosaiks belebt.

Man tritt, von dem geistlichen Kustoden geführt, in die Kapelle ein, und das Auge hat eine etwa derjenigen gleiche Empfindung, welche der prachtvollste Orgelklang auf das Ohr übt; nur in San Marco zu Venedig und der Agia Sophia erprobt man etwas dem ähnliches. Die Kapelle ist eine kleine dreischiffige Basilika mit halbrunden Chorabschlüssen, einem Altar an der Westwand und einem in der Nische des erhöhten Ostchors. Die Säulen, zehn im ganzen, sind antiken Ursprungs, Marmor, Granit, Cipollin. Auf ihre korinthischen Kapitäle sitzen graziöse hohe sarazenische Spitzbogen auf. Das Mittelschiff hat eine, von Alter und Dämmerung von unten her kaum erkennbare, reiche Holzdecke sarazenischen

Stils, die beiden Seitenschiffe einfache, schräg niedergehende, dunkle Balkendecken. Die Bierung krönt eine Kuppel, durch deren in zwei Reihen übereinandergestellte Rundbogenfensterchen ein ahnungsvolles Dämmerlicht in den Raum fällt. Es beleuchtet eine wunderbare, feierliche Pracht der Dekoration. Denn alle diese Bogenflächen und Wände von den Kapitälern aufwärts bis zur Decke, die Chornischen, ihre Halbkuppeln, der ganze Innenraum der mittleren Kuppel sind mit den alten Mosaiken auf Goldgrund, der Boden der Kapelle, die unteren Wandflächen, die Altäre durchaus mit dem reichsten Kosmatenmosaik in weißem Marmorgrund in unendlicher Mannigfaltigkeit der Muster bekleidet. In der Nische der mittleren Absis thront riesengroß die streng typisch-byzantinische Gestalt des Heilands, in denen der Seitenschiffe hier die des Petrus, dort die des Paulus. Engelfiguren sind zu den Seiten und in der Kuppel verteilt. Griechische und lateinische Inschriften ziehen sich überall durch, die Buchstaben jedes Namens immer in einer Reihe von oben nach unten gestellt. Die Stoffe der bildlichen Darstellungen in den Kirchenschiffen sind beiden Testamenten und der Apostelgeschichte entnommen. Jede einzelne in Auffassung, Komposition, Zeichnung der Gestalten, Ausdruck der Köpfe selbstverständlich von der naivsten Unbehilflichkeit, steif, barbarisch, im Ganzen aber von wahrhaft grandioser Wirkung und bewundernswertem dekorativem Sinn und Geschmack. Keine Ausmalung eines Interieurs von der besten Meisterhand könnte die Größe, Kraft und Noblesse des Gesamteindrucks dieser Mosaikdekoration überbieten.

Leider wurde er augenblicklich wesentlich beeinträchtigt durch die Arbeiten einer unaufschiebbaren Restauration im Innern. Das Kapital der fünften Säule der nördlichen Reihe ist geborsten. Man mußte daher unter die beiden Bogenwölbungen, welche von ihr ausgehen und die Kuppel tragen helfen, zwei starke Quaderwände setzen, die so lange

diesen Dienst verrichten müssen, bis das Kapital wiederhergestellt ist.

Nur noch in einem Raum des im übrigen durchweg im aller schlechtesten modernen, d. h. im Stil der 30er Jahre eingerichteten und ausgestatteten Palastes, beschämt an einer durch Rundbogen belebten oberen Wand eine ausgedehnte Fläche alter Mosaiken auf Goldgrund aus Rogers II. Zeit diese allgemeine Glendigkeit.

Hat man einmal diese Art von Architektur und Dekoration kennen gelernt, so wird man bis zur Leidenschaft begierig und verlangend nach allem, was von ihresgleichen noch erhalten blieb. In der Nähe der Piazza Pretorio, dicht neben dem Postgebäude, erhebt sich auf hohem Unterbau, zu dem man eine vierstufige Treppe von dem Platz aus aufsteigt, eine kleine, verfallen und gänzlich widerspruchsvoll aussehende Kirche mit einem pittoresken, spätgotischen, abgestumpften Turm und einer Art Jesuitenstilfassade am Langhause. Es ist die der Maria la Mortorana gewidmete, dem 12. Jahrhundert entstammende Kirche, einst ein Wunderwerk normannisch-sarazenischer Architektur, im Laufe der Jahrhunderte durch die Zivilisationsbarbarei der jesuitischen Epochen bis zur Unkenntlichkeit des einstigen originellen Grundrisses der äußeren und inneren Gestalt und Dekoration umgewandelt. Durch ein daran gebautes elendes Haus und über dessen Hof tritt man in den verlassenen Raum. Eine Vorhalle mit gedrückten Bogen auf niedern Pfeilern, die mit Säulen wechseln, ruhend, Bogen und Gewölbe aufs dümmste von 1690—1720 mit Heiligendarstellungen bemalt, legt sich vor den dreischiffigen kleinen Raum. In diesem blieben noch auf jeder Seite unter fünfzehn je vier schöne antike Säulen von verschiedener Länge und daher, wie die im Dom von Pisa, theils auf niedere Basen, theils auf hohe Sockel gestellt, eine kannelirt, alle mit vergoldeten korinthischen Kapitälern. Die dritte und vierte haben

einen weiteren Abstand zwischen sich als die zweite und dritte und als die vierte von dem Pfeiler der Tribuna. Von diesen Säulen nun steigen, wie in der Capella palatina, wieder die graziösesten arabischen Spitzbogen auf, ein weiterer zwischen zwei schmälern, diese das Seitenschiff mit einem Kreuz-, jener es mit einem Tonnengewölbe überdachend. Und diese Bogen und ein Teil der Gewölbflächen sind ebenfalls wie die in jener Kapelle mit herrlichen alten Mosaiken auf Goldgrund bedeckt, nur die vier Kreuzgewölbflächen dunkelblau mit goldenen Sternen bemalt. Auf vier Pfeilern vor dem Chor ruht der achtseitige Tambour der wiederhergestellten kleinen Kuppel mit je vier Nischen und je vier Fenstern in zwei Reihen alternierend übereinander. Sie ist mit sehr gut im Stil nachgebildeten Mosaiken neuerdings bekleidet. Es scheint die Absicht vorzuliegen, die ganze Kirche stilrecht zu restaurieren. An den Marmorwänden blieb noch viel von der Streifendekoration in Kosmatenmosaik unausgefallen. — An ein so schönes, ehrwürdiges Fragment grenzt nun unmittelbar gegenüber die vor 150 Jahren etwa an die Stelle der alten Absiden gesetzte Altarkapelle mit einer Altarwand, an deren wahnsinniger plastischer Ausschmückung jede Schilderung erlahmt, mit Decken- und Seitenwandgemälden im allerschlimmsten Manierismus der letzten Verfallzeit! In der Vorhalle, in welcher eine Säule noch eine altararabische Inschrift eingemeißelt trägt, sind den Wänden zwei, noch ganz und heil gerettete, hochinteressante Mosaikdarstellungen aus der Zeit der ersten Gründung der Kirche eingelassen. Die eine zeigt den weißbärtigen Großadmiral Georgios Antiofenos, mit dem Haupt den Boden küssend, vor der Himmelskönigin niedergeworfen, der er diese Kirche weihet; die andere den König Roger in vollem, reichem Herrscherornat, wie ihm Christus eigenhändig die Krone aufsetzt. Von der päpstlichen Vermittlung haben diese gescheitern, praktischen Regenten, wie es scheint, schon damals nicht viel

gehalten. Eigentümlich kontrastiert mit der Pracht seiner Gewänder die dunkelgraue, unscheinbare Toga, in welcher der große König der Könige selbst erscheint.

Gänzlich versteckt zwischen kümmerlichen, schäbigen Häuschen, erst über deren Treppen und Böden zu erreichen, liegt seitlich vom Palast das verfallene älteste Denkmal der christlichen Kunst in Palermo, San Giovanni degli Eremiti, das leere, verlassene Kirchlein, von dessen Glockenturm an jenem blutigen Befreiungstage des Jahres 1282 das Signal zur sizilianischen Vesper erklang. Der Kreuzgang des einst dazu gehörigen Klosters bildet mit dem verwilderten Feigen- und Drangengärtchen eine außerordentlich malerische Ruine. Von der Kirche — sie ist gereinigt und geweiht — erkennt man über den kahlen Wänden die große Mittel- und die vier kleineren Kuppeln echt sarazenischen Zuschnitts. Sie hat wohl als Moschee gedient, ehe die Normannen sie christlicher Andacht weihten.

Vor der Porta nuova suchen wir weiter nach den Spuren der arabischen Epoche. Eine halbe Stunde davor in einer Seitengasse, zwischen den Gärtner- und Bauernhäusern, steigt ein gelbrötlich getünchter, kastenförmiger, flach gedeckter Bau auf, in dessen Wänden man noch die Formen sarazenischer vermauerter Spitzbogen erkennt. Das ist das heute von einem palermitanischen Edlen bewohnte, alt-sarazenische Lustschlößchen, die Zisa. Nur eine deutlichere Spur noch ist von seiner einstigen reizenden Gestalt geblieben: unten eine nach der Straße hin offene (d. h. nur mit einem Gitter abgeschlossene) Brunnenhalle. Die Heiterkeit, Grazie und Liebenswürdigkeit des alt-arabischen Kunstgeistes lacht uns noch aus diesem armen Rest an. Ein leiser Hauch von „Granadas Mondenschimmer“ scheint noch darauf zu liegen. Die Halle, in der Hauptform quadratisch, wird durch mancherlei Nischen und Wandvorsprünge zu einem — ich weiß nicht wie vielseitigen — Polygon gemacht.

An den drei Hauptseiten (die vierte ist eben offen) wölben sich in der Wand die echten sarazenischen Nischenhalbkuppeln mit sogenannter Honigzellen-„Dekoration“, wie nur in der Vorhalle der Hassanmoschee und manches Kalifengrabes in Kairo. Heute sind sie ausgeweißt. Aber die zierlichen farbigen Granitmarmorsäulen an den Wandvorsprüngen mit den phantastereichen Marmor kapitälen und der reiche Mosaikschmuck (im Kosmatenstil) in den weißen Marmorplatten der unteren Wand und den Bodenflächen sind noch nicht ganz verschwunden. An der Hinterwand springt aus einem Löwenmaul ein Brunnen und rauscht über Felsstufen in ein überall mit eben jenen Mosaikstreifen eingefasstes Marmorbecken hernieder, aus welchem ein ebenso dekoriertes, launisch bald verengertes, bald verbreitertes Bett die Quelle weiter nach vorn hinleitet. — Auch an dieser Halle hat sich im 17. Jahrhundert eines Malers Hand versündigt und ihre Wände mit einem entsetzlichen mythologischen Bilderzyklus überflücht, dessen verzierte lächerliche Nuditäten größtenteils zwar glücklich abgeblättert sind, aber auch so noch das anmutige kleine Heiligtum empfindlich verunzieren. — Vom Dach des Hauses aber bietet sich ein Blick auf das grühdunkle, üppige Meer der Gärten, welche weithin den ganzen Talkessel füllen, auf die starren, nackten und doch in so wundervollem Farbenzauber prangenden Berge der „Muschel“ bis zum Pellegrino und über die Stadt hin zum tiefblauen Meere, der in stiller Andacht selbst genossen oder von Meisterhand gemalt sein will! — Sprache und Schrift geben kein Material zu solches Bildes Darstellung.

Das architektonische Hauptwerk Palermos, auf welchem vor allem sein kunstgeschichtlicher Ruhm basiert, liegt nicht ganz eine Meile vor der Stadt in der direkten Fortsetzung des Toledo auf einer mittleren Höhe der Vorberge im Rücken des Gartenmeeres: Kloster und Kirche von Monreale. Weit-

hin sind ihre Türme und die braunen Dächer und weißen Häuser des Städtchens, das sich darum gruppiert, im Tale sichtbar. Immer längs der westlichen Bergwand, deren gelbgraues, zerrissenes Gestein nichts als der stachelichte, breitblättrige Feigenkaktus wuchernd bedeckt, steigt die breite, schöne, schattenlose Straße, nachdem die letzten Vorstadthäuser passiert sind, hinauf; zuletzt immer im Zickzack, häufig mit Marmorbrunnen und sonstigen stattlichen zopfigen Dekorationsstücken geziert, ein Werk des Erzbischofs Testa von Monreale. Als Goethe sie besuchte, klagten die schwarzen Herren bereits sehr über den Verfall der einstigen Herrlichkeit, ihrer Bruderschaft, und stimmten ihn zu aufrichtigem Bedauern über diese Ungunst der Zeit. Kirche und Kreuzgang scheint er so wenig dabei beachtet zu haben wie die Capella palatina. Für die mittelalterliche Kunst war eben auch den Besten seines Jahrhunderts jeder Sinn verschlossen. Heute ist es mit den ehrwürdigen Brüdern ganz zu Ende. Sie sind im vollsten Aussterben, und — wie die viel späteren, aber in ihrer Art nicht minder glänzenden Schöpfungen ihres Ordens, San Martino in Neapel oder San Benedetto in Catania, und wie die kunst- und schönheitsreichste unter allen existierenden, die Certosa der Bernhardiner bei Pavia — ist auch das stolze Heiligtum von Monreale nicht mehr mönchisches, sondern National-eigenthum und Nationaldenkmal.

Der oft gemalte, allbekannte, weltberühmte Kreuzgang, der sich an die Südseite der Kirche lehnt, einen weiten, fast quadratischen Gartenhof umfriedigend, der einzige Rest des ursprünglichen Klostergebäudes von 1200, steht unter den schönsten und kunstvollsten Monumenten nicht nur des sizilianischen Mittelalters in erster Reihe. Die Bilder, die ich kenne, malen ihn immer zu dunkel. Die lichte, festliche und vornehme Heiterkeit seiner Erscheinung überraschte mich. Von den 108 Säulchenpaaren, von deren Kapitälern seine Spitzbogen gleichsam aus-

strahlen, sind kaum einige genaue mechanische Wiederholungen der anderen, ja die Säulen eines einzelnen Paares sind einander nie gleich. Bald sind sie mit üppigem Relief von Ranken ummeißelt, bald mit lang gewundenen Streifen umschlängelt, bald umzackt, die meisten dabei durch eingelegte, aufs schönste in den Farben und Gold kombinierte Mosaikstreifen des Kosmatenstils geschmückt. Von dieser Pracht ist zwar schon vieles verloren gegangen, herausgeblättert. Aber auch so noch ist jedes Säulenpaar an Schaften und Kapitälern ein bewundernswerter Gegenstand des Studiums und der Betrachtung. Von dem spitzbogigen Tonnengewölbe über den Gängen selbst sind große Partien abgestürzt, und die hölzernen Dachsparren liegen zutage.

An dem neuen Klostergebäude ist wenig Bemerkenswerthes außer dem großen Gemälde in seinem Treppenhause, eine Brotverteilung durch den heiligen Benediktus, von dem unter dem Künstlernamen Monrealese bekannten Maler des 17. Jahrhunderts Pietro da Novello. Ein Vorhang verschließt es für gewöhnlich, wie es in vielen italienischen Kirchen mit den als ganz besonders köstlich verehrten Meisterwerken geschieht. Und gewiß: es verdient diese Auszeichnung. Durch Feinheit, Kraft und Harmonie seines silbergrauen Gesamttones, die außerordentliche Energie der Charakteristik, die großartige Naturwahrheit der Erscheinung und die Solidität der Malerei erinnert es direkt an die Arbeiten des größten Spaniers, Velasquez; es wäre selbst seiner nicht unwert.

Dem Dom ist es besser ergangen als den meisten, dem gleichen (12.) Jahrhundert entstammenden, normannischen Werken in Palermo. Die Schäden, die ihm Zeit und Schicksale zugefügt hatten, sind verständig, seiner echten ursprünglichen Art und Gestalt gemäß, ausgeheilt worden. Sind auch für jetzt noch seine neuen Holzdecken alten Stils, mit dem unverhüllt zutage liegenden Dachstuhl des Mittelschiffs, gar zu

grellfarbig und golden, so wird Zeit und Weihrauch dem abhelfen. Rein innerer Widersinn mindert die ernste Hoheit und Größe des Eindrucks. Es ist die ins Kolossale gesteigerte der Capella palatina. Dieselben arabischen Spitzbogen schwingen sich von den Kapitälern seiner mächtigen 18 Granitfäulen zur Decke; Goldgrundmosaikern des gleichen Stils und der gleichen Tonwirkung bedecken die oberen Wände, die Bogen, die Nischen und Halbkugeln der drei Absiden, dieselben weißen, mit jenen Marmormosaikstreifen und geometrischen Figuren dekorierten Marmorplatten bis zu den Bildern hinauf die unteren Wandhälften und den Boden. Aus der Hauptnische schimmert das riesige Brustbild des Heilands oberhalb einer kleineren Darstellung der angebetet thronenden Gottesmutter, Engelsgestalten zu beiden Seiten, Petrus und Paulus in den beiden Seitenschiffnischen. Nur durch ein Fenster in der mittleren Absis strömt das Licht in diese über den matten, unbeschreiblich fein harmonisch gestimmten Goldgrund hin. Am ersten großen Pfeiler der Vierung, wo das höher liegende Querschiff das Langhaus kreuzt, erhebt sich der weißmarmorne, mosaikgeschmückte Königssessel, dem des Erzbischofs gegenüber. Die Rückwand ist mit zwei großen, mit Marmormosaik umrandeten Porphyrplatten geziert, das Giebelfeld darüber mit zwei Löwen auf Goldgrund. Geflügelte marmorne Greifenpaare bilden die Seitenlehne. Die Mosaikbilder an den oberen Wänden der Schiffe haben wieder Geschichten des Alten und Neuen Testaments zum Gegenstande und behandeln ihn mit der gleichen, ehrwürdig grotesken Naivität wie jene in der Palatina. Das Ganze, in seiner gehaltenen Pracht und Simplität ist in höchstem Grade machtvoll, Ehrfurcht erweckend, gläubige Seelen mit mystischen Schauern zu berühren, dem Irdischen zu entrücken geeignet. Die Granit- und Marmor sarcophage des königlichen Stifters, Wilhelms I. und seiner drei Söhne, stehen im südlichen Quer-

schiff. In begeisterten Ausdrücken preist eine lateinische, priesterliche Inschrift dort die hohen frommen Tugenden jenes Wilhelm I., der alles für die Kirche und den Heiligen Stuhl zu Rom getan.

Das um einiger Stücke willen mit Recht berühmte Museum von Palermo dankt der beginnenden Klosterverödung sein geräumiges gegenwärtiges Lokal, das Kloster bei Filippini all' Orella. Noch war die Aufstellung und das Arrangement, besonders seiner antiken Skulpturen im Erdgeschoß, nicht vollendet. Gemälde, Terrakotten und Bronzen, diese im Entresol, jene im oberen Stockwerk, dagegen sind definitiv untergebracht und geordnet. Viel ist unter ersteren nicht eben zu finden. Den trefflichen Monrealese erkennt man in seinen hiesigen Heiligenbildern kaum wieder. Die größte Mehrzahl aller hier aufgespeicherten Tafeln ist durchaus Mittelgut und „Croute“, „fällt eben ihre Grube so gut wie andere“ anderswo. Holbeins schönes Porträt des Schweizer Stahlhofmitgliedes in London, im Belvedere in Wien, finde ich hier noch einmal wieder; nur ist über seine ganze Farbe wie ein schwerer, trüb-brauner Schleier gezogen. Es ist doch wohl Kopie, aber mit großem Geschick gemacht. Einen Schatz ersten Ranges hat die Galerie in einem kleinen Altarbilde mit zwei Flügeln aus der altflandrischen Schule der van Eycks, in Farbenfrische und unbedingter Erhaltung in allen Teilen prangend, als ob es eben von der Staffelei käme, in bezug auf Durchführung zum Erstaunlichsten in miniaturartiger Vollendung gehörend, was die ganze Schule aufweist. Das Mittelbild zeigt die Madonna mit dem Kinde, von kleinen, drollig reizenden Engelbuben umgeben, die ihnen Musik machen, singen, Blumen herbeitragen. Die rechte Flügeltafel, eine schöne, in der Tracht von 1450 gekleidete, jugendliche Heilige, die sich durch kein Attribut zu erkennen gibt, beschäftigt, um einen großen Holzring einen Kranz zu winden, wozu ihr ein Englein Rosen bringt; die

linke, die heilige Katharina, durch Schwert und zersplittertes Rad gekennzeichnet, das Ringlein in der Hand, in einem Buch auf ihren Knien lesend, in welches mit ihr ein Englein hineinblickt. Alle drei Gruppen sind von gemalten goldenen gotischen Baldachinen überdacht, in deren krausen Ranken, Schnörkeln, Verschlingungen, Figürchen der Maler seiner überschwenglichen Darstellungs- und Erfindungslust und -kraft gar nicht genug thun gekonnt zu haben scheint. Das Ganze ist in seiner Art ein Wunderwerk der Kunst und der naive anmutigsten, zartesten und innigsten Empfindung.

Unter den antiken Bronzen steht der grandiose ruhende Widder, jenes herrliche Musterbild einer zugleich ins Ideale erhobenen und durchaus lebensstrozenden plastischen Tierdarstellung, allem voran. Goethe sah noch das Paar beisammen. Seitdem ist bekanntlich der eine räthselhaft und unfindbar verschwunden. — Die bemalte Terrakottafigur eines von den Hüften abwärts mit Gewand umkleideten Hermaphroditen kommt an Schönheit den besten derartigen griechischen Stücken des Museums von Kertsch in der Petersburger Eremitage gleich. Neben jenem Widder aber bilden den wichtigsten Besitz des Museums die Metopen der Tempel von Selinunt. Diese Fragmente, so aus ihrer Höhe am Gebälk jener uralt hellenischen ehrwürdigen Tempel heruntergenommen, theils im Zusammenhang mit den wirklichen Triglyphen und den nächstangrenzenden riesenhaften Architekturfragmenten, theils zwischen genau nachgebildete eingefügt, uns so nahe vor's Auge gerückt, machen zunächst in ihrer ungefügen Mächtigkeit (wenigstens die drei ältesten vom mittleren Tempel des Westhügels) einen wahrhaft beklemmend befremdlichen Eindruck. In der fragmentarischen Quadriga der einen Tafel mit dem steif dastehenden Biergespann, in diesem breiten, kurzen, lächelnden, glozáugigen Perseus, welches der alltypischen Medusa das Haupt, jenes auf so vielen altgriechischen Waffen angebrachte

Urbild des Kladderadatschkopfes, mit dem nichts weniger als grauenvoll dräuenden, vielmehr grotesk verzerrten, eigentlich lustig grinsenden Ausdruck des Vollmondantlitzes, abschneidet, und dem Herakles Melampygos, der in jeder Hand einen der Kerkopen, die Köpfe mit den steif zierlichen Löffchensträhnen nach unten, in der Luft hält und schüttelt, — in solchen Stücken erscheint die hellenische bildnerische Kunst noch im unbehilflichsten, gebundensten Puppenzustande. Welch ungeheurer Sprung von hier zu den anderen Metopen von dem Tempel aus der Neapolis Selinunts, diesen prachtvollen Götter- resp. Göttinnen- und Heroenkämpfen, diesem Herakles in der Abwehr der Wolfshunde Hippolytas, diesem Zeus, von der Hera auf dem Ida berückt! — selbst in den kleinsten Resten (auf einigen sind von den Göttinnengestalten nur die Unterhälften erhalten) noch erkennbar. Hier ist schon der Schwung der Bewegung und das gründliche Wissen von der Natur aller Teile der menschlichen Form, ähnlich wie in den Gestalten der Siebelbildwerke des Tempels von Megina für die Skulptur erobert; das stereotype Lächeln der Gesichter scheint bei den überhaupt noch erkennbaren sogar schon weiter überwunden als bei jenen. Es sind Teile von einer Meisterschaft darin, z. B. der eine Fuß des Herakles, der im Kampf auf den seines Gegners tritt, ihn mit den Zehen gleichsam umklammernd, der auf einem anderen von dem Halbgott im Ansprung erwürgte Hund, die ganze Figur jenes liebebewegten Zeus, — die überhaupt nicht mehr auf keiner noch so hohen Entwicklungsstufe der Plastik übertroffen werden konnte.

Jede bedeutendere Stadt hat heute ihre Museen, jede kleinste auch irgendein sehenswertes Bauwerk. Zweier Heiligtümer aber kann Palermo sich rühmen, die in allen Städten der Welt nicht ihresgleichen haben: der Rosaliengrotte und des Kapuziner-Grabgewölbes. Die erstere habe ich nicht be-

sucht und mir an Goethes bekannter erschöpfender Schilderung genügen lassen. Der Weg am Bellagrino hinauf und zurück erfordert vier Stunden. Ich hatte so viele nicht mehr zu vergeben. Wenn man Mittwoch, den 5. August, gegen Mittag in einer Stadt wie diese eintrifft und Freitag, den 7., um 5 Uhr nachmittags den Dampfer benutzen muß, um weiterzufahren, und diese Spanne Zeit so ausfüllen soll, wie ich es getan habe, so lernt man mit den Stunden geizen. Es wurde unvermeidlich, auf manche „Blume am Wege“ zu verzichten. Daß ich, trotz ihres nichts weniger als einladenden Duftes, diesen die Kapuzinergrüfte nicht gezählt habe, preise ich mich glücklich. Sie haben mich einen Einblick in die Grenzenlosigkeit der Verrücktheit tun lassen, zu welchen frommer Wahn und der egoistische Wunsch der Selbsterhaltung — auch des wichtigsten Schattens dieses Selbst — das Menschengeschlecht treiben kann, den ich um keinen Preis entbehren möchte.

Die Väter Kapuziner jener kleinen Klosterkirche, die vor der Porta Nuova liegt, üben von Alters die edle Kunst, die Leichen nicht etwa gut ägyptisch zu balsamieren, sondern einfach an der Sonne oder vielleicht (wie es ja auch an anderen Orten vorkommt) in der besonders dafür geeigneten Luft gewisser Räume auszutrocknen. In einem Jahr ist der ganze Leichnam eine dünne, feste, harte Masse. Was noch von Faser- und Weichteilresten auf dem Skelett zurückgeblieben ist, das bleibt so bis zum dereinstigen allgemeinen Zusammensuchen des verlorenen Fleisches behufs seiner Auferstehung.

Diese Kunst der frommen Väter hat seit etwa zwei Jahrhunderten den Parlermitanern den Geschmack daran eingepflegt, sie an ihren theuren Toten zur Verwendung zu bringen. Wer es bezahlen kann — denn die Sache ist nicht billig — läßt seine dahingeschiedenen Lieben bei den Kapuzinern trocknen

und, statt ihren Leib der finsternen Erde zu geben oder gar freventlich verbrennen zu lassen, hübsch angekleidet in den labyrinthischen, wohlbeleuchteten langen Hallen dieser Gruftkeller in der großen Gesellschaft anderer Honorationen der Stadt aufstellen. Die, mit denen nicht mehr viel anzufangen und seitens der Trockenkünstler kein Rühmens zu machen war, müssen sich mit dem Liegen in verschlossenem, aber in denselben Hallen aufgestelltem Sarge von Kofferform begnügen. An jedem Allerseelentage aber ist es die gern geübte, fromme Lieblingspflicht der Bevölkerung, in Massen zu diesen Hallen zu pilgern und sich am Anblick der immer vermehrten stillen Gesellschaft zu erbauen: „Da ist Onkel, da ist Tante, da ist Tugend und Verstand, da sind deine Anverwandte“ und all die großen Herren und schönen Damen, welche einst in deiner Stadt geglänzt haben. Versäume nicht, sie zu besuchen.

Man hat keinen Begriff von der ungeheuerlichen, grausenhaften, phantastisch tollen und scheußlichen Komik dieses Anblicks. Zu beiden Seiten der langen, hohen, überwölbten, von einem ziemlich klaren Halblight erhellten Hallengänge stehen in ununterbrochener Flucht neben- und bis zu dreien übereinander jene Koffersärge mit den nicht mehr recht präsentablen Resten. Höher an der Wand hinauf liegen theils wie die Aktenfaszikel in den Regalen eines Bureaus, die Toten ausgestreckt, theils sind sie in langen Reihen nebeneinander oder auch in Zwischenräumen, immer einzeln aufrechtstehend, befestigt, die Hände vor dem Leibe im Handgelenk übereinander und das Täfelchen mit dem Namen daran gebunden. Die Garderobe der Männer ist meistens ein langer, vom Halse zu den Füßen reichender Kattunschlafrock, bei den Geistlichen aber volle Amtstracht mit Barett, Talar und Schulterkoller, bei Herren des vorigen Jahrhunderts wohl auch ein seidenes, gesticktes Morgengewand. Die Frauen, Mädchen

und Kinder aber, die ihre besonders reservierten Hallen bewohnen, sind meist in farbige Toiletten mit Spizenhäubchen, Myrtenkränzen, Goldbiadem oder Koketten, modernen Hütchen, Stiefelchen, gelben Handschuhen gekleidet. Manche Kinder stehen unter großen Glaskästen in vollständigen kleinen Modestümmen. Aus diesem nichtigen Flitterstaat oder jenen würdigen Talaren denke man sich die hohläugigen Schädel, matt auf die Brust oder Schulter gesunken, hervorgrinsen! Besonders jene einst vollen, fetten, mit mächtigen Wangen und Doppelfinnen gesegnet gewesenen, denen der Trockenprozeß noch vieles um die Kinnbacken und Jochbeine herum von dieser Fülle am Schädel gelassen hat, oder jene, bei denen die Kunst der frommen Väter noch ein vertrocknetes Auge in der Höhle, eine braune Lippe über den Zähnen, ein paar Büschel Haare unter der Haube oder dem gestickten Sammetkappchen gerettet hat! Welche Variationen des wahrhaft dämonischen Ausdrucks erzeugt das Spiel der Lichter und Schatten in den Köpfen dieser Gespenster, welche satanische Luftigkeit in den Mundwinkeln, und wieder welche Mienen unfäglicher Dual und tückischer Bosheit; welche fürchterlichen Kontraste bei den weiblichen Leichen durch die vergilbte zierliche Tracht und den starren nackten Tod, den sie umhüllt! Hier könnte ein neuer Holbein Studien machen wie in keinem Beinhaus. Achttausend Modelle! Gestalten, wie sie sich auch seine gewaltige Phantasie nicht zu träumen vermöchte, ständen ihm hier still im schönsten mystischen Halblight zur Verfügung bereit. Es riecht etwas unheimlich modrig, aber nicht eigentlich nach Tod in den Räumen. Ich bin mit dem alten, über die sonderbaren Launen der Menschen klug und munter lächelnden Kapuziner, der mich führte, lange darin promenierte und habe mit höchstem Interesse das grandiose Denkmal des Wahnsinns in allen seinen sehr malerischen, tausendfach wechselnden Details betrachtet. Alle einschlägigen Reflexionen

hat uns Prinz Hamlet schon vorweggenommen. Für feinere Organisationen, Menschen mit „Nerven“, wenn sie nicht eben Palermitaner sind, ist es allerdings kein empfehlenswerter Aufenthalt. Sie könnten noch an der Erinnerung franken.

Glücklicherweise war nicht dies der letzte Eindruck, den ich von Palermo mitnahm, sondern der des prachtvollen Gesamtbildes der Stadt und der ganzen „goldenen Muschel“ vom Deck des Dampfers im Hafen aus, im glühenden Licht der Nachmittagssonne, welche alle dem Meere zugekehrten Flächen der Gebirge und Gebäude im klarsten, vom Reflex leuchtendsten Halbschatten erscheinen ließ, während die vom Meeresdunst und dem Dampf der heißen Erde erfüllte Luft über die zurückweichenden Berge des weiten Halbringes eine märchenhafte, immer zarter und zarter abgetönte Himmelsbläue ergoß und der „schwarzblaue Ozean“ seine andringenden Wogen schäumend an den Hafendämmen und dem Fuße des Monte Pellegrino brach. Bald war die ganze Szenerie nur noch eine zarte, wie aus sonnigem Duft gemalte Silhouette, die im Südwesten tiefer und tiefer zurücksank, während unser Boot, die felsige Küste zur Rechten, gen Messina dampfte.



4. Am Fuße des Ätna.

In der Morgenfrühe des 8. August näherte sich unser Dampfer der Bucht von Messina. Skylla und Charybdis lagen längst hinter uns, als wir aufs Deck traten und der Sonnenball strahlend über den fernsten Höhen der kalabrischen Ostküste zum reinen Himmel aufstieg. Das stahlblaue

Meer wallte sanft bewegt zwischen den grün bedeckten, reich angebauten Uferbergen der Insel und des nahen süditalischen Festlandes. Die Stadt selbst und alles Detail ihrer Abhänge, die sie im Rücken und an den Seiten umgeben, lag noch in dem lichten Dunst des Morgens verhüllt. Aber schnell glitten wir näher und näher zu ihrem weit in die Meerenge vorgeschobenen Molo und der drohenden Zitabelle heran und erkannten drüben am Ufer immer deutlicher den scheinbar so glänzenden und stattlichen Halbzirkel der Palazzetta Messinas, die weißen, sich in Terrassen an den grünen Höhen hinan aufbauenden Häuserreihen der Stadt, die Forts auf den beherrschenden Punkten der Berge. Diese Höhen, zwar auch Zackig und keck gezeichnet, von Schlünden und Tälern durchfurcht, haben dennoch nicht den, ich möchte sagen: historischen Stil, den Ernst, die kühne und wilde Größe derer von Palermo. Freundlicher, einladender, wohnlicher, aber etwas gewöhnlicher sieht diese Uferlandschaft aus. Das nahe Gegenüber Kalabriens mit den Ortschaften am Fuß und an den Hängen seiner mächtigen Gebirge gibt dazu der ganzen Szenerie etwas von dem Charakter eines schönen, geschlossenen Landsees, nicht unähnlich jenen oberitalienischen.

Daß die Stadt oder wenigstens jener Halbzirkel der Paläste an ihrem schönen Quai nicht hält, was der erste allgemeine Anblick vom Meer aus verspricht, lehrt uns der erste Gang, nachdem wir ans Land gesetzt waren. Diese lange Reihe weißer Palastfassaden mit ihren hohen, starken Halbsäulen, Giebeln und Balkons, im vorigen Jahrhundert ziemlich nach einer Schablone ausgeführt, hatte bekanntlich durch das Erdbeben von 1783 furchtbar gelitten. Von manchen stürzte die Hälfte der Länge, von anderen die der Höhe, von anderen ein Drittel oder Viertel davon ein. Die Messinesen haben sich, als sie endlich wieder dem Frieden zu trauen

begannen, ihre jahrelang nach dem Unheil ausschließlich bewohnte leichte Barackenstadt abbrechen und sie wieder mit den zurechtgeflückten steinernen Wohnungen vertauschten, nicht ohne guten Grund selbst gesagt, daß es dem Schein ein viel zu großes Opfer bringen hieße, alle diese Ruinen wieder durch neue Auflagen der zerstörten oder geschädigten Paläste zu ersetzen. Das nächste Erdbeben hätte ihnen ja doch die ganze Mühe wieder unnütz gemacht. Und ist's kein Erdbeben, so tut's auch gelegentlich ein Bombardement, wie das, mit welchem der edle Filanghieri 1849 den Abtrünnigen die wieder zu gewinnende loyale Liebe für das väterliche Regiment und angestammte Herrscherhaus der frommen Bourbons beibrachte. Sie haben sich daher begnügt, die zum Teil eingestürzten Paläste in der Höhe, wo die Zertrümmerung begann, einfach glatt horizontal abzubrechen, dort ein schräges Ziegeldach herüberzulegen und sich in dem so erhaltenen Bruchstück einzurichten, wie es eben gehen wollte. So sieht man denn Fassaden, die zu zwei Dritteln ihrer Länge mit stolzen Säulen und Giebeln prunken, während das andere, sehr viel tiefer unten schon abgeschnitten, das Notdach trägt¹. Keine von den auf völlige Gleichmäßigkeit angelegten Fassaden ist somit mehr wie die andere, ja keine in sich noch vollständig; — der seltsamste Anblick. In deren Erdgeschosß am Quai haben sich die Schiffahrtsbureaus, die Douaneposten und allerlei kleine schmierige Gewerbe und Gantierungen ihre Werkstätten eingerichtet; nur ein leichter Vorhang deckt das Innere. Die Hausflure eines neapolitanischen Vico sehen nicht schäbiger und verwahrloster aus als das gesamte Parterre der messinesischen Palazzata. Dafür bietet dieser Quai etwas Unschätzbares. Längs seiner ganzen Brüstung ziehen sich in langer Reihe nebeneinander die bequemsten Seebadeanstalten hin. Unmittelbar taucht man sich

¹ So war es wenigstens noch 1874.

in den wundervoll klaren, licht-grünblauen Kristall des Meeres, das an diese Dämme schlägt. Das Wasser des Neapolitanischen Golfs dünkt mich wie das eines trüben Teiches im Vergleich zu dieser herrlichen Flut.

Die Palazzata ist in kurzen Abständen immer von tiefen Toren, Durchgängen zur Stadt, unterbrochen. Sie dient somit zugleich als Steuermauer. Dahinter, dem Quai parallel, zieht sich dann von Nord nach Süd die große Hauptstraße, die Strada Garibaldi; weiter zurück, im spitzen Winkel im Norden auf sie mündend, der lange Corso Cavour. Das schöne Geld für das Pulver und den Bombenhagel Filanghieris haben also die bourbonischen Kassen nun doch ganz vergebens verschwendet!

Es sind trefflich mit Lavastriesen gepflasterte, lebhaft Geschäftstraßen, wie in jeder größeren Handelsstadt, und ziemlich im Stil der neapolitanischen gebaut. Von bedeutenden Denkmälern der Kunst kann in einer so heimgesuchten, immer im Erdbeben- und zur Abwechslung wieder im Bomben- und Granatenstrich liegenden Stadt nicht viel zu finden erwartet werden.

Der Dom, ein normannischer Bau aus dem 12. Jahrhundert, war für das Unheil von beiderlei Art so recht das geeignetste Objekt, um ihn gründlich zu zerzausen. Das ist denn auch in solchem Maße geschehen, daß seine heutige Existenz nur sehr vereinzelte Züge von der einstigen Gestalt bewahrt zeigt. Heute stellt er eine langgestreckte Kreuzkirche dar mit halbrunden Chorabschlüssen aller drei Langschiffe und der unvermeidlichen Kuppel über der Vierung. Zur Entschädigung für seine eingestürzten und verbrannten Türme hat man bei der gegenwärtigen Restauration an diese Apfiden zwei neue niedere Türme gotischen Zuschnitts gesetzt. Viel falsche, schlecht verstandene, gotische Dekoration, Anbauten usw. sind den Langseiten außen angeflickt. Die untere Hälfte der

Fassade zeigt die etwas verzwickte, krause, aber malerisch interessante Gotik des 15. Jahrhunderts in ihren drei vertieft liegenden Spitzbogenportalen, in welchen, wie in den Quaderlagen der Wand, schwarzer, roter und gelbweißer Marmor anmutig wechseln. Das mittlere ist von einem schlanken, hohen, gotischen Wandgiebel mit Reliefdarstellungen der Madonna überhöht. In den Laibungen der Türen zwischen den schlanken und stärkeren, mannigfach ausgezierten Säulchen ist eine Menge von krausen, wunderlichen Reliefdarstellungen angebracht, symbolische Weinstöcke, in deren verstrickten Ranken nackte Figürchen emsig den lockenden Trauben nachklettern. Die obere Fassadenhälfte zeigt dagegen die gewöhnliche Schablone des hier nüchtern und schmucklos gebliebenen Jesuitenstils.

Drinne sieht es ziemlich traurig aus. Die prachtvollen, hohen, dunklen Granitsäulen, welche die normannischen Erbauer einem benachbarten römischen Neptunstempel entführten, tragen noch die Bogen; aber diese sind entschieden neue, mit Barockstuckzierat versezte, dazu wie das ganze Schiff weiß getünchte. Die Decken sind hart mitgenommene, alte Holzdecken. In wunderlichem Gegensatz zu diesem Langhause schimmern in den drei Apsidennischen und ihren Halbkuppeln die wohlerhaltenen alten Mosaikbekleidungen mit den ernstesten, riesigen, typisch-feierlichen, heiligen Gestalten auf dem Goldgrund, wie dort in Monreale; in der Hauptnische hinter dem Altar der Heiland, zwischen den verehrenden kleineren Gestalten der Madonna, des Johannes, der Erzengel Gabriel und Michael; in dem der linken, also nördlichen, die Gottesmutter mit dem Kinde; im südlichen das Johannesbild. Unvermittelt grenzt diese Pracht an das kalte, tote Weiß. Der gepriesene Hochaltar, dessen Herstellung Millionen verschlungen hat, blieb verhüllt. Was einige unbedeckte Stellen an plastischem Zierrat, der Altartisch selbst an völlig verrückter bunter

Marmorintarsia, Ornamentik erkennen ließen, machte mich nicht sehr begierig nach der näheren Bekanntschaft mit dem mir verborgen Gebliebenen.

Ein glückliches Geschick hat das reizende Kunstwerk des großen Meisters der Renaissancebildnerei und -decoration, Montorsoli, den Marmorbrunnen auf dem Domplatz, vor allen Schädigungen diese 300 Jahre hindurch gehütet. Recht im Gegensatz zu jenem in Palermo und dessen innerer Zusammenhanglosigkeit bildet dieser die schönste geschlossene, künstlerische Einheit in bezug auf seine architektonische Gestalt wie seinen plastischen Schmuck der Statuen und Reliefs. Nur die Seeungetüme, welche den äußersten Umkreis besetzt halten, haben eine gewisse Lahmheit und Zerflossenheit ihres phantastischen Organismus nicht überwinden können. Desto vortrefflicher sind die nackten weiblichen Gestalten auf dem mittleren Absatz der eigentlichen Brunnensäule und die größeren vier ruhenden Flußgötter auf der mittleren Brüstung des großen Beckens. Überraschend ist es, wie nahe ein Paar von ihnen in der wellenhaft bewegten, großartig ruhevollen Stellung dem Jlißus vom Parthenon kommen, welchen dieser Meister selbstverständlich nicht kennen konnte. Aber dasselbe zeigt sich ja auch bei manchen der prachtvollsten jener bronzenen Flußgötter um die großen Becken der Gartenterrasse von Versailles. Es beweist eben nur, daß jene Stellung für ruhende Flußgötter in der Natur der Sache so sehr begründet ist, daß jeder, der diese Aufgabe zu lösen unternimmt, unwillkürlich das Motiv ergreift, welches seine vollkommenste Durchführung allerdings in jenem Werk des Phidias erhalten hat.

Zu längeren Durchwanderungen und genaueren Studien Messinas blieb mir nur wenig Zeit. Schon mittags ging der Schnellzug der Küstenbahn weiter nach dem Süden.

Es gibt wenige Eisenbahnlinien, die lohnender, reicher

an wechselnden großen und eigenartigen Bildern für den sie Befahrenden wären als diese am Fuße des Ufergebirges und am Strande des vielbuchtigen Meeres längs der sizilischen Ostküste. Jenes senkt sich meist allmählich und sanft zu diesem nieder. Ein breites Vorland legt sich zwischen die See und die eigentliche Bergkette. Wenn die Aussicht nicht gerade durch einen der vielen Tunnel besonders der zweiten Hälfte des Weges gänzlich abgeschnitten wird, bleibt sie uns durch jenen Umstand meist so ungehindert auf die zurückliegenden Bergketten zur Rechten wie auf das Meer zur Linken. Hoch hinauf sind sie vom Ufer an bebaut. Das ganze Vorland nicht nur, sondern auch die steileren Abhänge prangen im grünen Schmuck der Weinpflanzungen, der Orangen-, der Oliven-, der Kaktus-, der Mandel- und Feigenbäume. Allerdings, jene Üppigkeit der Vegetation wie in der Umgebung Neapels hat man hier nicht zu erwarten, wo das fruchtbare Erdreich der schmalen Terrassen doch mehr künstlich und durch mühevollen Arbeit dem Felsboden abgerungen ist. So bildet der Weinstock hier keineswegs jene vollen, lastenden Gehänge von Stamm zu Stamm. Er wird ähnlich wie bei uns an Stäben nicht sehr hoch über dem Boden gezogen.

Ein eigentümliches Element in die Farbe der Landschaft bringi die große Menge der Mandelbäume. Ihr zartes, dem der Oliven an Form und Dichtigkeit der Blätter ähnliches Laub ist beinahe so gelbgrün wie das unserer Birken Ende September. Die breiten Flußbetten, über welche die Bahn hinfährt, sind meist völlig ausgetrocknet. Kein noch so dünner Wasserfaden schleicht über den grauen Kiesboden. Jenseits das Ufer Kalabriens bleibt noch lange — lichtviolett aus dem tiefblauen Meer aufsteigend —, sichtbar, bis es dann plötzlich bei Malico weithin zurückweicht und sich mehr und mehr im reizenden Duft der Ferne verliert.

Auf der Hälfte des Weges nach Catania, nach etwa

fünfviertelstündiger Fahrt, ändert sich der bisherige Charakter der Landschaft plötzlich und auffällig. Mächtige kahle Klippen türmen sich schroff vom Meere aus zu bedeutender Höhe, an denen kaum noch etwas anderes als der dreiblättrige Feigenkaktus gedeihen mag. Tunnel reiht sich an Tunnel in schnellster Folge. Auf zackigen, kahlen Höhen und Kuppen nisten alte Kastelltrümmer und kleine Ortschaften. Und da, wo sich hoch oben an einer solchen seitlichen Klippe die Häuschen und Gärten von Taormina und die bräunlichen Trümmer seines antiken Theaters auf dem Sattel einer solchen vom Tunnel durchbohrten Felsklippe hinter und über uns hingen, bei Station Giardini, steht der uns bis dahin verborgen Gewesene plötzlich geradeaus vor unserem Blick, der furchtbare Herrscher über Leben und Tod Siziliens, der Ätna, in seiner ganzen grandiosen, finster ernsten Pracht, eine ungeheure, blaue dunkle Gebirgsmasse, die sich von ihrem wolkengekrönten Gipfel in langgestreckter, sich immer wieder zu kleineren Nebengipfeln, den Nebenkratern, neigender Linie, in breiter, ruhiger Senkung rechtshin zum Binnenlande, links zum Meere hin senkt.

Der Anblick ist so ganz anders geartet wie der des Vesuv. In der Erinnerung erscheint jener uns fast einladend freundlich, ich möchte sagen: genrehaft, im Vergleich zu diesem furchtbar erhabenen und kolossalen Zuschnitt des Wesens und der Form des sizilischen Verderbenbringers. Der Regel selbst, an sich höher wohl noch als der des Vesuv, wirkt dabei, durch die dreifach größere Höhe des gesamten Berges und die gigantische Ausbreitung der Masse des letzteren nach allen Seiten hin, fast winzig klein, als ob er die Tatsache damit schon andeuten wollte, daß nicht eigentlich er es ist, von welchem das Unheil hauptsächlich ausgeht, sondern jene dunkle Masse, durch deren verschlossene Schlünde und Felsrippen es sich seine feurige Bahn zu brechen pflegt.

Auf der ganzen, von Giardini bis Catania folgenden,

Bahnstrecke fährt man dahin über oder durch die unvertilgbaren Spuren dessen, was der Vulkan seit Jahrtausenden über seine fruchtbaren Abhänge vernichtend ausgeströmt hat. Der Boden, auf dem die Saaten, Wein, Öl, Feigen, Mandeln gedeihen, ist schwarze Lava; der Fels, welchen die Tunnel durchbohren, ist Lava; uralte Lava liefert die schwarzen, granitfesten Blöcke zum Bau der Häuser, Straßen, Bollwerke, Dämme, Grenzmäuerchen. Hier ist sie, aus dem Meere aufsteigend, von starren Klippen kaum zu unterscheiden. Dort zeigt sie, noch kaum merklich verwandelt in den wenigen Jahrzehnten, ihre scheußliche, breiige Urgestalt wie ein ungeheures schwarzes, zuweilen rötliches, festes Schlammmeer, das sich über die weite Landschaft hin zur See gewälzt hat. Nur wenige dieser Lavafelder, auf welchen die unaustilgbare frohe Lebenskraft der Natur nicht bereits wieder ihre so furchtbar unterbrochene Arbeit aufgenommen hätte. Zuerst nistet sich die Kaktusfeige an, der der geringste Ansaß von Humus genügt, während ihre fleischigen verwesenden Blätter zur Ergänzung des neuen am reichlichsten beitragen; dann scheinen die Mandelbäume Boden zu gewinnen, endlich Oliven und Weinstock. Alle Stadien des allmählichen Wiederbewachsens und Zufruchtbarrens-Bodenwerdens können wir im Dahinfahren beobachten.

Dabei liegt der Feuerberg so fern, die Senkung ist so weit gedehnt, so allmählich, daß es uns kaum begreiflich scheint, wie die so schnell erstarrende Lavaflut diesen Weg nehmen und vollenden konnte.

Wieder an fruchtbaren Landschaften, sorglos am Ufer des Ätna unterhalb seiner dunklen Wälder hingebreitet, an blühenden Städtchen näher dem Meere, geht es vorüber. Wenn man seine römischen Geschichts-, speziell seine punischen Kriegserinnerungen noch fest genug im Gedächtnis trägt, kann man im Fluge mit doppeltem Interesse zu jenen Uferfelsen hinablicken, um welche einst die männermordende Seeschlacht

zwischen den Ruderflotten von Karthago und Syrakus tobte; oder mit seinem Homer im Kopf und Herzen jene stattlichen Felsbrocken von ca. 200 Fuß Höhe, welche der arme betrogene Polyphem vergebens nach dem entronnenen, dem schlimmen, schlauen „Niemand“-Odysseus geschleudert; die sieben „d’Aci-Felsen“ oder Inseln dort unten im Meer, an deren kristallenreichem Basalt mit seinem geologischen Hammer zu klopfen es Goethe in Catania so mächtig gereizt hatte.

Aus der Ebene an der schönen Hafensbucht heben sich die Kuppeln und Türme des frommen Catania — es zählt 116 Kirchen bei 69 000 Einwohnern. Dort machte ich Halt, um der „Ätnafrage“ näherzutreten. Will man ihn besteigen, so muß es von hier aus über Nicolosi geschehen. Aber soll ich’s überhaupt? Über die Aschenfegeln hingen die Wolken herein; in keinem Hotel Catanias ist ein einziger um des Reisens willen Reisender zu erkundigen in dieser unmöglichen Saison; und nun gar erst ein Ätnalustiger! Und allein für seine eine einsame Person das ganze schwere Aufgebot von Maultieren, Führern, Vorräten mobil machen, um möglicherweise oben nichts als ein dichtes Wolkenmeer als Lohn neunstündiger Plagen zu haben? Das gewichtigste Bedenken blieb noch immer das: Ist es möglich, morgen, Sonntag früh, zur Besteigung abzufahren und doch Montag zum 3 Uhr-Dampfer in Messina zu sein und dazwischen wenigstens ein bis zwei Stunden für Taormina zu gewinnen? Die Frage wurde mir unbedingt verneint. Und somit vom römischen Aufenthalt noch mindestens drei Tage zu streichen, konnte ich mich wie um Syrakusas auch um des Ätna willen nicht entschließen. Abends war ich mit mir im reinen: um diesen Preis — nein. Morgen Vormittag kehrt du um nach Taormina.

Die Ätnastadt Catania ist ein in vieler Hinsicht höchst merkwürdiges und originelles Wesen, das Besuch und Aufenthalt überraschend lohnt. In der vornehm-anständigen Anlage

und Bauart seiner Hauptstraßen beschämt sie manche selbstgefällige, zehnmal so große Capitale. Eine Menge reicher Principi haben sich stolze Paläste darin aufgeführt. Über das schöne Lavapflaster der großen Atnastraße rollen abends zum Corso die Equipagen kaum minder dicht und kaum minder elegant an Gespannen, Dienerschaft und Insizgerinnen wie über das der Marina zu Palermo oder der Chiaja zu Neapel. Die Hauptstraßen — eine von ihnen heißt selbstverständlich Strada Garibaldi — führen theils vom Meer gegen den Atna hin, ziemlich einander parallel oder rechtwinklig diese durchschneidend, hier und da schöne Plätze bildend. In den Vicos und da, wo die letzten Häuser stehen, sieht es allerdings elend, verfallen und schäbig genug aus. Viele Fassaden, palastartig angelegt, sind in der Hälfte des Baues stehengeblieben aus Mangel an Geld zum Vollenden, dann überdeckt worden und werden nun auch so bewohnt. Der Hafen ist nicht allzusehr belebt. Größere Schiffe fehlen gänzlich in seiner Bucht. Er soll wenig Garantien eines guten Aufenthaltes bieten. Am Ufer sah ich interessante und überraschende Szenen; Passinis bekanntes Bild von Chioggia lebendig geworden. Auf ihren Strohstühlen im Kreise saßen zahlreiche Schiffer und Kleinbürger, aufs andächtigste den Vorlesungen eines kleinen Romans lauschend, die einer der jüngsten von ihnen, in der Mitte sitzend, hielt und mit beredtem Händenspiel begleitete.

Auf dem großen Domplatz, welchen in der Mitte auf hohem Postament eine Elefantenfigur aus Lava schmückt, die ein Stück eines ägyptischen Granitobelisken trägt, scharen sich, wenn die Sonnenglut erlischt, dichte Gruppen, um der Militärmusik zuzuhören, beieinanderstehend oder auf den Schwellen vor den Cafés beisammensitzend, zu plaudern. Alle Balkons sind besetzt und Plätze und Trottoirs erfüllt von Catanierinnen, die schwarzen, leichten Mantos kokett über die riesigen Haartürme, über Schultern und Rücken geworfen und mit so

sprechenden, dunklen Augen blitzend, wie man es von so eifrigen Verehrerinnen der heiligen Agathe kaum erwarten sollte. Wenig entfernt, südlich von der Atnastrafe, dehnt sich über einen weiten Hügel hin eine im prächtigen Stil durchgeführte Gartenanlage, reich mit Marmorbüsten verdienter Mitbürger und mit den schönsten südlichen Pflanzengruppen ausgestattet, das Ganze dem sangreichen, berühmten Sohn Catanias, Bellini, geweiht und nach ihm benannt. Unbeschreiblich groß ist der Anblick vom freien Plateau dieses Giardino Bellini auf des Atnas blaue Masse, die, dort in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar, den ganzen westlichen Horizont einnehmend, hinter den lustig angebauten Vorhöhen aufsteigt.

Sie haben ihn immer vor Augen; sie liegen hilflos, von seiner Gnade abhängig, zu seinen Füßen, der noch ganz anders über all ihr Wohl und Wehe schaltet als der Besuch über das Neapels. Was in der Stadt selbst hat er nicht seit zweitausend Jahren schon vernichtet und begraben und durch seinen Diener und Genossen, das Erdbeben, zusammengesmettert! Und wie immer in solchem Falle hat auch hier der schreckliche Dämon der Stadt ihr ihren eigenen Lokalgott gegeben. Und zwar hat letzterer hier die Gestalt der lieblichsten Göttin: der heiligen Agathe.

Ihr ist der prächtige Dom gewidmet. Sie war bereits gefeierte Göttin in Catania, noch ehe sie 1669 ihre spezielle Kraft auch gegen das Lavaverderben so glänzend bewies. Gegen Erdbeben ist sie unwirksam. Ihren eigenen Dom konnte sie 500 Jahre früher vor furchtbarer Erschütterung und teilweisem Ruin nicht bewahren. So blieb wenig mehr von dem durch Roger I. im 11. Jahrhundert gegründeten Bauwerk übrig als die halbrunden Apsiden der drei Schiffe, deren schwarzes, aus Lavaquadern aufgeführtes Gemäuer befremdlich mit dem modernen lichten Barockbau kontrastiert. An der reichen Fassade im Jesuitenstil sind als Dekoration des unteren

Stockwerks sechs stolze, antike Granit- und Marmorsäulen aus den Ruinen der nahen griechisch-römischen Theater eingereiht. Breite Marmortreppen führen zur Grundfläche des Domes hinauf; eine stattliche Marmorbalustrade umrahmt oben den Platz und nach der Straße hin einen blütenreichen Garten. Das Innere des Tempels ist eine weite, dreischiffige Basilika in Barockstil, mit der Kuppel über der Vierung in großen, vornehmen Verhältnissen angelegt, übrigens geweißt und ohne hervorragenden künstlerischen Schmuck. Ein paar mittelmäßige Bilder in den Seitenkapellen, einige Marmordenkmale und Sarkophage von Fürsten der arragonischen Dynastie und ein allerdings sehr reiches und ausgedehntes Werk der Holzschnitzerei des 16. Jahrhunderts: das große Chorgestühl im hohen Chor, an welchem ein Relief die ausführlichste Lebens- und Martirergeschichte der „Diva Agatha“ dargestellt ist, — das ist alles.

Das Merkwürdigste ist die Kapelle zur Rechten dieses Chores. Sie enthält den verehrten Tesoro der Kirche, die Reliquien der heiligen Agathe. In einem hohen alten Bronzeschrein hinter einem dichten Gitter birgt sich der große silberne Sarg, der am Feste der Stadtgöttin im Februar von den Männern Catanias durch die Straßen getragen wird. Die Heilige war geborene Catanierin in römischer Kaiserzeit. Den Prätor Quintianus reizte ihre holde Schönheit. Als die fromme und keusche Jungfrau sein Liebeswerben zurückwies, läßt ihn die Legende sich an ihr in der bekannnten furchterlichen Weise rächen, daß er ihren schönen Leib durch das Abschneiden des schönsten Schmucks eines weiblichen Körpers zu verstümmeln befahl.

Diese Mythe befriedigt wie kaum eine andere jene tief in der romanischen Rasse und im römischen Katholizismus steckende Neigung zur innigen Verschmelzung von Grausamkeit und Wollust. Den Malern dieser Kirche aber bot er seiner

Natur nach einen vor allen willkommenen Stoff. Hier durften sie, ja mußten sie, was ihnen sonst bei allen heiligen Frauen der Legende — mit Ausnahme der Magdalenen und der Maria Aegyptiaca — verwehrt ist, ihre Kunst an einem mit jedem Liebreiz geschmückten, entkleideten holden Mädchenkörper erproben. Allerdings durften die Henker nicht fehlen, die sich eben zu dem gräßlichen Werk seiner Verstümmlung anschickten. Alle Kirchen Catanias sind voll von diesen Darstellungen. In jenen kleinen zierlichen Figuren des Schnitzwerks werden die betreffenden Szenen und Prodezuren peinlich gewissenhaft in allen Details und in ihrem allmählichen Vorrücken geschildert. Auf einem großen Altarbilde der Benediktiner Klosterkirche San Nicola kniet die bis unter die Hüften nackte Heilige, der lieblichste, jugendschönste Leib und das verklärteste blonde Antlitz, zwischen den Henkern. Aber ein empörender Anblick: der eine derselben hat bereits mit dem Messer die Zirkumzision in zwei blutströmenden Kreisen ausgeführt, und der andere, ein hübscher Jüngling, kommt mit einer großen Gartenschere herbei, um das Werk zu vollenden. Das Empörende liegt nicht allein in der raffinierten Barbarei einer solchen Darstellung, sondern in dieser echt jesuitischen Heuchelei, welche das Behagen an dem durch die blutige Grausamkeit gesteigerten sinnlichen Reiz in die Maske der Heiligkeit hüllt.

Es konnte nicht anders kommen, als daß eine Märtyrerin, die gerade in dieser Weise und an dieser Stelle so furchtbar gelitten hat, die besonders hilfskräftige Patronin aller der armen Erdentöchter werden mußte, welche — auch ohne daß sie je einen ähnlichen Anlaß zu einer ähnlichen Strafe gegeben haben oder gegeben würden, ja, oft sogar durch die Konsequenzen des Gegensatzes so herber Tugenden — von kaum minder qualvollen Leiden und Operationen an derselben Stelle heimgesucht werden, wie und wo sie die holde Diva erleiden mußte, um die Krone des Paradieses zu erwerben.

Auch die Götter und Göttinnen zeigten sich immer doppelt hilfsbereit und eifrig für die Leiden, die sie selbst erfuhren. „Droben in der Seel'gen Höhen rühret sie nicht fremder Schmerz; doch der Menschheit Angst und Wehen fühlet mein gequältes Herz,“ so klagte Ceres. Darum werden sich gequälte Christen- und Christinnenherzen immer mit besonderer Vorliebe an die Gottesmutter wenden, die selbst „das Schwert im Herzen mit tausend Schmerzen“ wühlen gefühlt hat. An den Gittern ihrer Kapellen und an den Bildern ihrer Altäre hängt daher eine immer vermehrte Menge von wächsernen und silbernen Herzen, die Gaben der armen, frommen, gequälten, herzranken Mütter und Jungfrauen, die von der hohen Himmelskönigin Heilung erslehten und um so sicherer erhofften, als sie auch die schmerzreichste der Mütter ist.

Nun male man sich die logische Konsequenz davon an den Altargittern der heiligen Agathe aus! Jede Art von widrigen, qualvollen Leiden, mit welchen die grausame Natur die menschliche Mutterbrust heimsuchen kann, — und es sind ihrer leider bekanntlich Regionen —, soll diese göttliche Spezialistin durch ihre Wunderkraft kurieren. Und zu dem Zweck hängen die daran krankenden Frauen Catanias die in der allgemeinen Form durchweg schmeichlerisch ins Ideale gemodelten, in bezug auf das Übel daran aber mit ekelhafter Naturtreue kopierten und kolorierten, wächsernen Halbkugeln in natürlicher Größe an das Gitter des Tesoro. Es ist eine Ausstellung, deren Anblick einem Nichtarzt Übelkeit erregen kann, ein wahres Museum für das Studium des betreffenden Krankheitskreises — als Schmuck einer Kapelle! —

Im Jahre 1669 erfolgte einer der furchtbarsten Lavaausbrüche des Atna. Es bildeten sich an seinem Südwestabhange die bekannten Monti rossi, und aus ihrem Schlunde strömte der breite Glutstrom unaufhaltjam gegen Catania hin. Am Südennde der Stadt erhob sich schon damals jenes be-

rühmte Benediktinerkloster San Nicola mit seinem gewaltigen Dom, das sich rühmen darf, das größte Europas zu sein, wie letzterer, die großartigste und schönste Orgel der Welt zu besitzen. Leider besitzt er dafür auch eine kolossal angelegte und noch vor erreichter Hälfte der Höhe unvollendet gelassene Fassade, deren riesige Säulenstümpfe nun wie die an den Gebäuden der Palazetta Messinas dastehen. Die Kirche, in grandiosen Verhältnissen angelegt, eine dreischiffige, durchweg nüchtern ausgeweihte Pfeilerbasilika (mit Kuppel) aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, ist bis auf jenes Bild des Martyriums der Heiligen ziemlich leer an künstlerischem Schmuck. Aber desto prächtiger waren und sind auch gegenwärtig noch nach ihrem Umbau von 1700 die beiden Klosterhöfe mit den eleganten, rundbogigen Arkaden ihrer Kreuzgänge. Die des ersten umschließen den schönsten Garten mit einem phantastischen, tabernakelähnlichen Brunnenhause in der Mitte. Heute sind die Mönche ermittelt, die Normalschulen und das Stadt- und Provinzmuseum in die Räume eingezogen. Letzteres enthält viel mittelmäßige Gemälde, allerdings aber auch ein sehr mehr merkwürdiges und bedeutendes von jenem frühesten Ölmaler Italiens, Antonella da Messina, welchen Delaroche in der Künstlerversammlung des „Hemicycle“ die schöne Jünglingsgestalt und die schönen, knapp anschniegenden, breitgestreiften Beinkleider angedichtet hat, eine Madonna mit dem Kinde, in ganz Mantegnaschem Stil der edlen und scharfen Zeichnung und vorzüglich in der Farbe wie in der feinen und delikaten Malerei. Auf ein gemaltes Zettelchen in der Ecke hat Antonella seinen Namen klar und sauber hingeschrieben. Außer den Bildern füllen antike Bruchstücke, Bronzen, Münzen, Terrakotten, Inschriften, Raritäten von mancherlei Art und besonders interessante geologische Sammlungen: Lava, Kristalle, Schwefelbildungen für die Erdgeschichte des Atna von hoher Wichtigkeit, die Säle; ein großer Teil von jenen, die Goethe

noch bei ihren fürstlichen Sammlern und Besitzern mit so großem Genuß sah und mit so freudiger Wärme schildert.

Gegen dieses Klosters riesigen Prachtbau wälzte sich jener Lavaström der Monti Rossi im Jahre 1669. Kein Heiliger wollte helfen. Die Errettung schien unmöglich. Bis kaum noch 20 Fuß von seinen südöstlichen Mauern hatte sich in einer Dicke von etwa 15 Fuß der unaufhaltsame Feuerstrom genahet. In dieser schrecklichsten Not entsann man sich noch rechtzeitig der heiligen Patronin des frommen Catania. Es kam ja nur auf einen Versuch an! Man griff nicht sofort nach ihren allerheiligsten Reliquien. San Benedetto besaß — ihren Schleier. Den hielten die ehrwürdigen Brüder dem dräuenden Boten des Satans dicht vor das glühende Antlitz. Da konnte er nicht weiter. Der unsichtbare Wall war unbezwinglich. Die Lava nahm eine leise Schwenkung nach rechts und wälzte sich ab vom Kloster, über gleichgültige, profane Gärten und Menschenwohnungen hinweg nieder zum Meer, den alten Hafen um die Hälfte verkleinernd. Es war jedenfalls sehr anerkennenswert von einer unvernünftigen Lava gehandelt. Nur bleibt sie nicht ganz frei von einem leisen Verdacht frommer Heuchelei. Man möchte wetten, daß an ihrem edlen Entschluß, jene Schwenkung zu machen, nicht allein der so zur Schau getragene, heilige, ehrfurchtsvolle Schrecken allein, sondern die ganz ordinären Gesetze vom Fall und der Schwerkraft einen sehr wesentlichen Anteil gehabt haben. — Der schwarze, starre Wall da unten so nahe dem Kloster sieht allerdings erstaunlich und die Errettung wie ein Wunder aus. Man verdankt es den Catanesen kaum, daß ihr Glaube an ihre Göttin seitdem unerschütterlich geworden ist. Selbst durch das Erdbeben, welches 24 Jahre später das Kloster größtentheils zerstörte. Man kann nicht von einer Heiligen alles verlangen.

Lava, Erdbeben und menschlicher Vandalismus haben in

Catania noch ganz andere Denkmäler begraben als nur ein Kloster! Auch hier hatte die herrliche, antike Kultur einst die reichsten Blüten getrieben; auch hier glorreiche Werke, Monumente einer kaum begreiflichen, künstlerischen und handwerklichen Vollendung, Größe und Meisterschaft geschaffen. Tief unter dem Dom und Domplatz und noch unter anderen Theilen der Stadt dehnt sich ein ganzes, großartiges System von römischen Thermen aus. Beim Fackellicht in des Führers Hand erkannte ich an den Tonnengewölben noch die Reste der zierlichen Stuckornamente, der Reliefs bacchischer Szenen. Unter einem ganzen Komplex modernen und mittelalterlichen Baugerümpels begraben, teilweise von alten Lavaströmen, später und heute noch in ihrer Tiefe von neueren, klaren Atnagewässern überflutet, liegt, nun zu einem kleinen Teil bloßgeschaufelt, eins der größten und glänzendsten griechisch-römischen Theater, welche antike Provinzialstädte aufzuweisen hatten. Das römische Material des Baues besteht aus Lava-Blöcken und Backstein in wechselnden Schichten. Die Marmorbekleidung der Sitzreihen blieb noch vielfach erhalten. Massenhaft liegen die Säulen- und Gebälktrümmer in der Tiefe umher; frei geht man durch die hohen, ausgegrabenen, äußeren Korridore und staunt die Tüchtigkeit an, welche diese Wölbungen und Mauern formte, die allem zu trotzen vermochten. Dieser Theaterabgrund mit seinen Ruinen, seinem Bach und See, welcher den sichtbaren Viertelkreis der Marmoritze deckt, seinen seitlich berghoch darüber getürmten Lavamassen und Mauerpfeilern, mit den Hütten, Häuschen, Gärtchen, die sich mit ihrem kleinen, armseligen Leben oben und an den Gängen zwischen tausend Fragmenten der edelsten Architektur und Skulptur zwischen Prachtkapitälern, Marmorsäulen, Statuen, Bruchstücken, zierlich gemeißelter Architrave eingenistet haben; — dies ganze wüste Chaos, wie es die zerstörungsfreudigen Dämonen der Natur, im Bunde mit menschlicher Barbarei,

in zweitausendjähriger Arbeit zusammengewürfelt haben, ohne die herrliche Schönheit ganz tot zu machen und ganz hindern zu können, daß sie noch immer sieghaft durch all den Greuel hinaufstrahle zur Erquickung der Menschenseelen, deren Auge ihr Licht empfindet und versteht, — das ist eins der malerischsten und poetischsten Stücke der Welt, welche sich meinen Sinnen je irgendwo gezeigt haben. Ich konnte mich kaum trennen von dem Aufenthalt in diesem Kessel. — Oben an der Straße daneben erkennt man noch klar die Umfassungsmauern und Pilaster eines griechischen Odeions für musikalische Wettkämpfe. Es blieb unerschüttert. Aber das armeligste heutige Leben hat davon Besitz ergriffen, sich auf seine Manier darin eingerichtet und gleichgültig verwüstend darin gehaust.

Sonntag, den 9. August, mittags, nahm ich von Catania Abschied. Zum erstenmale ging wieder „die Fahrt der Heimat zugewandt“, zunächst freilich nur bis Taormina. Es ist noch immer ziemlich weitab von ihr!



5. Von Taormina bis Rom.

Gewiß, es hat seine wesentlichen Vorzüge, die sonst am meisten heimgesuchten berühmten Ziele der modernen Reiselust gerade in einer Zeit des Jahres aufzusuchen, in welcher sie vom ganzen großen Geschlecht der Reisenden plötzlich vergessen, in den Bann getan, systematisch gemieden scheinen. Überall auf dieser italienischen Sommerfahrt habe ich das meist Veranlassung gefunden, mit aufrichtigem Dank gegen die glückliche Fügung, welche mich eben in einer solchen Periode hierhergeführt hat, anzuerkennen. Aber wie sich alles

im Leben kompensiert, so stehen den großen Vorteilen auch in diesem Falle schwerwiegende Nachteile entgegen, welche für den so vereinzelt dahin Verschlagenen aus der „toten Saison“ resultieren. Als einen der schlimmsten davon habe ich an jenem Augustsonntag-Nachmittag, im kleinen Bahnhöfchen von Giardini, hart am Meer und am Fuß der Klippe von Taormina Halt machend, die schmerzlich überraschende Abwesenheit der sonst hier sicher zu erwartenden Esel erkennen müssen. Kaum daß sich ein nackteiniger, kleiner Bursche von dem Felsenest dort oben hierher verirrt hatte, dem man den Handkoffer aufpacken konnte. Für den Transport der eigenen Person ist man auf die eigenen Füße angewiesen. Ich scheue mich vor der weitgehendsten Benutzung dieses natürlichen Transportmittels nun zwar keineswegs. Aber wenn mir die Wahl bliebe, eine gänzlich kahle Klippe auf steilstem, steinigtem Ziegenpfade einige hundert Fuß hoch unter dem direkt darauf prallenden Strahl der Drei-Uhr-Sonne eines sizilischen Augusttages auf eine andere Manier als diese zu erklettern, so würde mich etwaige Eigenliebe für jene angeborenen Instrumente der Bewegung durchaus nicht davon abhalten, jeder anderen den Vorzug zu geben.

Diese Wahl ist mir leider erspart. Also vorwärts! Die direkte und die indirekte Sonnenwirkung, ihre Strahlen und deren Reflex von der Kalkklippe vereinigen sich hier mit der schon durch das steile Klettern allein erzeugten Erhitzung des Blutes, um einen Zustand hervorzubringen, der uns die ernste Besorgnis der demnächstigen Auflösung unserer gesamten festen Körperlichkeit in ihre tropfbar flüssigen Elemente einflößt. Daß sich einst die Männer von Naxos, der griechischen Kolonie dort unten am Meere, hier oben 4—500 Fuß darüber am Klippenrande ihr Tauromenium bauten, nachdem ihnen Dionys die Stadt zerstört hatte, finde ich allerdings begreiflich. In jenen feinen Vor-Kruppschen Tagen konnten

sie sich mit einigem Recht und Grunde schmeicheln, an einem so gelegenen Wohnort für die Zukunft vor feindlichen Belästigungen ziemlich gesichert zu bleiben. Freilich hat sich diese Hoffnung bis zum Jahre 1849 hin wiederholt im Laufe der Geschichte als eine ganz falsche erwiesen. Nicht nur Taormina, sondern ebenso das darüber auf seiner 1900 Fuß hohen nackten Klippe nistende Mola ist von Karthagern, Römern, Sarazenen, Normannen, Franzosen und Neapolitanern immer wieder gestürmt worden. Ich bewundere diesen heidnischen, mohamedanischen und katholischen Heroismus doppelt, welcher die betreffenden Männer befähigte, diese Partie mit Waffen und Gepäck hinauf zu machen, indem ich sie ohne dergleichen und in keinem anderen Feuer als dem der Mittagssonne erprobt habe! Allerdings scheint von den Burgeschossen, mit welchen bei jenen ältesten historischen Erstürmungen Tauromeniums die verzweifeltsten Besatzungen und Bewohner sich verteidigt haben, längs dieses ganzen Kletterpfades noch eine unglaubliche Menge beachtenswerter Reste erhalten geblieben zu sein, deren Wirkung auch heute noch der friedlichste Ersteiger der Klippe in ihrer ganzen Furchtbarkeit empfindet. Jene braven Verteidiger müssen das mörderische chinesische Geschöß der „Stinktöpfe“ gekannt und in ausgedehntestem Maße angewendet haben. Allerdings sind es nicht sowohl „Scherbenberge“, welche das zu beweisen scheinen, als vielmehr die dem Felsboden unaustilgbar imprägnirten fürchterlichen Gerüche, welche, von der Sonnenglut destillirt, den Kletterer bis zur Spitze begleiten. Ich tat mir auf diese scheinbar unumstößliche historische Hypothese bereits nicht wenig zugute. Aber mehr und mehr schien sie mir selbst schwankend zu werden, als ich während des Weiterklimmens zwischen den Kaktussträuchern und offen am Wege Alt- und Jung-Taormina mit derselben himmlischen Unbefangenheit wie Alt- und Jung-Rom und Neapel in deren

Gassen befeichtigt sah, uns eine natürlichere, einfachere Erklärung der schaudervollen Tatsache auf jeder Felsstufe wiederholt leider nur zu nahe zu legen!

Aber der Lohn, der uns oben erwartet, ist dafür auch von der Art, daß er uns für allen vergossenen Schweiß und alles, was wir unterwegs gerochen, reichlich entschädigen kann. Das kleine schmutzige Felsenest hat unter anderem den Vorzug, nicht nur das interessanteste Stück Altertum und die denkbar prachtvollsten Aussichten und landschaftlichen Szenerien zur Schau, sondern dem Besucher eine Herberge zu bieten, wie sie in demselben Genre vielleicht nur noch in der „*Sonne*“ zu Pompeji und bei Pagano auf Capri zu finden ist: die Locanda Timeo. Wenn man lange gereist ist und beinahe jeden schönen Fleck dieser Erde bereits von dem modernen Hotel mit seinen Portiers, Ober- und Zimmerkellnern, Rechnungen, Bougies, Table d'hotes erobert und besetzt gefunden hat, so empfindet man es doppelt als eine Wohlthat, gerade ein paar der allerschönsten Punkte davon in solcher Weise verschont zu sehen und in ein Albergo einziehen zu können, wie das genannte. Und hier bei Timeo blüht dabei noch zum Überfluß alles von einer wahrhaft holländischen, schmutzen Sauberkeit; wie eine Perle im Mist liegt das Häuschen inmitten der Stadt und ihrer Kaktuspflanzungen da.

Natürlich bin ich auch hier wieder der einzige Reisende. Die ganze Locanda steht mir zur Verfügung. Zimmer und Kabinett gehen direkt nach Osten. Vor dem kleinen Balkon ein Limonen- und Feigengärtchen und unten in der Tiefe gerade vor mir die ungeheuere Fläche des Meeres; das Vorgebirge mit der Ruine des Theaters zur Linken, des Atna gigantische bläuliche Masse und die unabsehbar buchtenreiche Ostküste zur Rechten. Das ist ein Zimmer und ein Platz zum Ausruhen und Schauen, zum stummen, glückseligen Genießen und Träumen!

In die Bedienung teilt sich eine gute, freundliche Cameriera mit dem hübschen, zwanzigjährigen, wohlgebildeten Sohn des Hauses. Diesen Sohn verfolgt wie ein Fluch seine Baedeckersche europäische Berühmtheit. In diesem vielfach unschätzbaren, in alle Sprachen übersetzten Handbuch steht bei Taormina und Locanda Timeo die Notiz: „Der Sohn spricht französisch“. Jeder, der einmal nach Taormina gelangt, fragt unwillkürlich nach dem Sohn und keiner, der ihn mit dieser Frage verschonte: „Nicht wahr, Sie sind der Sohn, der französisch spricht?“ und keiner spart ihm das jugendliche Erröthen! Übrigens spricht er es wirklich, trotzdem er nie aus Taormina herausgekommen ist und darf sich auch noch anderer Vorzüge rühmen als dieses einen. Das Fremdenbuch ist wie eine dicke Sammlung von Zensuren Nr. 1, welche in allen Sprachen Europas der Locanda, der Aussicht, der Tafel, den Omeletten und vor allem dem „Sohn, der französisch spricht“, von dankbaren und gerechten Besuchern ausgestellt wurden.

Ein ziemlich kurzer Weg durch die Gassen des Städtchens, deren Schmutz sich übrigens auf dem beneidenswertesten glatten Pflaster großer Lavastriesen ausbreiten kann, an manchem merkwürdigen architektonischen Monument und Resten seiner mittelalterlichen Vergangenheit, endlich an halbzerbröckelten Steinhütten und Schweineställen vorüber und wieder Felsstufen hinan, zwischen den dichten, stacheligen Feigen-Kaktushecken, führt zur Gittertür, welche den Eingang zum Plateau des Theaters bildet.

Ich stand dort in jenem Gefühl der tiefen, innigen Befriedigung, das nur die endliche Erfüllung gewisser, während eines ganzen langen Lebens gehegter Wünsche gewährt. Im Jahre 1841 war mir einmal ein Bild von dem verstorbenen Berliner Landschaftler Elfasser zu Gesicht gekommen: das Theater von Taormina mit der Aussicht auf Meer, Atna

und Küste darstellend; das erste, das mir diese Dinge zeigte. Es war einer von den zündenden Eindrücken, den es auf meine jugendliche Seele machte, jenen Eindrücken, die in uns so etwas wie eine Art offener Wunde, eine nie schweigende, immer heimlich nagende Sehnsucht erzeugen. Jeder von uns, auch von den Großen hat dergleichen an und in sich erfahren. Humboldt wußte von der Palme im botanischen Garten zu Berlin, Goethe von den römischen Prospekten in seines Vaters Hause daselbe zu erzählen. Nicht jedem gewährt das gute Glück freilich die endliche Erfüllung. Man stirbt entweder vorher oder „man kommt nicht dazu“. Hält man sie aber wirklich in den Händen, so kann ich versichern, daß die Empfindung zu den allerangenehmsten gehört und die von den schönsten Überraschungen erzeugte wohl noch übertrifft.

Unzählige Bilder und in neuerer Zeit ein Heer von Photographien haben jeden heutigen Besucher dieser erstaunlichen Szenerie der Mühe überhoben, sie zu schildern. Jeder kennt die Lokalität, jene natürliche, halbkreisförmige Ausbuchtung auf dem breiten Rücken des hoch und steil vom Ufer aufragenden Vorgebirges nördlich der Stadt Taormina; und jeder weiß, mit welchem Geschick und Geschmack griechisch-römische Baumeister dies so von der Natur des Ortes Gegebene auszunutzen und zu ergänzen verstanden haben, um dort den großen kunstgeschmückten Bau eines Theaters zu errichten, mit dessen Lage sich keins in aller Welt, selbst das des Dionysos zu Athen, nicht vergleichen kann.

Dieser weite Prachtbau bezeugt zugleich am besten, welche ansehnliche Stadt jenes Tauromenium in antiker Zeit gewesen sein muß, deren Bevölkerung das Bedürfnis eines Kunstinstitutes dieses Stils empfand und befriedigen konnte. Und es gibt andererseits das glänzendste Zeugnis für den künstlerischen Sinn, die Sammlungsfähigkeit jenes Tauromenischen Publikums, welchem man zumuten konnte, auf solchen Plätzen

sigend, noch Auge und Gedanken für das Wort der Dichter oder das Spiel der Akteurs zu haben!

Barbarisch haben die verschiedenen Erstürmer Taorminas und die Erbauer der mittelalterlichen und späteren Schlösser, Kirchen und Befestigungen darin gehaust, das Gebäude erst seines Schmuckes und seiner Pracht beraubt, sein Rohmaterial vernichtet und entfremdet, dann seine Gestalt zerstört und verschüttet. Die natürliche Verwitterung und der Zusammensturz haben im Laufe von fast zwei Jahrtausenden im Bunde damit auch nicht ermangelt, das Ihrige daran zu tun. Im vorigen Jahrhundert begann eine teilweise Ausflüchtung und Wiederherstellung; während der letzten vier Jahrzehnte eine etwas systematischere Ausgrabung, die Aufrichtung mancher Säulen, die Klarlegung der einstigen Gestalt des ganzen. Bei allen diesen letzten Arbeiten ist jener jetzt 72 jährige, weißköpfige, aber jugendfrische und enthusiastische kleine Herr Giuseppe Strazzeri beteiligt und eifrig mitwirkend gewesen, der nun seit 34 Jahren in seinem Häuschen am Sittertor, inmitten eines kleinen Museums von ausgegrabenen Architektur- und Skulpturfragmenten, des Amtes als Wächter seines geliebten Heiligtums und Fremdenführer waltet. Es wäre eine Figur, wie geschaffen für einen tüchtigen Novellisten. Die periodisch eintretende, tiefe Einsamkeit seines Daseins macht ihn natürlich ungemein redelustig, sowie sich einmal eine Menschenseele bei ihm einstellt, die seinen Worten lauscht. Er spricht durchaus geschickt und sachverständig, kennt seinen Gegenstand, dessen Geschichte, Plan, einstige und jetzige Gestalt, Bestimmung aller Teile genau und gründlich, ist ganz feurige Begeisterung für dessen Größe und Schönheit, in deren Genuß und — in deren künstlerischer Nachbildung er sich in diesen 34 Jahren noch immer nicht ersättigen konnte. Große und kleine Blätter, Massenansichten und Details des gesamten Ausichtsbildes, der Landschaft und des Theaters zu

zeichnen ist er dort unaufhörlich beschäftigt; alle in schwarzer Kreide oder Bleistift und — alle in der rührenden Unbefangtheit jenes beglückenden Dilettantismus, den nie eine Ahnung von der unendlichen Kluft zwischen seinem Werk und dem wirklichen Aussehen der Dinge, zwischen seinem oft so kindlich komischen Machen und der Arbeit eines wirklichen Künstlers in dem schönen, ungebrochenen Selbstgefühl der eigenen Künstlerschaft störte.

Den Erläuterungen, den topographischen, ästhetischen, technischen und historischen Kommentaren, mit welchen Signor Strazzeri uns gleichsam überflutet, weiß er ziemlich ausführliche Mitteilungen aus dem eigenen Leben und dem der Seinen einzuflechten. In der ersten halben Stunde wissen wir, daß *la sua moglie amata*, die nun auch bereits im himmlischen Paradiese weilt! 15 Söhne geboren hat, von denen noch 6 leben; der älteste, eine Blume der Gelehrsamkeit, jetzt aus seinem Kloster vertrieben, ist nun im Collegio zu Catania als Professor in allen weltlichen und geistlichen Wissenschaften angestellt, und „*La Gazzetta di Catania*“ hat neulich von ihm gesagt . . .

Nun folgt die ganze schwunghafte Zeitungsnotiz über die Verdienste di questo figlio di nostra città! aus dem Gedächtnis mit höchstem Pathos vorgetragen, und die Tränen der stolzen Vaterfreude auf diesen Erstgeborenen, von dem so die Zeitungen reden, treten ihm in die kleinen, freundlich blitzenden, braunen Augen. Alle Künstler, die je das Theater gezeichnet und gemalt haben — eine ungeheure Schar — kennt er, und eine lange Liste von nie gehörten oder zur Unverständlichkeit korrumpierten deutschen, speziell Berliner Namen, von solchen wußte er mir zu nennen. Glücklich war er, zu hören, daß sein „*carissimo amico, il gran pittore Alexio Geyer*“ noch lebe und schaffe.

Ich war doch nicht unzufrieden, als der Strom der

Bereitsamkeit endlich versiegte und der Treffliche mich noch eine Stunde an diesem Abend und während des ganzen folgenden Morgens ruhig mir selbst überließ. Das ist auch etwas wert an dieser wunderbaren Stelle!

Über die kaum noch am Felsboden erkennbaren, nur hier und da noch mit dem Bruchstück einer Marmorplatte bekleideten oder mit ihrem Mauerwerk zutage tretenden Sitzstufen des weiten Halbrundes steigt man von dem mit Trümmern aller Art bedeckten, von Brombeeren-, Feigen-, Kaktus- und Aloeestrüpp überwucherten unteren Plateau des Theaters hinauf zum obersten Range, der im antiken Theater seit Cäsar den Frauen eingeräumt war und hier von einem prächtigen Säulengange diesseits der Rückwand umgeben wurde. Ein Paar davon und kleinere Fragmente von anderen zertrümmerten sind dort wieder aufgerichtet. Da mag man sich auf einen Steinblock niederlassen oder ins Gras werfen, um das Bild ringsum auf sich wirken zu lassen, im Licht der letzten und wieder auf dem der ersten Tagesstunden, das sich mir hier zeigte.

Unten zunächst vor uns steigt die Wand der Scena des Theaters oder das, was von ihr noch übrig blieb, zwischen den beiden Enden des Halbkreises und den die gewölbten, hohen Korridoreingänge enthaltenden Vorbauten des Theaters auf. Vor ihren drei rundbogigen Eintrittsthüren für die Schauspieler sieht man noch die beiden seitlichen. Der ganze Mittelteil der Wand und ihr oberes Geschoß sind längst verschwunden, das schöne, römische Ziegelgemäuer natürlich seiner Marmorbekleidung beraubt. In gleichen Abständen zeigen sich rundbogige Nischen in der Mauer. Von den edlen Säulen, welche einst davor das Marmorgebälk trugen, stehen vor dem Wandstück zur Linken noch vier niedere Stümpfe, vor dem zur Rechten ein Bruchstück und vier mit den Kapitälern in ihrer ganzen Höhe; auf zweien davon ruht sogar

noch ein Brocken des einstigen Architravs. Zu beiden Seiten daneben Ziegelgemäuer, auf welchem hier und da noch ein Rest des einstigen Oberstocks aufsteigt.

Dieser Vordergrund, im tiefen, kräftigen Ton des alten Mauerwerks und des überwuchernden Grüns, in der Sonnenuntergangsstunde ganz im Schatten, morgens vom Sonnenlicht energisch modelliert, steht vor der ungeheuren Ferne hoch über der Tiefe, der Küste und dem Meere da unten, das sich für den Standpunkt unseres Auges nun doch wieder wie eine riesige lichtblaue, sonnige Wand bis weit über die Oberkante jenes Gemäuers hinauf zu tragen scheint. Wie in einem dunklen Rahmen zeichnen sich — von den Türwänden und Rundbogen der Scenapforten umschlossen — tief unten die Häuser, die Gärten und vielbuchtigen Linien des Ufers von Giardini mit dem blauen Meer, das gegen sie wallt. Oberhalb des Gemäuers sieht man diese Linie sich fortsetzen, weit vorspringen nach Osten in langen, flachen Spitzen und wieder in tiefen Buchten zurückfliehen, um von neuem hervorzutreten und zu fliehen in reizend launischem Wechsel fern hin bis zur Bucht von Catania und ferner zu Agosta und Syracus, deren Felsküste kaum unterscheidbar, ein lichtdustiger Streifen im Süden zwischen Himmel und Meer schimmert.

Über die Umfassungsmauern des Baues der letzten obersten Sigrreihen zur Rechten hin aber steigen nahe die steilen und überhängenden kahlen Kalkklippen des Gebirges auf; weiter zurück jene höheren, welche die Trümmer des Kastells von Taormina, und die, welche die Gebäude und Burgruinen von Mola tragen. An ihrem Fuß, in einer weiten Lücke des nach vorn hin abschließenden Gemäuers, erscheinen auf dem nahen Berge die weißen Häuser, die bräunlichen Ziegeldächer, die Kirche, die hohen, gewölbten Grundmauern, die Wein-, Öl-, Mandel- und Limonengärten Taorminas. Dann grünbedeckte, sanft hingelagerte Höhenzüge, lichte Gärten, dunkle Wälder,

drei, vier Pläne, deutlich durch den Nebeldunst ihrer Täler voneinander gesondert; und zuletzt gewaltig über sie alle hervorragend des Atnagebirges ungeheure Gestalt, der umwölkte Gipfel wie mit einer feinen Rosenglut überhaucht.

Wie sich von diesem Gipfel her die Linie seines östlichen Profils die Weite hinab allmählich zum Meere hin senkt, so grandios, majestätisch, ruhevoll, simpel in einem so einzigen Gemisch von Erhabenheit und Grazie in dem Linienzuge, das gibt dem ganzen riesigen Bilde einen Abschluß und einen Charakter der Größe, zu dem der höchsten Anmut gesellt, wie ihn, soweit ich zu vergleichen vermag, keins der gepriesensten dieser Erde besitzt.

Steigt man zu letzter Höhe des obersten Sitzkreises hinauf, so umfaßt man mit einem Blick zu diesem auch noch das Bild auf der Nordseite des Vorgebirges. Meer, Buchten, zerklüftete Höhenzüge, nackte Klippen und dunkle, bewaldete Gipfel, nahe vor uns, und eine weite Ferne, die wohl erst mit Messina abschließt, und die im lichten Dämmer liegende, im Nordosten dort gegenüber erkennbare Küste des italienischen Festlandes machen auch jene Hälfte des Rundes interessant genug. Aber eben der Atna fehlt, und so kann sich diese Schau an Pracht der südlichen Hälfte nicht vergleichen.

Ich brauche wohl kaum erst zu sagen, daß ich bis zum letzten Abendschein, der auf den Wölkchen über dem Feuerberge spät verglomm, als Meer und Land sich schon in Dämmerung hüllten, an jener wunderbaren Stelle geblieben, die ganze Wonnie eines solchen Anblickes in dieser beglückenden Stille und Einsamkeit genossen habe, und daß die erste Morgenfrühe mich wieder dort fand, um des nicht minder herrlichen, als auch gründlich veränderten Bildes nochmals froh zu werden und dem unentriinbaren Schicksal jedes Taormina besuchenden Künstlers und Dilettanten, vor dem uns alles Bewußtsein von den genugsam vorhandenen Photographien nicht schützt,

auch meinerseits zu verfallen, d. h. einen Schatten von jenem auf dem Papier zu fixieren!

Sämtliche mittelalterlichen Bauwerke und „Sehenswürdigkeiten“ der Stadt, die „Badia“ und die beiden Adelspaläste sind darüber, wie ich vorher ahnte, ungesehen geblieben und das zum Weilen verlockendste aller Quartiere, mein Balkonzimmer, nicht entfernt seinem Werte gemäß benutzt.

Denn leider ging mein Weg um 10^{1/2} Uhr morgens bereits wieder den gestrigen Kaktuspfad an den Klippen hinab dem Meere zu zum Bahnhof Giardini, um den Zug nach Messina nicht zu verfehlen. Wie schwer kam mir auch hier wieder das Scheiden an. Wird Rom im August sich mir schließlich dieser Opfer wirklich so wert erweisen? so sumimte es mir mit stillem Vorwurf noch lange durch den Sinn. Und heute, nach siebentägigem Aufenthalt in der ewigen Stadt, sage ich mir mit allem staunenden Respekt vor ihrer Größe und Herrlichkeit: Nein! und gäbe nun so gern drei Tage, in ihr verlebt, für die drei töricht geopferten Atna- und Taormina-Tage dahin. Alt wird man wohl, doch nimmer klug, und hat da, wo man im abwärts gehenden Leben gerade den dringendsten Anlaß hätte, das Gegenteil zu tun, noch immer die Torheit nicht ganz verlernt, „von der Minute abzuschlagen,“ was uns deren Gunst bietet!

Zu den eigentlich beabsichtigten biographisch-literargeschichtlichen Nachforschungen in den Gärten Giardinis, in welchem und auf welchem „Ast eines Zitronenbaumes“ Goethe an jenem Maitage gefessen, um seinen Plan der „Nauffkaa“ durchzudenken, während sein „wackerer Kniep“ oben im Theater die gebräuchlichsten „reinlichen Umrisse“ der Gegend für ihn zog, blieb mir leider keine Zeit. Punkt 11 Uhr 13 Minuten brauste der Postzug heran. Um 1 Uhr in Messina, welches seit vorgestern ebenso ohne Erdbeben wie seine Palazzata ohne Ausbesserungen geblieben zu sein schien; um 2^{1/2} Uhr an

Bord des „Etna“. Der Name des Dampfers klang mir wie böshaft ausgewählt, meinen Selbstvorwürfen immer neue Nahrung zu geben! Als anscheinend schon der letzte Passagier auf Deck gekommen war, legte noch eine große Barke mit der merkwürdigsten menschlichen Ladung bei der Schiffstreppe an. Sechs Polizeisoldaten, die scharf geladenen Büchsen im Arm, den Dreimaster in die Stirn gedrückt, ersuchten acht seltsame Gestalten, sich hinaufzubemühen, von denen je zwei immer durch eine einfache, sinnreiche, stählerne Vorrichtung mit dem Daumen der einen Hand an den des Kameraden gefesselt waren. Zwei von der Gesellschaft zu größerer Sicherheit sogar noch mit schweren, rasselnden Fesseln an den Handgelenken und Füßen. Deutlicher noch als die rote Züchtlingsjacke verrieten deren Gesichter das schlimme Konto in ihrem himmlischen Schuldbuche, von den anderen waren zwei ganz elegant gekleidet und sahen italienischen Ausgaben unserer Berliner Strizzi und Bauernfänger sprechend ähnlich. Man hätte nicht weiter auf sie geachtet, wenn ihre Abfahrt nicht Anlaß zu einer wahrhaft erschütternden Szene gewesen wäre. Noch ein Boot kam schnell heran. Ein paar greise Frauen, zwei Männer und ein junges, braunes Weib mit grünem Kopftuch stiegen an Bord. Es waren die Eltern der beiden, letzteres die Frau des einen; sie wollten noch einmal Abschied von ihnen nehmen. Wie habe ich einen wahreren, energischeren Ausdruck des bittersten Herzensjammers bei einem weiblichen Wesen beobachtet als bei dieser. Wie sie die gefesselten Daumen streichelte und küßte, dem Manne den Gurt fester schnallte, noch tausend kleine Liebesdienste zu geben versuchte, — es war so rührend in seiner Zartheit und der leidenschaftlichen Liebe, die aus allem sprach. Dann sah sie ihm, der sie mit verstellter Munterkeit zu trösten suchte, ins Gesicht, und der große Mund öffnete sich mit tief heruntergezogenen Winkeln so seltsam breit und zeigte die weißen,

fletschenden Zähne; die schwarzen Augen schienen von Tränen überschwemmt aus ihren Höhlen zu quellen. Sie schrie und lamentierte nicht, sie starrte den Mann nur an, streichelte ihm dann und wann Wangen und Hände, und ein tiefes, qualvolles Achzen rang sich aus der keuchenden Brust und dem immer offen gebliebenen Munde. Die Karabinierie mußten schließlich Hand anlegen, um die Unglückliche zu entfernen, als der Dampfer sich bereits immer unruhiger zu bewegen begann. Unten in der Barke versank sie bald, das Gesicht auf den Knien, in stumpfes Brüten. — Ich suchte vergebens zu erfahren, warum man Verbrecher oder Angeklagte der Art noch erst nach Neapel transportiere. Die Sträflinge, hörte ich nur, würden in die Festung Gaeta übersiedelt.

Messinas Zitadelle, Küste, Hafen, Uferberge wichen schnell zurück. Die hochgehenden Wellen der Meerenge faßten das Boot und schüttelten es, wie schon erwähnt, gründlich zusammen. Über dem völlig schwarzblau gewordenen Meere wölbte sich an jenem Tage der Abendhimmel, vom glühenden Sonnenuntergange vergoldet, in unbeschreiblicher Pracht. Vor der lange nachleuchtenden Glut im Westen standen uns nun zur Linken die Liparischen Inseln wie einzeln verstreute, tiefdunkle Felsbrocken; der direkt, scheinbar ohne jedes flachere Vorland, vom Meer aus aufsteigende finstere Kegel des qualmenden Stromboli als letzter der Reihe.

Gegen Mitternacht, im Licht der Sterne, sah ich ringsum nur noch Himmel und Meer. Auf einer großen, bequemen Laurolle hinter dem Steuerrade gelagert, in jenem für den, welchen es eben nicht krank macht, unsäglich wohligen Behagen, das der Tanz des hoch hinauf geschleuderten und wieder zur Tiefe niedersinkenden Bootes erzeugt, genoß ich mit doppelter Lust des wundervollsten Anblickes. Hinter dem Schiff zog, sichtbar, soweit das Auge trug, die breite,

immer erneute, von dem Gischt und Schaum des hinter ihm zusammenstürzenden Wassers milchweiß gefärbte und somit scharf von dem dunklen Meer abgegrenzte Straße des Kielwassers, in jedem Augenblick durchsprüht von den hell phosphoreszierenden Funkenchwärmen und kreisenden Sternen des schönsten Meerleuchtens. Da der Kurs des Dampfers aber ziemlich genau der Richtung der Milchstraße über mir entsprechend gegen Nordwest hin ging, so sah diese über die ganze Weite der See hingezogene, sternfunkelnde, milchweiße Schaumgasse nicht anders aus, als ob sie nur ein bewegtes Spiegelbild jener ungeheuren, flimmernden, weißlichen Sternbrücke selbst wäre, die sich da oben hoch über die schwarze Tiefe von einer Seite des Wasserkreises zur anderen wölbte.

Der erste Dämmerchein des Morgens zeigte bereits deutlich erkennbar die zackigen Höhenzüge des Basilikats zur Rechten. Kaum war die riesige Scheibe der Sonne glutrot über den südlichen Fortsetzungen des Sant Angelo aufgestiegen, so sahen wir Kap Minerva und die wohlbekanntere Form von Capris Felseninsel sich aus dem Duft und Dunst der Ferne lösen.

Glatt ging es über die beruhigte, weich wallende See und durch die Meerenge zwischen beiden dahin, die dennoch immer breit genug ist, um, wie es mir zwei Wochen früher einmal erging, bei einer Überfahrt in der kleinen Segelbarke, welche die Post von Capri nach Salerno trägt, auf wildtösenden Wellen, vom Sturm und Gewitter erfaßt, uns die zwei Stunden Dauer, die sie erfordert, außerordentlich lang erscheinen zu lassen.

Nicht ohne ein Lächeln der Rührung kann man heute, so sicher und bequem an diesen starren Klippen vorbeistuernd, oder an ihrer großen Marina anlegend, jener so dramatisch geschilderten Nöte gedenken, mit welchen dies lebenswürdigste unter den Eilanden damals Goethe und seine Leidensgenossen

nahe dem Schluß der langen, qualvollen Rückfahrt von Messina nach Neapel bedrohte, als bei völliger Windstille die Strömung das mit Menschen überfüllte, schlecht regierte Segelfahrzeug unwiderstehlich an diese Felsenriffe herantrieb und in jedem Moment mit daran zu zerschmettern drohte. Sein Benehmen inmitten dieser Katastrophe, die noch im letzten Augenblick durch ersichtliche Vermittlung der Madonna abgewendet wurde, erscheint so klug, so mannhaft imposant. Aber wie klingt uns heute die Bemerkung von den „Ziegenhirten“, die er von jenen Uferfelsen herab dem fast schon scheiternden Schiff höhnisch zurufen und die er jubeln hört und sieht über den guten Fang, welchen ihnen das Meer mit dessen Trümmern an ihre unwirtliche Felsenküste zu schleudern verspreche! Weiter nichts als eine solche, die Schiffe mit Untergang bedrohende Klippe war ihm und seinen Zeitgenossen unser Capri, das heutige Paradies der Maler und Poeten, das holdbeste, traueste, stillste und gastlichste Asyl, das noch irgendwo in der nüchternen, lärmenden Welt für diese und ihresgleichen, für glückliche und glückdürstige Gemüther, von des Meeres saphirnem Ring umschlossen und gehütet, bewahrt und erhalten blieb, das Capri Kopischs, Scheffels und Hammons, „Capri, das Paganosche“! Es sind ganz andere Gesichter wie die von schadenfrohen, habgierigen, wilden Ziegenhirten, die heute, ihrer Beute gewiß, auf der Höhe seiner Klippen lachen, wenn Rad, Schraube und Strömung wieder ein Fahrzeug zu deren Fuß hinführen. Und mancher strandete noch hoch oben zwischen den Weinbergen und Olivengärten, dessen Boot heil und ganz unten an der Marina anlegte. Französische und deutsche Maler haben es erfahren!

Neapel schien sein Festkleid angelegt zu haben, so lachend, so sonnenhell, so farben glühend lag es da vor mir im Morgenglanz, im Mittelpunkt seiner Bucht des schönsten

eins der Kunstwerke des großen Meisters und Schöpfers, das ihm je gelungen ist.

Und davon muß nun doch der letzte, der unwiderruflich allerletzte Abschied genommen werden! Noch einmal überläßt man sich am Tage dem Strom des brausenden Lebens in Toledo, steigt die Vicos hinan, schlürft die Auster am Holztisch des Händlers in Santa Lucia, eilt zum Pofilipp, sieht des Abendpurpurs Widerschein auf dem Aschenfegeln glühen, den Rosenhauch, der sich über Capri, Kap Minerva, San Angelo und Sorrent breitete, allmählich zum kühlen Blau verblässen; wirft sich noch einmal in die erfrischende Salzflut, die uns so schmeichlerisch die heißen Glieder umspült; sitzt noch die letzte Stunde im „Paviglone“, dort am Meer, den dunklen Besuw und die dunkle See vor sich; hört der wandernden Troubadours tremolierende Stimmen zum tausendstenmal das „della madama Angot sono la figlia, sono la figlia“ zum Zitherklang in den Abend hinauswimmern; weicht den letzten Tropfen der letzten Flasche des weißen, würzigen Capriweines den guten Göttern dieser Stadt der Städte. Dann hinein in die Carozzella und den Hafenuai entlang zur Piazza Mercato, auf welcher einst des armen Konradin und später des wilden Masaniello Haupt unter dem Henkerbeil fiel, und weiter zum Bahnhofe. Um 10 Uhr geht der treno diretto nach Rom ab. Auf die Kissen des Coupés hingestreckt, ziehen wir im Halbschlaf noch einmal in sonderbar phantastischer Verzerrung und Verkettung die Bilder dieser Wochen an dem inneren Auge vorüber . . .

Zum erstenmal spürte ich nach einigen nächtlichen Fahrstunden durch die offenen Fenster eine sehr merkbare Kühle einströmen. Ich hatte die Vorstellung derartiger Temperaturwechsel bereits völlig vergessen gehabt in den letzten Zeiten! Im Morgengrauen zeigen sich farblos matt dunkel vor dem hellen Himmel edle, bedeutende Bergformen zur Rechten vor

mir. Dichte, weiße Nebelwolken schweben in langen Streifen über weiten, sumpfigen Ebenen. Die Morgenröthe gewinnt durch diese trüben Medien „die herrlichste Purpurwonne“. Schon ist die Fahrstraße jenen Bergen nahegekommen; dichtbelaubte, malerische Wäldchen, Ausläufer der Gehölze, die jene Hänge bedecken, drängen sich bis nahe an die Bahn heran. Die schönsten Stationsnamen hört man die Schaffner rufen; jeder Name ruft eine ganze Flut bedeutender Erinnerungen, lockender Vorstellungen wach: Segni, Belletri, Civita Lavinia, Albano! Von der Morgensonne getroffen, heben sich aus der öden, fahlbräunlichen, weiten Ebene zur Linken und gerade vor uns überallhin verstreut bald in langen, ununterbrochenen Bogenreihen, bald in einzelnen, trümmerhaften, alterstbraunen Fragmenten, wie Burgruinen, die Wasserleitungen der Campagna, alle wie dem einen Punkt zustrebende Linien dorthin gerichtet, wo aus dem Dunst hoch über Kuppeln, Thürmen, Dächern der Siebenhügelstadt, im Morgenstrahl erstrahlend, majestätisch die Riesenkuppel von San Pietro aufsteigt.

„Roma!“ klingt es durch die gewölbte Glashalle des Bahnhofes. Draußen davor ein staubiger, vernachlässigter Platz, drüben eingefaßt von den kolossalen, braunen Ruinenmassen, Mauern, Nischen, Wölbungen der Thermen des Diokletian. Rasch rollt der Ziaker daran vorüber, dann über eine Höhe, wo vor einer Palastfront neben ihrem Obelisk die beiden von den Jahrtausenden schwarzgrau gefärbten Kolosse der Pferdehändler Wacht halten, den Monte cavallo; jenes der Palast des neuen Königs von Rom, der Quirinal, von dessen Terrasse aus er weit drüben seinem unverföhnlichen geistlichen Machtgenossen direkt in die Fenster des hochragenden Vatikans hineinblicken kann. Dann ein Labyrinth winfliger, enger Gassen; hier und da zwischen sehr gewöhnlichen Häusern und schmutzigen, verräucherten Hütten ein Paar geschwätzte, edle, korinthische Säulen mit Gebälk; in jedem Winkel, in

jedes Gäßchens Front eine Kirchenfassade im Jesuitenstil, kleine und wieder riesengroße; Glockengeläut und Gebimmel in der blauen Luft, Stille und wenig Leben in den doch längst erwachten Gassen. Das waren die ersten Eindrücke von Rom.

Ich habe seitdem des Gewaltigsten ein überreiches Maß empfangen. Aber trotzdem hat mir das Wort Goethes auch heute noch nichts von seiner genau treffenden Wahrheit verloren: Gegen Neapel „kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplaziertes Kloster vor“.





V.

Zwei Wochen Urlaub.

(1891.)



„Lieber Doktor, teuerster Freund, ich muß Sie um Rat fragen! — Seit einiger Zeit werde ich, wenn ich etwa zehn Stunden gearbeitet habe, ja auch schon nach einem Normalarbeitstage von acht Stunden, von einem dumpfen, heftigen Kopfschmerz und Ohrensausen befallen. Wie eine schwere, drückende Kappe legt es sich mir über den Schädel. Phenazitin, Chinin und alle die anderen =ins wollen nicht mehr helfen. Ich fürchte, ich werde noch auf meine alten Tage ‚modern‘ und bekomme ‚Nerven‘. Oder beginnt gar schon der Gehirnschwund bei mir? Sind es Anzeichen, daß ich bald abgewirtschaftet habe und mein bescheidenes Kapital von Denk- und Arbeitskraft auf die Reize geht?“

„Nein,“ tröstet mich mein trefflicher Nikias, indem er mir mit den schönen, großen, dunklen, tiefen Augen prüfend ins Gesicht blickt, „das wollen wir nicht fürchten. — Setzen Sie sich hier nieder und sehen Sie auf meinen Zeigefinger, den ich Ihnen vorhalte. Folgen Sie ihm mit den Augen, wenn ich ihn zur Seite bewege . . . So . . . gut; und jetzt nach oben . . . gut. Lassen Sie mich mal den Puls fühlen . . . gut. Und nun noch in die Nase sehen . . . halten Sie still . . . so . . . es dauert nur eine Sekunde . . . ich bin

gleich fertig . . . Mein lieber Freund, Sie können ganz ruhig sein! Das Zentralorgan ist noch in Ordnung. Diese Art von Kopfschmerzen hat nichts damit zu schaffen. Aber freilich, Sie müssen etwas dagegen tun. Nichts einnehmen. Nur eine zeitlang nichts tun, ausspannen, viel in freier Luft leben, weite, tägliche Spaziergänge machen. Lassen Sie sich Urlaub geben und reisen Sie. Der 1. Mai ist nahe und damit auch die große Kunstausstellung. Da werden Sie wieder gehörig ins Geschirr gehen müssen. Also versäumen Sie keinen Tag mehr. Frischen Sie sich auf. Reisen Sie lieber heute als morgen.“

Recht mochte er schon haben. Daß sein Rat gut und verständig, das empfohlene Radikalmittel gegen jene Art von Kopfschmerzen das beste und wirksamste sei, konnte ich mir selbst sagen. — Aber wohin soll man reisen bei dem heillosen, unnatürlichen Frühlingswetter, von dem wir damals überall im lieben Vaterlande heimgesucht wurden? Doch muß es denn auch gerade innerhalb dieses lieben Vaterlandes gereift sein? Die Welt ist groß und ist — gepriesen sei dafür unsere Zeit und das Schicksal, das unser Leben gerade in sie fallen ließ! — doch auch wieder so klein, jede schönste Ferne so nahe, so rasch und bequem erreichbar geworden, daß man sich seine Reiseziele, auch wenn man nicht mehr als 2—2 $\frac{1}{2}$ Wochen zur Verfügung hat, weit jenseits der Grenzen des Reiches in Gegenden wählen darf, deren Lage und Breitengradzahl uns mit einiger Sicherheit hoffen lassen, einen Frühling in ihnen zu finden, der diesem schönen Namen besser entspricht und Ehre macht als unser damaliger deutscher Lenz.

Also nach dem Süden und am besten gleich direkt nach Rom. Mein lieber, alter Freund M. Meurer hatte mir ja noch bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin so viel von der Herrlichkeit gerade des ersten Frühlings in Rom und seinen

Umgebungen erzählt, die ich nur im Hochsommer und Herbst kennen gelernt hatte und mich so dringend aufgefordert, ihn dort endlich einmal zu besuchen und seine gewohnten weiten Fußwanderungen durch die römische Landschaft mitzumachen. In besserer und angenehmerer Weise hätte ich ja das Mittel gegen Kopfschmerzen, das mir mein Arzt verschrieben hatte, gar nicht bereiten und anwenden und zugleich die mir vergönnten freien Frühlingstage unmöglich gründlicher genießen können als dort und so.

Nach noch viel kürzerem Bedenken als dem braven Möros von Dionys dem Tyrannen der dreitägige Urlaub bis zum Tage seiner Kreuzigung, wurde mir der nachgesuchte vierzehn- bis sechzehntägige, bis zum Vorabend der feierlichen Eröffnung der großen, internationalen Kunstausstellung freundlichst bewilligt. — Wenn ich, einschließlich eines 24 stündigen Aufenthaltes in München auf der Hinfahrt, ungefähr fünf Tage auf die Hin- und die Rückreise nach Rom rechnete — so sagte ich mir — blieben mir ja noch volle 9—11 Tage zu „römischen Schlendern“, eine halbe Ewigkeit! Und noch dazu Tage, in denen ich nichts zu schreiben, nichts zu tun brauchte, sogar nichts tun durfte, nichts als wandern, schauen, plaudern, roten Chianti und goldfarbigen Genzano trinken, römische Frühlingsluft und Sonnenschein mit allen Poren in mich einzusaugen. Elf Tage! Die reichten ja allenfalls selbst noch dazu aus, daß ich zwischen die römischen noch einige an dem geliebten Golf von Neapel, ja auf Capri oder Ischia zu verlebende einschoben und so auch diese alte, nie versiegende Sehnsucht noch einmal vor meiner letzten großen Fahrt ins angeblich bessere Jenseits befriedigen konnte. — Und solches bei mir sinnend, ging ich an dem Tage, an dessen Abend ich abzureisen gedachte, dem 11. April, aus, um noch einige notwendige Besorgungen zu machen. — Dieser Weg führte mich mit meinem verehrten alten Freunde Karl Stangen zu-

sammen. Ich teilte ihm meine Reiseabsicht und meinen sehr einfachen Plan mit.

„Schade ist es doch,“ erwiderte er, „daß Sie noch immer nicht meine große Orienttour mitgemacht haben, wie sie nun wieder Anfang März unter meines Sohnes Leitung angetreten wurde! Aber es läßt sich ja nicht machen. Wir hätten nicht vor dem 10. oder 15. Mai zurück sein können, und ich weiß wohl, das wäre zu spät für Sie gewesen . . . Schade ist's auch, daß Sie jetzt nicht noch eine Woche oder zwei länger Zeit haben. Dann hätte ich Ihnen eine andere schöne Tour vorgeschlagen. Drei Wochen hätten allenfalls dafür ausgereicht . . . Aber wissen Sie was? Sie nehmen hier gleich bei mir in aller Bequemlichkeit ein Billetbuch. Sie brauchen es ja nur bis Rom oder Neapel zu benutzen und können mir die übrigen Billets, wenn Sie von da direkt nach Hause müssen, zurückgeben. Wünschen wollte ich Ihnen freilich, Sie ließen sich verführen und richteten sich so ein, daß Sie noch nach Korfu können. Es ist — nun, Sie haben's ja selbst erfahren, damals, wo Sie nach Olympia gingen — gerade jetzt da so ganz wunderbar schön wie nirgends sonst, auch in Italien nicht —.“

Ich mußte herzlich lachen. „Aber liebster Stangen, wo denken Sie hin. Wie sollt' ich das fertig bringen? Vergessen Sie doch nicht, daß ich spätestens am 29. oder 30. in Berlin sein muß.“

„Gewiß, es wird sich kaum tun lassen; aber Sie sind ja auch zu nichts gezwungen und verpflichtet. Und nun wünsche ich Ihnen die glücklichste Reise, gut Wetter, viel Vergnügen und gute Wirkung. — Aber im nächsten Jahre müssen Sie doch noch einmal mit uns nach Ägypten, Jerusalem und Damaskus. Sie werden Ihre Freude daran haben.“

Mit einem Stangenschen Rundreisebüchcheln und guten Wünschen ausgerüstet, fuhr ich am Abend des 11. April in

einem behaglich eingerichteten Coupé, an dem eine weiße Tafel mit den Worten „Berlin—Rom“ befestigt ist, vom Anhaltischen Bahnhof ab. — Als eine wahre Wohltat empfand man die noch nicht aufgegebene winterliche Heizung der Wagen; draußen wehte ein schneidend kalter Wind. Im ersten Morgenschimmer zeigten sich nicht nur die Berge mit Schnee bedeckt, auch die Täler und Ebenen waren damit gepudert, und auf den Fichtenzweigen lagerte die weiße Decke stellenweise kaum weniger stark als zur Weihnachtszeit.

Von meinen Betrachtungen dieser merkwürdigen Frühlingslandschaft, meinen Träumen und meiner Lektüre lenkte mich kein einziger Coupégenosse ab. Kein einziger Berliner oder Leipziger hatte sich heute anscheinend veranlaßt gefühlt, nach Rom zu pilgern. — Über München leuchtete die kalte Helligkeit eines klaren Wintertages, dessen Sonne nur Licht und keine Wärme zu verbreiten vermag. Aber ich kenne in Isarathen einige traute Nester ebenso vieler glücklicher Menschenpaare, wo man immer sicher sein darf, die rechte, herzerquickende Wärme zu finden, die von dem ganzen Wesen und Bezeigen der Begründer und Bewohner ausgeht und den bei ihnen eintretenden Freund wohligh umfängt. Sie alle zu besuchen, dazu reichen die Stunden eines einzigen Rasttages freilich nicht aus. Aber wenigstens an dreien der mir liebsten und teuersten möchte ich nicht vorübergehen, ohne anzuklopfen. Als ich aber bei ihnen anklopfte, wurde mir von jedem der Freunde so freundlich aufgetan wie noch bei jedem früheren Besuch, und das herzlichste Willkommen begrüßte den Berliner Gast. Bei jedem einige Stunden verweilend, verbrachte ich den winterlichen Aprilsonntag in München. Lange nach Mitternacht konnte ich mit dem Bewußtsein zur Ruhe gehen, daß es kaum möglich gewesen wäre, ihn besser, vergnügter und befriedigender zu verwenden.

Am nächsten Vormittag gegen 11 Uhr saß ich wieder im

Coupé „Berlin—Rom“, das dem vorgestern Nacht von mir bewohnt gewesenem wie ein Ei dem anderen glich. Die „gabefeligen“ Hände einer lieben Freundin reichten mir noch ein ganzes Proviantmagazin schätzenswerter, genießbarer Dinge durchs Waggonfenster herein, genügend, um mich bis Rom und am ersten Tage meines römischen Aufenthaltes jeder Sorge um Speise und Trank zu entheben. Ein letztes Grüßen, und fort ging es auf dem so oft und immer gleich gern und freudig befahrenen Wege dem oberbayerischen Gebirge und den Tiroler Alpen entgegen.

Die paar Breitengrade südlicher hatten keinen bemerkenswerten Unterschied oder Vorsprung in der Entwicklung der Vegetation gegen die der nord- und mitteldeutschen bewirkt. Laubfahl und noch blütenlos standen die Wald- und Frucht-bäume im Tal und an den Berghängen, die bis tief hinab mit Schnee bedeckt waren. Nicht einmal der Wiesenboden hatte sich mit frischem Grün überzogen. Die Bäche und Wasserfälle eilten und stürzten in mageren, dünnen Rinne zu Tal; noch speiste sie kein frisch geschmolzener Schnee. Und dennoch — diese Gegenden, die Namen der Stationen schon, üben auch bei solchem Aussehen dieser Höhen und Täler wieder den alten Zauber auf die norddeutsche Seele. Tausend liebe, unauslöschliche Erinnerungen, die für immer daran für mich geknüpft sind, dringen bei diesem Wiedersehen auf mich ein und bewegen mir bis ins Tiefste die Brust.

In diese wehmütig frohen Stimmungen klingt wie ein häßlicher Mißton der Anblick, der sich mir im Bahnhof von Jenbach zeigt: ein zum Abgehen bereiter Zug der neuen Bahnlinie „Jenbach—Nehensee“. Auch dies Stück heimlicher, seitab der großen Straße verborgen liegender Landschaftspoesie, dies ganze reizende Idyll an dem stillen, von Wiesen, Wald und Felsenkolossen umschlossenen, türkisblauen Bergsee ist nun für immer zerstört und seines eigensten Zaubers

beraubt, erobert für den großen Touristenstrom, den Hotelwirt, den befrachten Kellner, den fauchenden Dampfer und all den Greuel, der im Gefolge des ersten Eisenbahnzuges unabweislich heranrückt.

Vorüber! und weiter an der Tratzburg, an Hall, Schloß Amras, Innsbruck vorbei und auf viel gewundenen Wegen hinauf zum Brennerpaß. Der Himmel hat sich wieder trübe umflort. Finster und monoton liegt die wilde, rauhe Gebirgswelt ohne einen Sonnenblick und ohne einen Fleck lachendes, junges Grün rings um mich da: grauer, zerklüfteter, schneegekrönter Fels, schwarzgrüne Tannen, grau-rosige Lärchen dazwischen, und der weiß strömende Bergstrom im Grunde der Klüfte zur Seite des Weges. Endlich jenseits, bei Franzensfeste und Brixen, das erste schüchterne Wiesengrün hier und da; die ersten weißen Blütenbläume. Dafür aber plätschert nun auch wieder der Regen mit voller Kraft herunter, klatscht gegen die Scheiben, und bald ist zudem auch in Abenddämmerung und nächtlicher Finsternis Nähe und Ferne draußen meinen Augen verschwunden, während mir drinnen eine in Bozen in mein Coupé einbrechende Invasion von Mitreisenden leider nur zu viel des Neuen zu sehen gibt. Aber Nachtdunkel und der tiefe, feste, süße Eisenbahnschlaf lassen alle und alles bald für mich in Nichts verschwimmen. In Ma, der italienischen Grenzstation, wird man durch den mehr als halbstündigen Aufenthalt, die Gepäckrevision und Billetabstempelung wieder aus der Traumwelt in die Wirklichkeit zurückgerufen. Kaum aber wieder in der alten Wagenecke, sinke ich in den unterbrochen gewesenen Schlaf zurück.

Das Bild eines großen, hell erleuchteten Bahnhofes und der Name „Verona“, später das eines noch größeren, noch helleren und belebteren und der Ruf „Bologna“ mischen sich in die Bilder und Klänge des Traumes. Erst in der Morgendämmerung erwachte ich völlig. Draußen sausen Bäume

und Gebüſche mit regentriefenden, friſchen Laubmaſſen am Wagenfenſter vorüber. In raſendem Tempo ſtürmt der Eilzug bergab. In der beginnenden Helligkeit ſehe ich mit weißen und roſigen Blüten bedeckte Frucht bäume und friſches, helles Grün des Laubes der Gärten, der Äcker und Felder ringsum und weiß ſchimmernde Häuſchen dazwiſchen geſäet.

Die Morgenröte wirft ihren warmen Abglanz über Dompfuppel, Glockenturm und die gedrängten Häuſermaſſen einer Stadt. Durch ihre Bahnhofshalle erdröhnt der vielſtimmige Ruf: „Pistoja!“ und bald auch ſchon wieder das „pronto!“ und das langgezogene „partenzaaaa!“ der italieniſchen Schaffner, und weiter brauſt der Zug in das lachende Arnotal hinein. Die aus dem Gewölk über den blauen Bergen im Oſten hervorbrechende Sonne ergießt Ströme goldigen Lichts über all die im reichſten Schmuck des jungen Frühlings prangende, lachende Welt, über dies blühende Gartenparadies, über die vom Morgenduft umwobenen Gebirgshänge und Gipfel mit ihren Willen, Vignen, Klöſtern, Kirchen. Und hoch aus dem Meer von goldigem, zartem Grün, Blütenweiß, ſchwärzlichen Pinienſchirmen und ſchlanken Zypreſſen ragt die gewaltige Kuppel ſamt dem Marmor-Campanile von Santa Maria del Fiore und der trotzige, zinnengekrönte Turm des Palazzo Vecchio von Firenze la bella in die blaue, lichtgetränkte Morgenluft auf.

Groß war die Verſuchung, hier in Florenz Halt zu machen und auszuſteigen, um die ganze Herrlichkeit des jungen Frühlings in der Blumenſtadt zu genießen. Aber die Erwägung, wie kurz die mir zugemeſſene Zeit ſei, hielt mich zurück und ließ mich ohne andere Unterbrechung als den fahrplanmäßigen Aufenthalt im Bahnhof von Florenz, weiter meinem vorläufigen Ziel, Rom, entgegenfahren. Ein wundervoller Weg, auch dieſe Schienenſtraße, auf welcher der Schnellzug von Florenz aus dahinrollte. Es war nicht der früher

wiederholt von mir eingeschlagene über Siena und Orvieto, sondern der noch näher der Apenninenkette über Arezzo, Perugia, Assisi, Foligno und Terni führende.

Das Arnotal, in welchem er anfangs dahingeht, prangt in der lieblichsten, reichsten Anmut. Von ihm steigt die Straße, sich dem Gebirge nähernd, immer mehr und mehr aufwärts. Wiederholt verschlingt die Nacht langer Tunnel jeden Ausblick in die Berglandschaft. Arezzo in seiner fruchtbaren Hochebene ist erreicht. Längs eines Höhenzuges, welcher das Arnotal von dem des Chiana und des Tiber scheidet, geht es weiter gegen Süden. Von den Gipfeln steil aufragender Berge herab grüßen alte, malerische Festen und Städtchen, wie dort Castelfiorentino und dort Cortona. — Hier zur Seite der Schienenstraße glänzt schon der weite, glatte Wasserpiegel des Trasimenischen Sees, an dessen Ufern vor 21 Jahrhunderten die Heeresmacht Roms in der furchtbaren Schlacht gegen den großen karthagischen Gegner zerschellte.

Aus der silbern schimmernden Fläche steigt die drüben weit in sie vortretende Berglandzunge auf, die von dem Felsenest Castiglione del Lago gekrönt wird. Ein entzückendes Landschaftsbild. Aber — vorüber. Vorüber auch an der felsigen Höhe, welche das mit so vielen Wunderwerken edelster Kunst und Denkmälern aus antifrömischer Zeit und aus den Jahrhunderten der Renaissance gefüllte und geschmückte, herrliche Perugia weitschauend über die Lande trägt, das mich mächtig zum Besuchen und Verweilen lockt. Und ebenso auch vorüber ohne Aufenthalt an dem nicht minder denkmals- und schönheitsreichen Assisi dort auf dem Bergplateau, dessen schroffer Hang durch die kühnen Bogenstellungen des übereinander aufgetürmten kolossalen Franziskus-Domes maskiert wird; an Spello, Foligno, dem alten Spoleto, an Terni mit seinen Wasserfällen. Schon donnert der Zug über

die Bitterbrücke des Tiber. Schon zeigt sich vor der lichtgetränkten Luft die wohlbekannte charakteristische Silhouette des Monte Soracte, noch tief hinab mit Schnee bedeckt, wie alle Gipfel des Albaner und Sabiner Gebirges. Schon tut sich die weite Ebene der Campagna vor mir auf, hier und da von dem altersbraunen Gemäuer antiker Wasserleitungen durchzogen. Am Horizont wird Michel Angelos gewaltige Kuppel von St. Pietro sichtbar. Die gelbliche Flut des vielgewundenen Tiber, auf dessen linkem Ufer nun wieder der Zug dahinstürmt, blizt hier und da zwischen den mit zartem Grün bekleideten Hügelu auf.

Der architektonische Greuel der neuen Stadtteile Roms mit ihren langen Reihen hoher, gleichmäßiger, schmucklos nüchternen, schäbiger Mietskasernen erdrückt fast die einen Wald riesiger Statuen auf ihrer Dachkante tragende Fassade des Lateran, die, dort über die alte Stadtmauer ragend, ganz von jenen traurigen, widerwärtigen, die einstige Schönheit Roms für immer zerstörenden modernen Spekulationsbauten umdrängt wird.

Mittags 12¹/₂ Uhr läuft der Zug in die Halle des Zentralbahnhofes nahe den Diocletians-Thermen ein.

Nicht vergebens schaue ich nach dem lieben Gesicht des alten Freundes im Gedränge der den Zug auf dem Perron Erwartenden aus. Da ist er und da halten wir einander auch schon in den Armen, innig froh des Wiedersehens. Unsere Freude wird noch dadurch verdoppelt, daß es, was wir so lange gewünscht und kaum noch erhofft gehabt hatten, ein Wiedersehen hier in dem geliebten Rom ist.

Hier schöne, reich erfüllte, unvergeßliche Frühlingstage verlebte ich mit dem Freunde, in dessen täglicher, fast stündlicher Gesellschaft die Stadt und die Umgegend in allen Richtungen, die Campagna bis zur Villa des Hadrian am Fuß der Höhen von Tivoli durchwandernd. Die neue, groß-

artige Anlage der „Passeggiata“ auf dem Janiculus, welche so herrliche Ausblicke über Rom und den Borgo bietet, — Anlagen, deren Vollendung damals durch das unheilbare römische Finanzelend unmöglich gemacht schien, lernte ich zum erstenmal kennen und in ihnen diejenige moderne Neuschöpfung im alten Rom, die, im Gegensatz zu den meisten anderen, oft wahrhaft empörenden und tief zu beklagenden, fast nur Bewunderung verdient und Freude bereitet. Unter meines, seit Jahrzehnten in Rom eingelebten, Freundes Führung wurde manche heimlich trauliche, seitab von den großen Straßen vor den Thoren weltverborgen gelegene Osteria aufgesucht, in der noch alles so echt römisch und von der modernen, nivellierenden Kultur unbeeinträchtigt geblieben ist wie vor fünfzig Jahren, und wo noch ebenso der echte und unverfälschte, goldige und purpurne Saft der römischen Trauben den Wanderer erquickt und flüssige Blut durch seine Adern rinnen läßt. — Welche heiteren, glücklichen Stunden im deutschen Künstlerverein, in den Meurer mich eingeführt hatte; in seiner eigenen Werkstatt und Wohnung, in der eine durch Geist, Phantasie und alle Künste gewürzte Abendgesellschaft die Blume der römisch-deutschen Kolonie, der Künstlerschaft und ihre Damen vereinigte; in den Kirchen, in den Sammlungen und Museen des Vatikans und des Kapitols; in den wohlbekanntesten und immer mit gleich frohem und andachtsvollem Schauer betretenen Räumen der Stanzien, der Loggien, der Sixtinischen Kapelle; in der Trümmerwelt des Forum romanum, im Coliseo, auf dem Monte Pincio, in einzelnen noch geretteten Villen und Parks; vor den neueren Funden aus römischem Boden, den herrlichen Meisterwerken plastischer Kunst, welche in dem Städtischen Museum in den Thermen des Diocletian ihre Aufstellung gefunden hatten. Man kann, wenn man nicht mehr Neuling ist und weiß, worauf es ankommt und was man will, selbst in einer Schatzkammer der

Kunst von so ungeheuerem Reichtum wie Rom in verhältnißmäßig kurzer Zeit außerordentlich viel sehen und genießen. Der Jammer um so manches heillos und für immer durch die neuen Anlagen von Straßen und Stadtvierteln zerstörte Alte wird doch auch jetzt noch immer kompensiert durch die hohe Freude an so vielen noch unverfälscht und ungeschädigt erhalten gebliebenen Resten aus der großen Vergangenheit Roms.

Das schönste, nur dann und wann durch Regenstunden unterbrochene Frühlingswetter begünstigte alle meine Wanderungen. Die Vorschriften meines ärztlichen Freundes in Berlin wurden streng befolgt, und sein angenehmes Rezept bewährte sich vortrefflich an mir. Aber bei all der Wonne, welche mir diese römischen Schlendertage gewährten, wollte eine Sehnsucht in meinem Herzen dennoch durch sie nicht ausgelöscht werden: die Sehnsucht nach dem südlichen Meer im Frühlingsglanz und nach der schönen Insel des Tiberius in der blauen Flut des Golfs von Neapel. Vergebens redete mir mein Freund zu, ihn auf einer Fußwanderung, die er demnächst mit seinen Schülern durch das wenig bekannte und so unvergleichlich reizvolle etrusische Land anzutreten gedachte, zu begleiten. Vergebens versicherte er: „Da wirst du viel dir ganz neues Schöne sehen und es viel ungestörter genießen können, als in dem leidigen, deutsch verfeuchten Capri, das kaum noch etwas anderes ist, als ein in den Golf von Neapel verpflanztes Berliner Heringsdorf, wo vor allem dich vom Moment deiner Ankunft an hundert deutsche Malweiber gleich hinten und vorn packen und nicht wieder locker lassen.“ Ich blieb fest und taub für seine Vorstellungen. Am 14. Mittags war ich in Rom eingetroffen. Am 18. nahmen wir unseren gemeinsamen Abschiedstrunk und ich saß Nachmittags bereits wieder im Coupé des dichtgefüllten Schnellzuges, der mich, auf meinen Sitz eingepreßt zwischen zwei Engländerinnen vom

echtesten Nationalgepräge in Aussehen und Benehmen, nach Neapel brachte. Der Himmel lag so trübselig und verhangen über dem glücklichen Campanien, wie nur der heimische über den Ebenen und Kiefernwäldern der Mark, als ich vor acht Tagen Berlin verließ. Die Wolken hingen schwer über dem Gipfel des Vesuv und des Somma hinein. Die Rauchwolke aus dem Krater wälzte sich, statt himmelan zu steigen, am Aschenkegel niederwärts. Grau wie die Ostsee lag die sonst so blaue Flut des Golfs von dem Ringe der baumreichen Höhen und der Stadt vom Posilipp bis zum Kap Minerva vor mir da. Das war Neapel nicht mehr, das ich einst trauernd verließ. Und wie vieles zeigte sich verwandelt im Aussehen der Stadt und vor allem in ihren längs des Meeres gelegenen Quartieren! Wahrscheinlich zum Nutzen und Heil für die Bevölkerung, sicher aber zum Jammer für jedes künstlerisch geartete und geschulte Auge und Empfinden verschwindet mehr und mehr, besonders am Golfufer, das einst hier so überreiche Malerische in der Architektur wie in den Lebensarten der Menschen. Durch neue Wasserbauten sah ich die Santa Lucia ihrer alten, unvergleichlichen Eigentümlichkeit zum großen Teil beraubt. Die Via Parthenope am Uferquai mit ihren monotonen Hotelpalästen ist von tödlicher Langweiligkeit und Nüchternheit. Jenes ganze köstliche und charakteristische neapolitanische Volkstreiben der Golfstädter am Strande bis nahe zum Posilipp ist durch die steilen Granitböschungen, gegen welche nun das Meer machtlos knirschend brandet, das sonst über den flachen Strand hinschwappte und durch die breiten, festen, mit Steinbalustraden eingefassten Quais über jenen Bollwerken unmöglich geworden und lebt nur noch in Bildern aus vergangenen Tagen fort. Von Stunde zu Stunde fühlte ich meinen anfänglichen Wunsch, in Neapel oder Capri einige Tage zu verweilen, mehr und mehr ermatten und erlöschen. — Auch die von mir dem

Freunde eröffnete Aussicht auf das, was mich auf dem schönen Felsenest erwartete, trug wohl mit dazu bei. Für diese Nacht kam ich noch zu keinem bestimmten Entschluß. Ihren größten Teil verbrachte ich wandelnd und sitzend am Quai träumend und im Anblick des vom durchbrechenden Monde mit wunderbarem Silberglanz überstreuten Meeres zu, vom lauen Südwinde milde umfächelt. Am nächsten Morgen, einem Sonntag und heißen, lichten Frühlingstage, durchstreifte ich noch einmal die Stadt nach allen Seiten hin. Ich machte gut patriotisch der ruhmvollen Schöpfung deutschen Geistes und selbstlosen wissenschaftlichen Forschereifers, der zoologischen Station und dem Aquarium an der Villa Reale, meinen pflichtschuldigen und im hohen Grade lohnenden Besuch. Gegen Mittag stand es in mir fest: Du kehrest auch Neapel den Rücken und fliehst weiter, so rasch dich der Schnellzug und das „dampfbeschwingte Meererschiff“ tragen können, der letzten auf deinem Fahrscheinheft verzeichneten Station, dem schönen Gilande der Phäaken: Korfu entgegen. Traf es sich doch so glücklich, daß gerade in dieser Nacht, vom 19. zum 20. April, der von Triest kommende Lloyd-Dampfer auf seiner Fahrt nach Patras und Athen Brindisi anlaufen mußte. So greift alles glatt ineinander und das, was mir in Berlin so phantastisch unmöglich erschienen war, läßt sich in der bequemsten und sichersten Weise verwirklichen. Mittags saß ich bereits wieder im Coupé des Schnellzuges, welcher zunächst durch die prächtige Gebirgslandschaft quer über die Breite der Halbinsel nach Osten hin bis Foggia und dann, sich nach Südosten wendend, längs der Küste über Barletta und Bari nach Brindisi rollt. Durch Gebirgsgegenden von wild grandiosem Charakter fährt er besonders von Caserta bis nahe vor Benevent. Auf der aus dem üppigen Flußthal des Calore aufragenden Höhe am Stromufer lag die sich dort prächtig aufstürmende, altberühmte Stadt, vom Nachmittags-Sonnenglanz

umflossen, da. Im Gebirge, ob auch so tief im Süden, war die Vegetation noch immer weit zurück und die Gipfel leuchteten noch schneebedeckt. Von Benevent ab wird die Landschaft eintöniger und ebener. Foggia, mit einem waldbartigen Park aus dunklen Steineichen und Zypressen vor den Thoren, ist erreicht, als die Sonne eben in der Purpurglut des Westhimmels versinkt. Von Zeit zu Zeit aus festem Schlaf erwachend, sehe ich die ungeheuren, endlosen Olivenwälder längs der Küste zwischen der Bahn von Barletta nach Bari und dem Meere mit ihren zart grünlichen, silbergrauen, feinblättrigen Laubmassen im Mondlicht schimmern. Wie im Fluge geht es dahin. Um 11 Uhr, nach elfstündiger Fahrt, läuft der Zug in den Bahnhof von Brindisi ein. Es bleibt mir noch Zeit genug, im nächsten Hotel meinen Tee zu trinken, einige Briefe zu schreiben und zu expedieren und von den gaumerischen Facchini mein Gepäck an Bord des eben eingetroffenen Lloyd dampfers „Urano“ bringen zu lassen, der zwischen 1 und 2 Uhr wieder in See stechen soll. Endlich hat er seine Ladung und seine Passagiere aufgenommen. Ich habe mich in meiner Kabine eingerichtet. Das Dampfventil brüllt und gellt seine letzten Abschiedsgrüße. Die Flut rauscht unter dem Kiel, von der Schraube gepeitscht, schäumend auf, und bald sind Hafen und Stadt mit ihren Lichtern weit in der Ferne und Nacht zurückgeschwunden. Noch stundenlang wandelte ich im Mondenschein, von der frischen Brise erquickend umweht, auf dem Deck auf und ab in jenem mit nichts zu vergleichenden Wohlgefühl des ganzen inneren und äußeren Menschen, welches ein solcher Seewind und das Tanzen des Fahrzeuges auf den heranrollenden Wogen in dem Gefunden und Seefesten erzeugt. Die erste Morgenfrühe findet mich bereits wieder auf dem Deck. Der Himmel ist zwar trübe bewölkt und das Meer umwallt uns düster mit schwärzlich und grünlich grauen Wogen. Der Ostwind weht

uns immer schärfer entgegen und treibt die Wellen höher und kräftiger gegen Bug und Flanken des Bootes. Schon zeigt sich im Duft der Ferne die Felsenküste des albanischen Festlandes, und zwischen 11 und 12 Uhr dort noch weit, weit im Süden auf den trüben Horizont, selbst fast ein zartes Nebelgebilde, hingehaucht, erheben sich über dem Wasser die Höhen der Insel, die sich einst den Blicken des herrlichen Dulbers Odysseus zeigten, als er von dem Schleier der hilfreichen Leukothea getragen, ein Spiel der schäumenden Wogen, nach dem Untergang seiner Schiffe über diese unwirtliche Salzflut dahintrieb. Immer näher und näher schien uns das weithin gestreckte Eiland mit seinen gewaltigen, vielfach fargförmigen Höhen entgegenzuschwimmen. Immer mächtiger wachsen sie an; immer deutlicher gliedert es sich mit seinen Buchten, Vorsprüngen, den kahlen und den mit Oliven- und Orangenhainen bedeckten Felsenküsten und grünen, üppig fruchtbaren, hügeligen Ebenen. Endlich um 2 Uhr ist die stille Hafensbucht erreicht, an der sich die Nordseite der Stadt mit ihren hellfarbigen Häusern ausbreitet, überragt zur Rechten von den Festungswerken, zur Linken von der Zitadelle, dem alten venezianisch-britischen Kastell auf der doppelgipfeligen, steilen, trozigen Felsenklippe.

Nur durch einen verhältnismäßig schmalen Meeresarm von der Insel getrennt, dehnt sich drüben im Osten die lang hingestreckte, wolkenumhangene Gebirgsküste von Epirus im zart violetten Duft. Leider fehlt der freudige, südlliche Sonnenschein, der dem ganzen Bilde erst sein rechtes Leben und seinen vollen Glanz verleiht. Aber ich gebe die Hoffnung so wenig auf, wie die fromme Agathe: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt“; und sie wird mir ihren Schein nicht hartnäckig während der ganzen Dauer der nächsten vier Tage verweigern, die mir zum Aufenthalt auf der Insel des Uliks noch bleiben.

Der Kommissionär des Hotels Bella Venezia an der Esplanade nimmt mich und einige Mitreisende — darunter ein mecklenburgischer rüstiger, alter Herr, der mit seiner hübschen, goldblondhaarigen Enkeltochter ausgefahren ist, um ihr das schönste Stück Welt zu zeigen — und unser Gepäck in Empfang und führt uns hinauf zu dem mir so wohlbekannten und lieben, gastlichen Hause, wo der schlanke, elegante, alle Sprachen sprechende Herr Jean Gazzi, die Perle der Hotelwirthe, und seine, aus den schönen, braunen Augen so gütig und freundlich blickende deutsche junge Gattin mich nicht wie einen Fremden, sondern wie einen werten, alten Gastfreund mit einfacher, wohlthuender Herzlichkeit willkommen heißen.

Das erste Hotel der Stadt Korfu ist dies Hotel d'Angleterre und Bella Venezia; es liegt an der westlichen Langseite des Hauptplatzes, der Esplanade oder „Spianata“. Das Erdgeschloß der sich breit hin erstreckenden Front wird von Kolonnaden eingenommen, hinter deren Bogen stützenden Pfeilern sich Cafés und Warenläden befinden. Durch den zum Teil von Alleen eingefassten, breiten Platz davon getrennt, zieht sich jenseits an der Ostseite das Gittergeländer des hohen Bollwerkes hin, das aus dem tiefen Graben, der die Zitadelle umgibt, aufsteigt. Eine breite Zugbrücke führt hinüber zu dem Torweg dieses alten Forts, das, teils in die steile, hochragende, zweigipfelige Felsenklippe hinein, teils auf ihren Spitzen aus Quadern gebaut, weithin über das Meer und die Insel auf die jenseitige epirotische Gebirgsküste schaut. Noch liegt eine kleine Besatzung griechischer Soldaten in den Kasernen und Kasematten der Feste. Aber das einst so heftig umrungenene, von den Türken bestürmte, von den Venezianern so heroisch verteidigte, später von den Engländern nach der Besitznahme durch sie im Jahre 1797 neuerdings stark befestigte Fort hat gegenwärtig jede Bedeutung als

solches gegenüber den modernen Geschützen verloren und ist eigentlich nur noch ein höchst malerischer und durch die daran geknüpften geschichtlichen Erinnerungen interessanter Schmuck der herrlichen, fruchtprangenden Insel. Dem tapferen venezianischen Kommandeur, welcher im Jahre 1706 diese kleine Feste so zäh und siegreich gegen die türkischen Belagerer behauptete, dem deutschen Grafen Schulenburg, hat die dankbare Republik damals hier auf der Esplanade vor dem Eingang der Zugbrücke über den Festungsgraben ein Denkmal gesetzt. Diese zopfige Marmorstatue des Helden auf dem Sockel mit der lateinischen Inschrift zu seiner Verherrlichung ist freilich ein sehr fragwürdiges Werk. Die Erscheinung des braven Generals mit gewaltiger Allongeperücke in römischer Theatertracht wirkt noch komischer durch das Fehlen der im Laufe der Zeit verloren gegangenen Nase in seinem kriegerischen Antlitz. Aber wundervoll ist der Blick von dem Promenadenwege längs des Geländers jenes Bollwerks und von dessen Steinbänken über die Meeresbreite, über jene in Terrassen hintereinander immer höher aufsteigende, jenseitige Felsenküste, deren häufig kahles Gestein, in großartig gestalteten Massen und Linien hingelagert, sich meist in die zartesten und reizvollsten, rosigen, fliederfarbigen, violetten und bläulichen Töne kleidet, während das Gewölk seine höchsten Gipfel und Grate umwallt und einhüllt. Am südlichen Fuß der steilen Klippe mit dem Doppelgipfel, welcher die Zitadelle trägt, steht ein kleiner, weißer, ionischer Tempel. Aber es ist kein Rest aus griechischer Vergangenheit, sondern ein in dieser Form erbautes anglikanisches Gotteshaus, das seit der Besitzabtretung in ein griechisch-katholisches verwandelt wurde. — An der nördlichen Schmalseite begrenzt den Platz der Esplanade der sogenannte königliche Palaß, der ehemals als Sitz des Lordoberkommissärs diente und für den ersten Inhaber dieser Würde, Sir Thomas Maitland, erbaut worden ist; denselben

Regenten der ionischen Inseln unter britischer Herrschaft, zu dessen Gedächtnis auf der Südseite der Esplanade der kleine dorische Rundtempel errichtet steht.

Im Garten jenes Gouverneurpalastes, dessen offizieller Titel „Palazzo Reale“ lautet, fand ich die südliche Vegetation und besonders auch die Rosenfülle bereits in ähnlicher Pracht entfaltet, wie in denselben Apriktagen der Jahre 1869 und 1876, in denen ich Korfu besuchte.

Für solche Spaziergänge, wie sie mir empfohlen waren, bietet die Insel die denkbar günstigste und reichste Gelegenheit. Ein unter der griechischen Verwaltung noch nicht verwahrlostes und verfallenes Netz von trefflichen Kunststraßen, welches, unter dem englischen Regiment angelegt und jederzeit wohlgepflegt, die Insel in allen Richtungen überzieht, macht meilenlange, rasche Märsche selbst bei ungünstigstem Wetter möglich. Und andererseits wieder sorgt das bergige Land mit seinen zum Teil recht steilen Abhängen und seinen rauhen, wilden, gänzlich kunstlosen Kletterstegen zur Genüge dafür, daß auch der Fußwanderer, welcher die gebahnten Wege und die großen Heerstraßen meidet, nicht minder seine Rechnung findet.

Eins der schönsten Ziele aller von der Stadt Korfu aus zu unternehmenden Wanderungen und Fahrten ist zugleich auch das verhältnismäßig nächste. In weniger als einer Stunde bequemen Schlenderns ist es von der Esplanade aus zu erreichen. Aber freilich liegen auf dem Wege dahin so starke Magnete, die uns unwiderstehlich anziehen und festhalten, daß das Dorthin- und Zurückgelangen meist eine sehr viel längere Zeit in Anspruch nimmt. Jenes Ziel ist das Kap „al Canone“ im Süden der Stadt an der Ostküste und die unten am Fuß dieses Kaps im Eingange zu den alten versandeten und verlassenen Hafen gelegene kleine Klosterinsel Poudiconisi, das versteinerte „Schiff des Odysseus“. An keinem

der in Korfu verlebten Tage mochte ich darauf verzichten, als ersten Morgengang den unvergleichlichen Weg dorthin anzutreten. Über die Esplanade hinweg an dem Rundtempelchen vorüber führt der Weg hinab zu der schönen Kunststraße der Marina, der Korsostraße Korfus, die sich längs der Meeresbucht zur Vorstadt Kastrades und zu dem ganz mit Villen und Gärten bedeckten, südlich der Bucht schließenden Vorgebirge hinzieht. Eine hier ganz ungewohnte Erscheinung war mir die verhältnismäßige Kahlheit, die noch gänzlich zurückgebliebene Entwicklung des Laubes an den Maulbeerbäumen, welche diese Kunststraße einfassen. Prächtige Blicke genießt man von ihr aus, wenn man sich nach Norden zurückwendet, wo sich, weit ins Meer vorspringend, die trotzige Klippe mit der Zitadelle auf ihren beiden Gipfeln in ihrer ganzen eminent malerischen Erscheinung vor dem Hintergrund des Meeres und der rosig- und violett = duftigen Gebirgsküste von Epirus zeigt. — Während die Bäume jener Allee durch ihre befremdende Laubarmut überraschten, war in allen Gärten und Parks der Frühling bereits in seiner ganzen südlichen Üppigkeit, Laub- und Blütenpracht entfaltet. Ich kenne kaum einen zweiten Fleck Erde, welcher in dieser Zeit des Jahres eine gleiche Fülle und Herrlichkeit der Vegetation aufwies. Alles Schönste, was die Erde diesseits der eigentlichen Tropen an Pflanzenschmuck erzeugt, scheint hier zusammengedrängt. Der saftige, mit tausend Feldblüten durchsprinkelte Rasen bedeckt den felsigen Boden zwischen den ganz abenteuerlich zerrissenen und gewundenen alten, grauen Stämmen der fruchtbeladenen Olivenbäume, welche in ganzen, weithin ausgedehnten Waldungen das Plateau der steil vom Meeresufer aufsteigenden Felswände krönen. Die mit goldenen Früchten und duft- hauchenden weißen Blüten gleichzeitig beladenen Orangen-, die Mandel- und Granat-, die Lorbeer-, die Feigen-, die Myrtenbäume, die Edelkastanien, die Rebstöcke, die Pinien, die

schwarzen, ernstern Zypressen, an welchen die Zweige blüten-
schwerer Rosenbüsche aufklettern, die Oguntien und Agaven, sind
hier traulich gesellt den Platanen, den Linden, den heimischen
Fruchtbäumen, den Akazien und den duftenden Blüentrauben
unseres nordischen Flieders, den in noch größeren Massen von
jedem Bordächelchen, jedem Gartenzaun und jedem Hauspalier
herabhängenden der bläulichen Gyzinien. Statt die Straße
weiter zur Linken am Fuß jenes Hochgebirges und darüber
hin zu verfolgen, bleibe ich auf deren Fortsetzung zur Rechten,
wo sie langsam an der Höhe aufsteigt, in üppigen Gärten
versteckte Villen und Landhäuser zur Rechten und Linken.
Nicht lange ist man im kühlen Schatten der ihre Äste darüber
hinstreckenden Bäume auf dieser Straße weiter in südlicher
Richtung gegangen, da öffnet sich in einer von Rosen über-
wucherten Mauer zur Linken das Eingangstor zu einem Park,
der hier das Hochplateau und die obersten Terrassen des Ab-
hanges zum Meere hin bedeckt. Eine Gartenwelt von phan-
tastischer, märchenhafter Schönheit tut sich uns auf. Es ist
die „Villa Reale“, der Park und Garten, welcher das kleine
königliche Lustschloß Monrepos nach allen Seiten hin umgibt.
Nichts und niemand hindert das freie Schweben auf den
vielverschlungenen Stegen im Schatten der Laubgänge und
im heißen Sonnenlicht, das alle süßesten Düfte des Frühlings
aus zahllosen Blütenbäumen und Gebüschern destilliert. Der
Boden ist ein frischgrüner Rasenteppich, der mit blumenreichen,
noch ungeschnittenen, hochgrasigen Wiesenflächen wechselt.
Daß der ganze Park die Spuren einer gewissen Vernachlässi-
gung trägt, gibt seiner Erscheinung einen vielleicht noch
poetischeren Reiz. Das leicht Verwilderte, Unbändige, Fessel-
lose in seiner frei wuchernden Vegetation steigert noch das
Phantastische des ganzen Eindrucks. Unbeschreiblich herrlich
sind die Landschaftsbilder, die sich, von feinen Baumstämmen
engerahmt, auf allen Punkten unseren Blicken zeigen: diese

Ausschnitte des drunten wogenden, bald azurblau, bald smaragdgrün schimmernden Meeres, der jenseitigen, duftumhüllten Felsenküste; hier wieder die trotzig aufragende Felsenburg der Zitadelle und dahinter, alles hoch überragend, die blau duftige, gewaltige, lang hingestreckte Gebirgshöhe im Norden der Insel, der Pantocrator. Man liegt im duftenden Grase hingestreckt, den Rücken gegen einen Zypressenstamm gelehnt, hört die Nachtigallen in den Rosen- und Myrtenbüschen ihre uralten, selig-trüben, sehnsuchtsvollen Lieder singen; hört das Summen der Bienenschwärme, welche in all dem Blütenreichthum, aber besonders doch in den elfenbeinweißlichen, zierlichen, zu kleinen Tellerchen gruppierten Blütenmassen der riesigen schirmförmigen, baumartigen Büsche des Pistoricum schwelgen, deren Duft in diesem Garten fast jeden anderen mit seiner süßen Würze besiegt. Man saugt diese mit allen Wohlgerüchen getränkte, linde und durch die Seebrise doch wieder so wonnig erfrischende Frühlingsluft gierig mit den Geruchsnerven und Atmungsorganen ein, und ebenso mit den Augen all diese wundervolle Schönheit, die in der Nähe und Ferne vor uns ausgebreitet liegt, diese Farben — von einer Pracht und Feinheit zugleich, wie die nordische Landschaft sie nicht kennt — vergißt die Zeit und die Welt draußen und ruht wunschlos in glücklichem Beschauen. Aber was hilft's! Man muß sich losreißen, um seine Straße weiter zu wandern und durch eigenen heroischen Entschluß einem Zustande und einer Situation ein Ende machen, der man so gerne ewige Dauer gäbe.

Die Landstraße draußen am östlichen Höhenrande tritt da, wo die Villengärten aufhören, in Olivenwaldungen ein, die zur Linken die höher ansteigenden Hänge, zur Rechten die zum Tal absinkenden bedecken, wo sie wieder in von kleinen Bächen durchzogene Ackerstücke, Wiesen und Fruchtgärten übergehen, die sich dort, kleine Gehöfte und Häuschen umgebend,

am östlichen Ufer des großen, stillen, glatten, drüben von Waldbergen eingefassten Wasserbeckens, des „alten Hafens“ hinziehen. Den Endpunkt dieses Weges bildet ein von niedriger Mauer umgebenes Halbrund auf der Höhe der steil vom Ufer aufsteigenden Klippe des „Kap al Canone“. Es hat seinen Namen von den früher hier postiert gewesenen englischen Signalkanonen. — Tief zu unseren Füßen liegt die Mündung jenes alten Hafens, und in deren Mitte, zwischen dieser Klippe und der jenseitigen mit Olivenwaldung bedeckten, jene wunderbare, kleine Felseninsel, in welcher der Volksglaube das durch den ergrimnten Erderschütterer Poseidon versteinte Fahrzeug sieht, das den von ihm so grausam verfolgten Odysseus vom Phäakenlande nach Ithaka hinübergetragen hatte. Hier oben ist gut sein. Eine primitive Schankstätte ist in einer dort aufgeschlagenen Bude etabliert. Der griechische Wirt hält einen köstlich mundenden, feurigen, tiefgoldigen Landwein bereit, dem er allenfalls auch Orangen (von jenen an Würze, Saft und Süßigkeit unerreichten Korfuorangen), süßes Gebäck, Weißbrot und harte Eier hinzufügt. Mit jenem Getränk im Glase und im Anschauen der Landschaft vor und rings um uns, des Meeres und der Küsten, mag man wohl Stunden verträumen und keine wird uns zu lang, die Einsamkeit und Stille nicht überdrüssig werden. Lange und laut hat man zu rufen, bis der Ferge drüben am Waldufer unsere Stimme hört, und besonders ehe er sich entschließt, dem Ruf zu folgen, sein Boot loszumachen und herüber zu rudern, um uns am Fuß der Klippe zur Fahrt nach der Insel aufzunehmen. Auf einem steilen Stufenweg steigt man hinab. Dann muß man über einen Damm von Felsblöcken, großen und kleinen Steinen, die nur eben aus dem Wasser dieser Meereseenge hervorragen, hinüberschreiten zu einem dem Ufer noch näher liegenden, noch kleineren Inselchen. So klein es ist, so trägt es doch ein Klösterchen oder eine Einsiedlerzelle

neben einer griechischen Kapelle inmitten eines entsprechend winzigen Kirchhofes. Eine einzige alte Nonne haust hier in frommer Andacht während des ganzen Jahres, die Schwester Maria. Ihre frühere Gefährtin, Schwester Anastasia, ist vor ihr gestorben. Die Überlebende zeigt uns das schmucklose Grab neben der Kapelle, in welcher wahrhaft scheußliche, fragenhafte Heiligenbilder an der Wand und der Ikonostasie prangen. Der endlich hier glücklich gelandete Barkenführer nimmt uns in sein Boot auf, das uns in kurzer Ruderfahrt zu dem Schiff des Odysseus bringt. Das von oben gesehen so winzig erscheinende Eiland zeigt sich dem es Betretenden als sehr viel ausgedehnter, als man vermutete. Das Klösterchen auf der höchsten Kuppe, das so malerisch von den alten, hohen Zypressen und den Kronen der Orangenbäume umschattet wird, zwischen deren tiefgrünen und schwärzlichen Massen seine gelblichen Wände freundlich hervorschimern, läßt noch Raum für ein Frucht-, Blumen- und Gemüsegärtchen, für kleine Wirtschaftsschuppen und eine dem Meere zugekehrte Veranda, die fast noch mehr zum Verweilen auf ihr einladet, als oben die Bastei, von der wir herunterkamen. Ein alter, freundlicher, graubärtiger griechischer Mönch, Bruder Simon, heißt den hier landenden Besucher gastlich willkommen und trägt bereitwillig den starken, süßen und süffigen Klosterwein herbei, der uns nirgends schöner munden könnte, als an diesem Ort, auf dieser rebenumrankten und beschatteten Veranda, in dieser tiefen Stille der Pausstunde, wo kaum ein anderer Klang an unser Ohr dringt, als das Plätschern der anschlagenden Wellen des ruhig wallenden Meeres an den Klippenfuß der Insel.

Eine der schönsten und lohnendsten Wanderungen in der die Stadt Korfu umgebenden Landschaft ist noch die Gasturi, wo auf hochragendem Vorgebirge die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich sich das prächtige „Schloß am Meere“ erbauen ließ.

Man wendet sich vom Süden der Esplanade gegen Westen hin, gelangt zu dem alten Stadttor, der Porta reale, einem venezianischen Spätrenaissancebau, in deren Nähe beständig ein lebhaftes Markttreiben herrscht, allerlei Lebensmittel und sonstige Waren, vor allem die köstlichen Orangen in enormen Massen, von theils auf der Straße am Boden hockenden, theils vor Verkaufstischchen sitzenden Händlern feilgeboten werden, und zu der Vorstadt San Rocco. Von ihren letzten Häusern aus geht es wieder südwärts, das stille, verlassene Becken des alten Hafens zur Linken, an dessen ferner, südöstlicher Mündung die schwarzen Zypressen und das Inselklosterchen von Pondiconisi sichtbar werden. Allmählich steigt die Landstraße zwischen Olivenwäldern und Äckern höher an und windet sich in Giravolten an den unteren Hängen des Gebirges hinauf, das in der fahlen Felsenhöhe des Monte Deza gipfelt. Sie führt zu dem Kirchdorf Gasturi, nahe dem Rande des hohen Vorgebirges an der Westküste der Insel, ziemlich ebensoweit südlich von Pondiconisi wie das Inselchen von der Stadt. Auf dem benachbarten Plateau, das künstlich geebnet und terrassiert ist, steigt der weißschimmernde Prachtbau des Schlosses der Kaiserin inmitten der dort angelegten Gärten auf. Noch war es damals von Gerüsten umgeben, und ich sah ein Heer von Arbeitern an der äußeren und inneren Vollendung des noch unfertigen Baues und seiner Dekoration tätig. Seine Lage und die Ausichten, welche sich von hier aus unseren Augen bieten, sind von großartiger und zaubernder Schönheit. Weithin im Norden, Süden und Westen breitet sich das bergige Vorland aus, bedeckt mit dem in allen Nuancen des Grün schimmernden Meer von Platanen-, Feigen-, Oliven-, Orangen- und blütenbedeckten anderen Fruchtbaumkronen, zwischen denen sich die Schirme der Pinien wiegen und die tiefdunklen, schlanken Zypressen aufstreben, die hellfarbigen Häusergruppen der kleinen Ortschaften, Gehöfte,

Willen an den Berghängen und in den Tälern hervorblinken. Dort schweift der Blick zu der fernen Stadt mit der Zitadelle und dem Pantokrator im Norden; hier zu den niedrigen Vorgebirgen der felsigen, buchtenreichen Ostküste, zu der blauen Flut, die deren Fuß umbrandet und hinüber zu den jenseitigen, grandios hingelagerten Ufergebirgen des Festlandes, das fern im Süden im Dufte verschwimmt. Hier oben, an dem Schloßgarten stehend und um sich blickend, begreift man so wohl den Wunsch der Kaiserin, auf dieser Stelle der ihr so vertrauten, von ihr so oft besucht und bewohnt gewesenen Insel sich ein Heim nach ihrem eigenen Geschmack zu schaffen, in dem sie, der sie gewöhnlich umgebenden höfischen Welt, ihrem hohlen und ermattenden Treiben und ihrem Zwang weit entrückt im Genusse all dieser Herrlichkeit, dieser himmlischen Ruhe und Stille sich selbst und ihren eigenen Neigungen freier leben kann als an irgendeinem anderen Ort Europas.

Auf halzbrecherischen Kletterwegen, zwischen Felsstrümmern und Geröll, vorüber an der berühmten Riesenplatane, deren ungeheure Größe auf ein Alter von manchen Jahrhunderten schließen läßt, stieg ich von Gasturi zu dem tiefen Talgrunde nieder und jenseits den ebenso steilen Weg hinauf zu dem im Schatten seiner Orangen-, Feigen- und Olivenbäume wundervoll gelegenen Hagioi-Deka, hart am Fuß des darüber aufragenden mächtigen Monte Deka. Aber ich verzichtete auf das Erklettern dieses Berges der „zehn Heiligen“, von dessen Gipfel man die ganze Insel auch nach Westen hin überblicken muß. Auf der in Schlangenwindungen von diesen Höhen hinab zur Talebene führenden großen Landstraße wanderte ich wieder zur Stadt zurück. Vielen interessanten Gestalten begegnet man auf solchen Wanderungen: griechischen Popen und Bauern, auf Eseln reitend, Landmädchen und Frauen, große Lasten auf den Köpfen tragend, kleinen Buben und Mädchen, in Lumpen gekleidet, die Haut mit dicker Schmutz-

kruste bedeckt, aber mit herrlichen, großen, dunklen Augen, wie sie auch, nur meist mit düsterem Ausdruck, unter den schwarzen Brauen der Männer und Weiber hervorleuchten. Nicht selten sind darunter Erscheinungen, welche im Schnitt der Gesichter, im Wuchs, in der Haltung, den Bewegungen den hellenischen Typus noch in unverfälschter Reinheit zeigen.

Noch eine andere Wanderung während eines zweiten Nachmittags wird mir immer unvergeßlich bleiben und entzückt mich noch in der Erinnerung. Sie führte aus den engen, schmutzigen, verstaubten Straßen der Stadt hinaus in westlicher Richtung um das Fort Abramo herum zur Vorstadt Mandukion nahe dem Ufer jener großen Meeresbucht, welche gegenüber im Norden durch den höchsten, im Pantokrator gipfelnden Teil des schönen Insellandes begrenzt wird. Nach einstündiger Wanderung ist das lieblichste Wiesental erreicht, das im Schatten alter Olivenbäume der hier überbrückte, schmale Potamos in schlangengleichem Lauf durchfließt, um sich in die nahe See zu ergießen. Wenn eine Gegend der Insel dazu verlockt, in ihr den Platz zu sehen, zu welchem die holde, hauswirtschaftliche Tochter des Königs Alkinoos zum Heil des Dulders Odysseus hinausfuhr, um große Wäsche zu machen und dann mit ihren Jungfrauen sich am Ballspiel zu ergötzen, so ist es dieser stille Wiesengrund an der Potamosmündung. Diese Landschaft ist wie im großen pastoralen Stil gedichtet, der echte Schauplatz einer antiken Idylle.

Weiter wanderte ich vom Meere ab dem auf der laubreichen Höhe im Westen gelegenen Bergdorf mit dem schlanken Glockenturm, Potamo, entgegen. Der vom Regen der letzten Tage stellenweise in einen Bach oder Sumpf verwandelte schmale Fußweg im Tale führt zwischen Wiesen, Gerstenfeldern, Weinpflanzungen, blühenden Birnbäumen und Rosenhecken bis zum Fuß der Höhe, die man auf unmöglichen Kletterpfaden

erklimmt. Die Hänge sind mit uralten Olivenbäumen bestanden. Näher dem Dorf steigt man zwischen prachtvollen Fruchtgärten, einem Dickicht von Zitronen-, Drangen- und japanischen Mispelbäumen aufwärts. Jenseits der Dorfstraße geht es wieder auf ähnlichen Stegen in eine tiefe Schlucht hinab und aus ihrer Sohle abermals steil aufwärts im Schatten der Oliven- und Drangenbäume zu dem noch höheren Berggrücken, den das stattliche Dorf Evropulo krönt. Und noch einmal hinunter in ein breites Wiesental, das einen üppigen Hain von Fruchtbäumen der gleichen Gattungen bildet und wieder jenseits auf den steilsten und schwierigsten von allen diesen Kletterpfaden zum Dorfe Afra auf dem letzten dieser parallel von Nordwest nach Südost streichenden Gebirgsrücken. Von hier wandere ich auf der wohlgehaltenen breiten Chaussee in südlicher Richtung talabwärts zum Val di Triflino, das von dem es durchfließenden seichten Fluß seinen Namen empfängt. Überall saftige, blumige Wiesen und Olivenwälder. Wo hier der Potamos den Triflino aufnimmt, geht es auf einer Brücke über beide und die große Seerstraße ist erreicht, die am rechten Ufer des ersteren, diesem eine Zeitlang nahe und parallel, dann am Fuße des Hügelrückens, der das Dörfchen Alipi trägt, von dem Flußlauf ablenkend, immer in östlicher Richtung zur Stadt zurückführt. Im warmen Abendsonnenschein gebadet, der das epirotische Festland jenseits des nun tiefblauen Meeres in rosig goldige und bläuliche Töne taucht, lag Korfu, von der Zitadelle überragt, vor mir da. Nach einstündigem Marsch war es erreicht. — Unvergesslich auch blieb mir die Mondnacht, welche diesem Tage folgte. Stundenlang wandelte und saß ich am Geländer der Esplanade und konnte mich nicht ersättigen am Anblick des Meeres, über das der Mond seinen Abglanz wie eine breite, silberne, leuchtende Brücke bis zur Festlandsküste hin warf.

Am 24. April nahm ich wehmütig Abschied von den mir liebsten Stätten der Insel, der Villa Reale und dem Kap al Canone, die sich mir noch einmal in der heißen Vormittags- sonne unter dem blauen, tiefklaren Himmelsdom in ihrer ganzen unvergleichlichen Schönheitsfülle zeigten. Ich sagte Lebewohl dem liebenswürdigen Paar, dem Hausherrn und der Hausherrin der Bella Venezia, den mir hier näher bekannt gewordenen Mitbewohnern des Hotels, dem verehrten Vertreter des Deutschen Reiches in Korfu, dem bewährten, geschäftstüchtigen und zugleich für alle idealen Interessen so warm begeisterten und eifrig wirkenden Konsul Herrn Fels, in dessen gastlichem Hause mir auch diesmal wieder eine so freundliche Aufnahme geworden war, wie vor fünfzehn Jahren und seiner geistvollen, reichbegabten, graziösen Schwiegertochter, und begab mich an Bord des von Athen gekommenen Lloyd- dampfers „Ceres“. Die ganze Bevölkerung der Stadt sah ich noch beim Scheiden in eigentümlicher Aufregung. Auffallend häufige Soldatenposten waren, besonders in den zumeist von jüdischen Geschäftsleuten bewohnten Straßen, verteilt. Das Gerücht von einem durch Juden an einem Griechenkinde begangenen Ritualmorde hatte den christlichen Fanatismus der Massen entflammt. Ausschreitungen gegen die Juden waren schon gestern begangen. Die griechische Bevölkerung Korfus war nie von besonderer Sympathie für die Kinder der zwölf Stämme erfüllt. Deren Zahl auf der Insel ist bis zu der bedenklichen Höhe von 5000 angewachsen, während der berühmte jüdische Reisende Benjamin von Tudela im Jahre 1190 noch das von ihm besuchte Korfu also charakterisieren konnte: „Die von Otranto können in zwei Tagen hinüber- schiffen, wo sich nur ein einziger Jude befindet, mit Namen Rabbi Joseph.“

Der mit Passagieren überfüllte Dampfer gab in Brindisi, wo wir nachts um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr eintrafen, deren Mehrzahl

ab. Wir hatten Platz zur Genüge gewonnen, und die beiden hübschesten und anziehendsten Damen an Bord, eine vielsprachige, junge, österreichische Kunstreiterin aus Athen, die ihren wahren Beruf sorglichst zu verheimlichen bemüht war und eine deutsche Operettensängerin, die gleichfalls in der Stadt des Perikles gewirkt hatte, waren auf dem Deck und an der Speisetafel nicht mehr so umdrängt und in Anspruch genommen wie bis dahin. Aber ein völlig unerwartetes, abscheuliches Gemmnis stellte sich der Schnelligkeit unseres Weiterkommens entgegen. Einem im Hafen von Brindisi liegenden Lloydampfer, der „Thalia“, war die Schraube gebrochen. Die „Ceres“ empfing den Auftrag, sie zu schleppen. Die notwendige Verbindung beider Schiffe durch dicke Ankertaue herzustellen, erforderte Stunden mühevoller Arbeit. Als wir endlich, statt um 4 Uhr morgens, um 9 Uhr losdampften, merkten wir bald, daß wir nur mit halber Schnelligkeit vorwärts kamen. Keine Hoffnung, diesen Sonntag schon Triest zu erreichen. Um das Unheil voll zu machen, riß im Sturm und hohen Seegang gegen Ende der nächsten Nacht — vom Sonnabend zum Sonntag — das beide Schiffe verkettende Kabel. Es erforderte gewaltige Anstrengungen der damit betrauten Mannschaften in den Booten, neue, stärkere Drahttaue von der „Ceres“ zu der hilflos weitab auf offener See treibenden „Thalia“ hinüber zu schaffen und an dieser solide zu befestigen. Meine zwei Wochen Urlaub waren zu Ende. In wachsender Ungeduld schritt ich während des ganzen Tages und der halben Nacht auf dem regennassen Deck „op und dal“, „op und dal“. Prachtvoll und fast unheimlich war während der letzteren der Anblick des von dem unseren geschleppten Fahrzeuges. Alle Segel hatte es aufgesetzt, und wie ein dunkles, phantastisch aufgetürmtes, seltsames Ungetüm erhob und wiegte es sich über den Bogen vor dem dahinterstehenden Monde, der

nun dessen schwärzlichen Schatten über unser silberhelles, schaumbedecktes Kielwasser warf. Aber nichts auf dem Meere noch an Bord, nicht die Munterkeit der hübschen Sängerin, nicht die Mätzchen der blonden, reizenden, klugen Isa, nicht die Unterhaltung mit dem schönen, braunäugigen, schwarzbärtigen, vielgereiften Schiffsarzt halfen mir, jene immer wachsende Ungebuld und Unruhe zu bemeistern. Endlich, 30 Stunden nach der fahrplanmäßigen Ankunftszeit, am Montag, den 27. April, nachmittags, lief die „Ceres“, mit der „Thalia“ im Schlepptau, in den prächtigen Hafen von Triest ein. Die Straßen durchschlendernd, bemerke ich mit Überraschung, daß an so vielen Ladenfenstern Bildnisse unseres großen, greisen Feldherrn, des Grafen Moltke, in jedem Format ausstehen. Ich trete in ein Café. Auf dem ersten Blatt der „Neuen Freien Presse“, das ich zur Hand nehme, lese ich die Worte (der Titel des Leitartikels): „Der Tod des Feldmarschalls Moltke.“ Es traf mich wie ein Blitz. Und dabei nicht in Berlin sein! Abends 8 Uhr saß ich im Expresszug nach Wien. Um 9 Uhr morgens verließ ich ihn im Südbahnhof der schönen Kaiserstadt. Mit dem nächsten, dem Nachmittagsseilzug, weiter nach Berlin. In der Morgenfrühe des 29. traf ich ein, genau einen Tag zu spät. Gestern hatte Moltkes Begräbniß stattgefunden und ich war nicht dabei gewesen, — dank einer gebrochenen Dampferschraube! Aber ich will nicht klagen. Hatten diese zwei Wochen oder, genauer gezählt, diese 17 Tage Urlaub und Bewegung in freier, südlicher Frühlingsluft doch Wunder an mir gewirkt. Ich fühlte mich und erschien den Meinen wie ein wiedergeborener Mensch, mit erneuter, frischer Lebens- und Arbeitskraft und Freudigkeit durchglüht. Und das danke ich vor allem doch der Seefahrt und dem herrlichen Korfu. — Gepriesen sei sein Name immerdar!



VI.

Ein Tag auf der Insel Philä.



Im letzten Winter fand im großen Saale des Berliner Hotels „Kaiserhof“ ein Festmahl mit Reden und Musik statt, an welchem ungefähr hundertundzwanzig Personen, Damen und Herren aus sehr verschiedenen Berufskreisen, teilnahmen. Es waren fast ausschließlich solche, die im vorigen Jahre eine der von der „Deutschen Levantelinie“ in Hamburg mit ihren Schiffen unternommenen, durch Karl Stangens Reisebureau organisierten und geleiteten Orientreisen mitgemacht hatten. Während der langen Tafelsitzung wurden photographische, auf der Reise mit der „Therapia“ teils an Bord, teils an den von der Gesellschaft besuchten Orten aufgenommene Bilder von Vorgängen, lustigen Reiseepisoden, Porträtgruppen, Gegenden, Häfen, Straßenansichten, Denkmälern, Bauwerken usw. in bedeutender Vergrößerung auf einen weißen Schirm geworfen. Ihr Anblick weckte bei den Reisegenossen viele frohe Erinnerungen und rief ihren lebhaften Beifall hervor. Auch einige Bilder berühmter, denkwürdiger Stätten und Monumente aus Ägypten waren darunter. Als das letzte von diesen erschien das Bild der Insel Philä in ihrem gegenwärtigen Zustande. Ein Anblick, der einem das Herz bluten machen konnte. So schlimm hatte ich mir, trotz aller Schilder-

rungen, die ich gelesen hatte, die verderblichen Folgen der Errichtung des gewaltigen Nilstauwerks, der „Barrage“, durch die Engländer, doch nicht vorgestellt. Die ganze wunderbare Felseninsel oberhalb des ersten Katarakts sah ich da unter Wasser gesetzt. Die Tempel, die Pylonen, die Säulenreihen des langen Vorhofes und der Innenhöfe und Säle, ja selbst der doch auf hohem Felsplateau gelegene reizende „Kiosk“ — alle ragen nur noch mit wenig mehr als der oberen Hälfte aus dem die ganze Insel bedeckenden Wasser des Stromes hervor. Von dem Kranze von Palmen und Mimosenbäumen, welcher am Südufer den Kiosk umgab, blieb bereits keine Spur mehr. Diese ganze, während zweier Jahrtausende verhältnismäßig wohl erhalten gebliebene Herrlichkeit ist mit Bewußtsein dem Untergange geweiht worden. Unrettbar müssen alle diese Tempel, vom Wasser unterwaschen, in nicht ferner Zeit in Trümmer zerfallen. Die Errichtung jenes grandiosen Stauwerks verheißt ja, dem ganzen Nillande tausendfältigen Segen zu bringen. Aber wie man versichern hört, lag ein Projekt deutscher Ingenieure vor, durch dessen Ausführung dieselbe Wirkung erzielt worden und Philä doch vor jeder Schädigung bewahrt geblieben wäre. Seines deutschen Ursprunges wegen habe es in der Konkurrenz mit dem englischen unterliegen müssen. Letzteres wurde vorgezogen, mit ungeheuren Kosten ausgeführt und — Philä geopfert.

Tiefe Trauer und Wehmut ergriff mich, als ich jenes Bild der ersäuferten Tempelinsel dort auf der weißen Wand erblickte. Und vor meinem inneren Blick stieg in seiner ganzen heiteren, sonnigen Pracht das Bild desselben Eilandes mitten im heiligen Strom auf, wie es sich an dem holden, frühlinghaften Tage des 16. Dezember vor nun vierunddreißig Jahren mir gezeigt hatte, an dem ich zum ersten und zum letzten Male in seinen Tempelhallen wandelte, auf deren Dach ruhte und nachzuzeichnen strebte, was da meine glücklichen Augen erschauten.

Die Insel war der südlichste Punkt, das Endziel der Fahrt nilaufwärts, welche eine große Gesellschaft von zu der Eröffnung des Kanals von Suez und den damit verbundenen märchenhaften Festen vom Rhedive Ismail Pascha Eingeladenen aus allen Ländern Europas und Amerikas auf drei nur für sie eingerichteten vizeköniglichen Dampfern und zwei von diesen geschleppten Dahabiehn während des Dezember nach dem Schlusse jener Feste machte. Die erste Reihe jener „Invités“ und ebenso auch der gefeiertste Gast des Rhedive, Kaiserin Eugenie, hatten die gleiche Expedition auf dessen Einladung und Kosten bereits im Oktober vor dem Beginn der Feste gemacht. Für etwa 80 noch nach deren Schluß in Kairo zurückgebliebene „Invités“ der zweiten Serie wurde diese zweite Fahrt zu allen den wunderreichen Stätten am oberen Nil gleichsam als Nachspiel, als köstliches Dessert aller der bereits genossenen phantastischen Herrlichkeiten arrangiert. Eine Gruppe von zwanzig Männern, zu denen ich gehörte, war auf dem Dampfer „Ferous“ einquartiert, der die Dahabieh (die Segelbarke) mit dem ehemaligen italienischen Minister Peruzzi und seiner stark mannweiblichen, aber gelehrten und geistreichen Gattin, einigen Begleitern und der Dienerschaft schleppte. Eine zweite Gruppe auf dem größeren Dampfer „Behera“ war vierzig Köpfe stark. An Bord der von diesem Boot geschleppten Dahabieh befand sich der damals weltberühmte „Times“-Korrespondent Mr. Ruffel mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft. Der dritte Dampfer war ausschließlich dem Almosenier der französischen Kaiserin, Abbé Bauer und seinen Begleitern zur Verfügung gestellt. Von den beiden ersten Gruppen hatten wir auf dem „Ferous“ das beste Los gezogen, das allerbeste mein Freund, der Hofmaler Professor Dr. Otto Heyden, Hauptmann von Knobelsdorff, ein Herr von Burgsdorf, ein junger märkischer Gutsbesitzerssohn, der — niemand begriff, auf welche Weise! — in Kairo dazu

gelaugt war, eine vizekönigliche Einladung zu erhalten, und ich. Wir vier waren zuerst an Bord gewesen und hatten von den vorhandenen vier Kabinen, behaglichen, kleinen Stübchen, Besitz genommen. Aber auch die anderen, zu denen eine später weltberühmt gewordene Persönlichkeit, der Korrespondent des „New-York Herald“, Mr. Henry Stanley, gehörte, fanden auf den Divans der großen Salons bequeme Lagerstätten. Den Vierzig auf der „Behera“ war ein weniger behagliches und weiträumiges Quartier an Bord geboten.

Seit dem 29. November schwamm unsere Flottille auf dem Nil stromaufwärts. An jedem Uferorte, in dem oder in dessen näherer oder fernerer Umgebung sich bedeutende Denkmäler der altägyptischen Vergangenheit befanden, wurde angelegt, und die ganze Gesellschaft fand die nötige Zahl von Pferden oder Reiteseln am Ufer bereitgestellt, um sie, begleitet von Kawassen und kundigen Führern, zu jenen gewaltigen Tempelruinen und Kolossen, Felsengräbern und Pyramiden, hinzutragen.

Die Bewirtung und Verpflegung an Bord überbot in bezug auf Vortrefflichkeit des Materials wie der Kochkünstlerischen Bereitung und auch Mannigfaltigkeit der Speisen und Getränke die kühnsten Erwartungen der bereits in Kairo so stark verwöhnten Gäste. Aber auch wenn uns die Besichtigungsritte meilenweit ab vom Nil und unseren Schiffen geführt hatten, war für die beste Verpflegung in ausgiebiger Weise gesorgt. In der Mittagsstunde konnte man sicher sein, mehrere Kamele von dem Uferorte, an dem unsere Dampfer lagen, eintreffen zu sehen, mit Kisten und Körben beladen, die alle Ingredienzien eines ausgesucht köstlichen, kalten Frühstücks einschließlich des Bordeaux, des Rheinweins und des Sektes für „Messieurs les Invités“ einschlossen, unter allgemeinem Jubel geöffnet und dieses überreichen Inhaltes entleert wurden. Auf ausgebreiteten Teppichen, im Schatten von Felswänden

oder der mit riesigen Reliefbildern bedeckten Tempelmauern am Boden lagernd, verzehrte man diese guten Gaben dann mit unsäglichem Behagen, und diese Mauern und Wände hallten den aus vielen dankerfüllten Herzen kommenden Ruf wider: „Vive le Khedive!“ Es waren Tage voll ungetrübtester Lust. Man glaubte zu träumen, durch ein Märchenland dahinzuschwimmen und darin zu leben, in dem das Unwahrscheinlichste für uns Wirklichkeit geworden war.

So hatten wir bereits die Tempel von Denderah, von Abydos (sechs Stunden hin und zurück erforderte der Ritt von und wieder nach Girgeh am Nilufer), die Tempelruinen und Kolosse bei Luxor und Karnak und von Medinet Habu, die Königsgräber, die Tempel von Edfu und Esneh, die Grabkammern von Silsileh, den Tempel auf der Uferhöhe von Omboß besucht. Am späten Nachmittage des 15. Dezember, an dessen Morgen wir letztere mit dem halb im Sande begrabenen Tempel bestiegen hatten, legten wir bei Assuan am rechten Nilufer angesichts der in ihrem Charakter völlig veränderten Landschaft an.

Die kleine, anmutige Insel Elefantine im Schmuck ihrer Palmen und Akazien erhob sich in der Mitte der Strombreite, Assuan gegenüber. Wir verließen den Dampfer und waren bald von einem bunten, seltsamen, malerischen Volksgewühl umgeben. Viele kaffeebraune und negerischwarze, halb und ganz nackte Gestalten waren darunter, besonders unter den Schiffszimmerern, die im Schatten großer Sykomoren und Akaziengruppen Nilbarken bauten. Händler — berberische Männer, die das lange, schwarze Haar am Hinterkopfe zu einem dicken Knoten zusammengewunden trugen — gingen mit Lanzen, Körben, geflochtenen Deckeln hausierend umher; die kleinen Mädchen, mit nichts als einem Gurt und daran befestigtem, kurzem Schürzchen aus Riemenfransen und farbigen, darauf gezogenen Glasperlen bekleidet, baten, die ausgestreckten,

schmutzigen Händchen haltend, um einen Backschisch. Auf dem Bazar in der Stadt, deren Gassen von niedrigen Häuserchen mit holzgeschnitzten Muscharabiehen vor den wenigen Fenstern in ihren Lehmmauern eingefast waren, fanden wir, immer von einer Schar von Männern, verhüllten Weibern und nackten Kindern umdrängt, besonders glasierte, schwarze und rötliche Tongefäße, die durch ihre interessanten Formen und die eingeritzten Ornamente unwiderstehlich zum Ankaufe verlockten. Zum Ufer zurückgekehrt, bestiegen wir unsere Boote und ließen uns nach Elefantine hinüberrudern. Der Boden der Insel ist mit Durrahfeldern und Rizinuspflanzungen zwischen elenden Hütten aus ungebrannten Rilschlammziegeln bedeckt, die von Dattelpalmen und Akazienbäumen beschattet werden. Auch an verstreuten Resten altägyptischer Bauten, mächtigen bearbeiteten Granitblöcken, Säulen- und Mauertrümmern fehlt es nicht; die meisten sahen wir auf dem höchsten, dem südöstlichsten Teil der Insel, von dem wir eine weite, fesselnde Aussicht über diese wie auch über den oberen Nil, aus dem hier schon häufig niedrige Granitklippen aufragen, und über die Ufer genossen. Die Bevölkerung schien sich noch völlig im Naturzustande zu befinden. Alles junge Volk ging vollständig nackt, die Mädchen einzig mit jenem Gürtel und Schürzchen bekleidet, die Frauen mit dem dunkelblauen, gürtellosen, vom Halse zu den Füßen reichenden Baumwollengewande und dem Kopftuch. Vor den Lehmhütten des Dorfes zeigten sich manche naive-anmutige Familienszenen, Gruppen solcher kleiner Mädchen, die noch jüngere, noch nacktere Geschwister mütterlich zärtlich warteten. Sowie sich aber einer von unserer europäisch gekleideten Gesellschaft zeigte, war er sofort von der kleinen Bande umgeben, die ihm die Hände mit der inneren Fläche nach oben entgegenstreckte und ihr „Backschisch, Chowage! Backschisch, Ketih!“ entgegenrief. Wir fuhren wieder über den Nilarm zum Dampfer zurück, wo das immer in die Abendstunden gelegte Diner auf

dem Deck beim Laternen- und heute beim Mondschein auf uns wartete. Den Abend und die halbe Nacht brachten wir unter den Palmen am Ufer wandelnd und sitzend im Anblick der in silbernes Licht getauchten Nilandschaft zu, die linde, weiche Luft mit Sonne einatmend und den Träumen nachhängend, in welche der Ort, die Stunde, die ganze Umgebung uns einwiegen.

Der nächste Tag war für den Besuch der Tempelinsel Philä, die eine Stunde weiter nilaufwärts aus dem Strom aufragt, bestimmt. Um sechs Uhr morgens trafen wir mit unseren Genossen von den anderen Dampfern am Ufer vor Assuan zusammen, wo bereits ein ganzes Heer von gesattelten Reitkamelen für „Messieurs les Invités“ neben ihren Führern bereitstand oder vielmehr in bekannter, das Besteigen ermöglichender Stellung am Boden hockte. Unter viel fröhlichem Lärm und Lachen, dem in allen Rachen- und Kehllauten ausgeführten Geschrei und Gezänk der arabischen Treiber und dem Gebrüll der Kamele wurden sie von uns achtzig Rhedivegästen, darunter auch einigen wenigen Damen, bestiegen, — die eine, Frau Storm, eine etwa fünfzigjährige, reiche Holländerin, mußte auf ihr Verlangen mit Stricken auf dem Sattel ihres Tieres festgebunden werden. Dann erhoben sich die Kamele unter erneutem Gebrüll in ihrer gewohnten, für den Neuling auf ihrem Höckerstuhl höchst unangenehm überraschenden Manier zuerst mit den hohen Hinterbeinen und dann erst, wenn sie auf diesen standen, auf den vorderen. Die geleitenden Kawaffen stiegen zu Pferde und fort ging die Karawane, theils verwundert angestaunt, theils belacht und mit Zurufen überschüttet von der versammelten Volksmenge, zunächst durch Assuans Gassen, darauf über den arabischen Friedhof vor dessen Südtor, dann zwischen wildzerstreuten Syenitblöcken und vorüber an tief im Schutte begrabenen, altägyptischen Tempeltrümmern und an jenen Steinbrüchen, in denen seit Jahr-

tausenden noch einige halb bearbeitete, zu Obeliskten ausgebrochene riesige Monolithen liegen, deren Vollendung die Steinmehen aufgegeben hatten, weiter zur Wüste. Nach einstündigem Ritt näherte sich der Zug wieder dem Nil. Dort am Ufer mußte abgestiegen und der weitere Weg zu Fuß gemacht werden. Das Bild, das hier der gewaltige Strom bot, glich in nichts seinem Aussehen auf der ganzen Strecke von Kairo bis Assuan. Wir befanden uns am Ufer des sogenannten ersten Katarakts. Kühn aufgetürmte, schwärzliche Uferklippen engen sein Bett ein und pressen seine ungeheure Wassermasse zusammen. Andere große und kleine Klippen ragen in ungezählter Menge aus seiner Flut auf, die sich mit starkem Gefälle gurgelnd, strudelnd, rauschend, brausend und schäumend zwischen allen diesen Hindernissen hindurch talabwärts wälzt. Etwa eine Viertelstunde oberhalb dieser gefährlichen Stromschnellen aber zeigten sich, über der dort noch glatteren, breiten Wasserfläche aufragend, die Pylonen, die Palmen und Mimosen der Tempelinsel Philä. Über die Steinblöcke am Ufer steigend, gelangten wir allmählich zu den flacheren Stellen am oberen Laufe, wo die Dahabiehen für die Fahrten weiter nilaufwärts anlegen. Da drängte sich eine große Flottille von Strombarken, beladen mit hierher transportierten Maschinenteilen aller Arten, Rädern, enormen Massen von gefüllten Säcken, Fässern und Kisten mit Lebensmitteln, die von einem wimmelnden Schwarm fast nackter, fellachischer Männer unter der Aufsicht von englischen und beturbanten ägyptischen Angestellten verladen wurden. Hier rüstete man gerade damals die große Expedition des Obersten Baker, des Entdeckers der gewaltigen Binnenseen im Nilquellengebiet, aus, der im Auftrage des Khedive auszog, um für dessen Reich Nubien bis weit hinauf zu jenen äquatorialen Gegenden zu gewinnen, eine Expedition, die bekanntlich völlig ergebnislos geblieben ist.

Unter dem breiten Laubdach einer mächtigen Sykomore am Ufer hatte eine Gesellschaft von englischen „Inuités“ von unseren Dampfern die herrliche Mondnacht im Freien angeblickt der Insel verlebt. Nun lagen die Barken bereit, die uns alle hinübertragen sollten. Während wir sie bestiegen, sahen wir mehrere braune Jungen aus den nächsten Dörfern ihre Kittel, ihr einziges Kleidungsstück, zu einer Art Turban zusammengeballt auf den Kopf nehmen, in den Nil springen, dort schwimmende Balkenstücke ergreifen und, sich rittlings daraufflegend, sich mit den Händen über den Stromarm zur Insel hinüberrudern. Was diese drolligen, schlanken Burschen dazu antrieb, konnte nur die unbestimmte Hoffnung sein, bei der Anwesenheit so vieler „Chowages“ auf Philä für sich reichlichen Backschisch abfallen zu sehen. Nun war das Inselufer erreicht und wir stiegen von der Südseite über schönes, altes Gemäuer, die halbverschütteten Reste einstiger Tempelbauten, von der Anlegestelle zu dem ziemlich hochgelegenen Plateau hinauf. Ein wunderbarer Anblick bietet sich dort! Mehrere Tempelsysteme, zum großen Teile noch wohl erhalten; zwei mächtige Pylonenpaare jenseits (nördlich) eines weiten Vorplatzes, der von langen Säulengängen zur Rechten und Linken eingefast ist, tempelartige Bauten hinter den Pylonen und drüben, jenseits des westlichen Nilarmes, die hochragenden, grotesk geformten, schwärzlichen Granitklippen der westlich Philä gegenüber im Nil gelegenen Insel Bige, und auf der höchsten Stelle des Ostufers Philäs, sich über die Palmenwipfel aufschwingend, der prächtige „Kiosk“, der kleine, dachlose, viereckige Bau mit den fünf Säulen an jeder Lang- und den je vier (die beiden Ecksäulen mit inbegriffen) an jeder Schmalseite auf dem Marmorsockel. Und überall über den Boden der Insel hin verstreut, zwischen den hohen, gelbblühenden Mimosengebüschchen und den Palmen, noch andere rätselhafte Tempeltrümmer und Mauerreste. Wie in eine verzauberte,

längst untergegangene Welt versetzt kam man sich vor in diesem einst geweihten, heiligen, stillen Inselbezirk. Damals hatten die Ausgrabungen noch nicht stattgefunden, durch welche in den neunziger Jahren auf allen Theilen der Insel die Grundmauern von verschiedenen Tempeln so freigelegt worden sind, daß nun eine vollständige Topographie der ganzen einstigen Tempelstadt auf Philä gewonnen ist. Wir tappten bei unserem Besuche ziemlich im Dunkeln in bezug auf Bedeutung wie auf die Entstehungszeit der noch aufrechten und zum Teil noch im frischen Glanze der lebhaften Farben, mit denen wir sie bemalt sahen, leuchtenden Säulenhallen und Mauern; und in bezug auf die der niedrigeren Trümmerstätte erst recht. Unsere bestellten „Führer“ aber waren in der Agyptologie und in der Geschichte Philäs anscheinend noch weniger beschlagen als wir. So viel indes wußten wir schon damals davon, daß alle diese Tempelbauten auf der Insel verhältnismäßig neueren Datums sind, daß nur einer vor der Ptolomäerherrschaft über Agypten, also vor 350 v. Chr., aufgeführt worden ist, mehrere aber erst unter den römischen Kaisern Augustus, Tiberius, Claudius, Trajan, Hadrian, Mark Aurel und Diokletian entstanden sind. Aber die Gesetze und Formen des ägyptischen Stils für Tempelarchitektur und plastischen Schmuck standen bekanntlich so unverrückbar fest, daß kaum eine Abweichung von dem uralten Kanon die um ein halbes oder ganzes Jahrtausend später erbauten Tempel und gemeißelten Skulpturen von den älteren unterscheidet.

Die hohe Gottesmutter Isis, der die Insel und der Haupttempel auf ihr geweiht waren, wurde von den Völkern Nubiens, den Blemmyern, ebenso in Furcht und Verehrung angebetet wie von den Agyptern, die aus allen Gauen des Reiches zu diesem Heiligtum pilgerten. Von den verheerenden geschichtlichen Völkerstürmen blieb die weltentlegene heilige Insel verschont. So überdauerte auch der heidnische Isisdienst

auf ihr noch lange die Einführung des Christentums im übrigen Agypten. Erst unter Justinian um 550 n. Chr. ist der Inseltempel geschlossen und damit begonnen worden, christliche Kapellen und Kirchen mit Benutzung des Materials abgebrochener heidnischer Tempel auf Philä zu errichten. Nach der Eroberung des ganzen Nillandes durch die Araber sind sie verfallen oder dem Dienste Allahs und des Propheten geweiht worden. Was von den alten Tempelbauten nicht vorsätzlich zerstört wurde, hat sich in dieser Weltabgeschiedenheit, in dieser regenlosen, gleichmäßigen Luft vorzüglich erhalten.

Auf dem großen Vorhofe der ganzen Tempelstadt auf dem südwestlichsten Teile der Insel begann unsere Wanderung, dort, wo nahe ihrer Südwestecke ihr ältestes Bauwerk, die Halle des Nektanebos, mit ihren von den einstigen vierzehn noch aufrecht stehenden sechs Säulen steht, aus deren Blumen- und Knospenkapitälen sich noch, wie aus denjenigen der Säulen des großen Tempels zu Denderah, je ein Würfel mit der Gesichtsmaske der Göttin Hathor auf seinen Seitenflächen erhebt. Dieser kleine Kiosk bildete ursprünglich nur die Vorhalle des von demselben Pharao erbauten Tempels, der bald nach seiner Vollendung bei einer Nilüberschwemmung vernichtet worden sein soll, und auf dessen Stelle Ptolemäus Philadelphus, der auch jene Halle erneuerte, den großen Isis- und Harpokratestempel aufzuführen begonnen hat. Zur Linken zieht sich von hier am Westrande der Insel, der durch eine Quaimauer gesichert ist, gegen Norden hin ein langer Säulengang. Seine vielfach zerstörte Decke wurde noch von einunddreißig aufrecht und in geringen Zwischenräumen voneinander stehenden Säulen getragen. Ihre Kapitäle zeigen die verschiedensten Blumen- und Knospenformen. Die Rückwand ist mit zahlreichen Reliefdarstellungen ägyptischen Stils bedeckt, in denen die römischen Kaiser Augustus, Tiberius, Nero

völlig in den Trachten und der Haltung der alten Pharaonen, den Göttern und den Göttinnen des Nillandes Opfer bringend, dargestellt sind. Durch die Öffnungen in dieser Mauer blickt man über den westlichen Nilarm und die Felseninsel Bige.

Ein sehr viel kürzerer, immer unvollendet gebliebener Säulengang, in dem nur sechs fertig ausgeführte Säulen stehen, schließt den großen Vorplatz auf seiner Ostseite ein. Wüste Trümmer eines Tempels sahen wir vor dem südlichen Anfange dieses Ganges den Felsboden bedecken. Bei späteren Ausgrabungen ist der Grundriß jenes Heiligtums freigelegt und der ganze Bau als Tempel der Ur-hes-noser erkannt worden, ein Trümmerhaufen am Nordende dieses östlichen Säulenganges als die Ruine eines Asklepiostempels.

Vor uns, als Abschluß dieses nahe an hundert Meter langen Vorplatzes, ragt auf höher gelegenem Terrain die breite Pylonenfront des ptolemäischen Tempels auf, bedeckt mit kolossalen Reliefbildern, die der Verherrlichung der (ptolemäischen) Pharaonen gewidmet sind. Zwischen den beiden mächtigen, schweren, bastionartig ansteigenden, achtzehn Meter hohen Türmen öffnet sich das große Mitteltor des Nektanebos; ein zweites, kleineres Nebentor durchbricht den westlichen Turm. Vor dem östlichen erhebt sich zwischen verstreuten Trümmern, über die man zum Eingange hinaufsteigt, noch ein besonderer Torbau, den Philadelphus dort errichten ließ. Die beiden granitnen Obelisken, welche einst vor den Pylonen aufgerichtet waren, sind nach England entführt worden. Von den beiden steinernen Löwen, die dort als Tempelwächter lagerten, blieb nur einer erhalten.

Eine neuere Episode in der mehrtausendjährigen Geschichte des Nillandes hinterließ an der inneren östlichen Seitenwand eine Erinnerung, ein schlichtes, kurzes Denkmal zurück, dessen Anblick auf uns einen eigentümlich ergreifenden Eindruck

machte. Da stehen in noch unverblästen großen Schriftzügen auf die Steinplatte gemalt die berebten Worte: „L'an 6. de la république, le 13 Messidor. Une armée française commandée par Bonaparte est descendue à Alexandrie. L'armée ayant mis 20 jours après les Mamelouks en fuite aux pyramides, Désaix, commandant la première division, les a poursuivis au delà des cataractes, où il est arrivé le 13 Ventose de l'an 7.“ Unterzeichnet von den Namen der Brigadegenerale „le 13 Ventose an 7 de la république, le 3 Mars an de Jésus Christ 1799.“ Die militärische Leistung, wie nutz- und fruchtlos sie auch sein mochte, ist jedenfalls höchst imposant gewesen.

Dies Tor durchschreitend, gelangten wir auf den Tempelvorhof, den im Westen das, wie auch bei dem Tempel zu Denderah angebrachte, sogenannte Geburtshaus der Hathor, ein säulenreicher Bau, im Osten eine Säulenreihe und dahinter ein Gebäude begrenzen. In diesem in mehrere Kammern getheilten, an den Wänden vielfach mit Reliefbildern von Weihehandlungen römischer Pharaonen geschmücktem Bau hat man später ein Dienstgebäude für die Priester erkennen wollen. An der Nordseite begrenzt den Vorhof der wieder auf höherem Gelände erbaute, zweite kleinere, dem ersten nicht parallel stehende Pylon des der Isis und dem Harpokrates geweihten Tempels. Eine Stiege führt zu dem Tor zwischen den beiden Pylonentürmen hinan. Durch dies Tor gelangten wir in das Innere des unmittelbar hinter den Pylonen gelegenen offenen Hofes. Östlich und westlich liegt eine Kammer, deren Dach auf je einer Säule ruht. Dann folgt der Pronaos, der vielsäulige Saal mit seinen acht hellfarbig bemalten Blumen-, Palmentronen- und Knospentapitalen, den Stützen der mit astronomischen Zeichen geschmückten Decke. Die Farben, das Maigrün, Blau und Rot, sahen noch so frisch aus, als wären sie in diesem Jahre aufgetragen. An

die Nordseite schließen sich mehrere dämmerige Vorzimmer des völlig dunklen Allerheiligsten.

Auf der Westseite des Tempels zieht sich allerlei Gemäuer, die Reste von Befestigungsbauten, über den Felsboden, von Ge-
strüpp, Mimosen- und Palmengebüsch überwuchert, zum Westufer hin: ein von Hadrian erbautes Tor mit einem dazu gehörigen Zimmer, das unter Marcus Aurelius und Lucius Verus mit Reliefs geschmückt worden ist und eine lange, zum Ufer hinab-
führende Treppe. Weiter nördlich ragen die Trümmer eines unter Kaiser Claudius erbauten, dem Harondates (Horus) geweihten kleinen Tempels über dem Boden auf. Als wir die rätselhafte Trümmervelt genügend durchschweift hatten, stiegen wir auf der in der Nordwestwand des Isis-tempels aufwärts führenden Treppe auf dessen Dach bis zur Oberschwelle des Tores zwischen den Pylonen, genossen dort den wundervollen Aus-
blick über die ganze Insel, der nur durch die beiden hoch-
ragenden, großen Pylonentürme an der Südgrenze des Vorhofes etwas eingeschränkt wurde, und zeichneten schleunig ein Stück dieses Bildes, das sich da unseren Augen zeigte.

Bald aber wurden wir darin unterbrochen. Von unten her klang heiterer Lärm herauf und die Aufforderung, herunter-
zukommen: das Frühstück sei da. Teppiche waren auf dem Boden ausgebreitet, die von dem Dampfer nachgesandten Kisten bereits geöffnet, Bordeaux- und Champagnerflaschen entkorkt und die ganze Gesellschaft eifrig beschäftigt, allen den guten Gaben jede Ehre anzutun. Die Gänseleber- und Wildpasteten, die kalten Geflügelbraten, Schinken, Sardinien usw. verschwanden vor dem gesegneten Appetit wie Schnee unter der Sonne.

Die Sonne des Wendekreises brannte uns glühend auf die Köpfe, aber Heyden und ich fanden doch, daß wir keine Zeit hätten, müde zu sein, wo das reizendste alte Bauwerk der Insel erst nur ganz flüchtig und aus der Ferne von

uns gesehen worden war. Wir verließen den Tempelhof, schlugen uns ostwärts in die Palmen- und Mimosengebüsch und wanden uns zwischen ihnen, zwischen Felsblöcken und Trümmern hindurch, vorbei an den Ruinen des durch Philometor und Guergetes IV. der Hathor-Aphrodite erbauten kleinen Tempels, ohne zu ahnen, welche merkwürdigen, eigenartig reizvollen Malereien seine säulengetragene Hallendecke schmücken, zu dem weiter südlich von ihm auf der Höhe gelegenen Kiosk. Damals galt er noch allgemein für einen „Pavillon der Kleopatra“. Seitdem haben unsere Ägyptologen festgestellt, daß er erst unter Trajan erbaut und dieser Kaiser in dem Pharao dargestellt ist, den man in den Reliefbildern auf der Innenseite der Säulenschranken dem sperberköpfigen Gotte Horus Weinopfer darbringen und Isis und Osiris huldigen sieht. Von oben her durch die glühende Mittags- sonne beschienen (es mochte zwei Uhr geworden sein), so daß nur die horizontalen Flächen des Gebälks, der Schranken und die Kelchränder der Säulenkapitäle (Blumenfelse) unterhalb der ihnen noch aufgesetzten Würfelköpfe grell und scharf beleuchtet waren, während jede vertikale Fläche des Gebäudes und die Säulenschäfte in duftigem Schatten lagen, stand der anmutige Wunderbau vor uns da, sich als zartdunkle Silhouette von dem glänzenden Südhimmel absetzend. Das ganze Gelände vor seiner nördlichen Langseite mußte bis zu jenem Herbst noch mit den Schlammziegelhütten eines Fellachendorfes bebaut gewesen sein. Dann aber, als Philäs Bauten sich wie alle die anderen Denkmäler Ägyptens den eingeladenen Gästen des Khedive befreit von jeder störenden, nicht hinzugehörigen Umgebung zeigen sollten, war Befehl gegeben worden, die Hütten einfach zu rasieren, die den Blick auf den Kiosk behinderten. Die Einwohner hatten ausziehen und zusehen oder gar mithelfen müssen, ihre Lehmhütten niederzulegen, was mit einigen kräftigen Fußtritten

gegen das lockere Gemäuer bewerkstelligt werden konnte. Nun standen auf der ganzen breiten Strecke zwischen uns und dem Kiosk nur noch ganz niedrige Lehmmauerreste, dunkel beschattete, braungraue Wandstücke mit scharf beschienenen Oberkanten. Das ganze Bild lockte unwiderstehlich dazu, es festzuhalten. Trotz der prallen Sonnenglut, die mir auf Schädel und Schultern brannte, setzte ich die Absicht durch und bin noch heute froh, daß ich es getan und mir in der durchgeführten gewissenhaften, genauen Zeichnung des palmenumgebenen Kiosk mit jenem seltsamen und effektvollen Vorgrund ein bleibendes Denkmal auch dieser auf der Tempelinsel verlebten Stunden geschaffen habe. Die heutigen mit dem Kodak bewaffneten Reisenden haben es bequemer.

Wir waren seit bald zehn Stunden auf den Beinen und verlangten endlich doch danach, zur Ruhe zu kommen. So stiegen wir zum Südufer nieder, nahmen Abschied von der Insel, ließen uns übersetzen zum Lagerplatz der Engländer unter der großen Sykomore. Alle Schiffsgenossen waren längst zurückgekehrt. Von Schwärmen um Backschisch bettelnder, nackter Buben und kleiner Mädchen wie von einem Mückenschwarm umschwirrt, wanderten wir zum Landungsplatz der Bakerschen Dahabiehen, wo das bunteste Leben herrschte, bestiegen wieder unsere Kamele, deren Treiber mit den Tieren ehrlich auf uns gewartet hatten und ritten durch die Wüste nach Assuan zurück. Schon war der letzte Glutschein der Abendsonne erloschen, der Vollmond stieg höher und höher zum blaßgestirnten Himmel auf. In seinem Glanz auf dem Deck unseres „Feros“, um dessen Planken des heiligen Stromes Wellen rauschten, saß ich traumverloren noch bis tief in die Nacht hinein im Nachgefühl der Eindrücke dieses einzigen Tages, den ich auf Philä erleben durfte. Am nächsten Morgen wendeten unsere Dampfer und Dahabiehen zur Fahrt fromabwärts nach Kairo zurück.

Nie mehr wird es in der Gegenwart und in den kommenden Zeiten einem Sterblichen vergönnt sein, auf der heiligen Insel in und zwischen ihren Tempelhallen ähnlich glückliche Stunden zu genießen, wie die mir dort beschieden gewesen.





VII.

Ein Schelmenstreich unter guten Freunden.



Ein kleiner Kreis von Intimen, saßen wir noch lange nach dem Schluß des Diners plaudernd beisammen. Das Gespräch drehte sich bald um das große, unvermeidliche Thema: die Frauen, die Liebe, die erfreulichen und die bösen Erfahrungen, die jeder Mann in bezug auf jene und auf diese zu machen hat. Um die süßen Täuschungen und die desto bittereren Enttäuschungen, die den einen der Wankelmuth, die Untreue derer, die er liebte, bereitet und diejenigen, welche andere ihrer eigenen Eitelkeit und Selbstüberschätzung danken. Endlich um die ganz besonders ärgerlichen, welche zuweilen durch mehr oder weniger böshafte Zettelungen schadenfroher, guter Freunde veranlaßt werden, denen es ein schändliches Vergnügen macht, einen vertrauensvollen, ahnungslosen Jüngling oder Alten in aller Form „hineinzulegen“, um sich dann, wenn es gelungen ist, an seinem Ärger und seiner Beschämung zu weiden.

„Nicht wahr! Du hast einmal eine wahre Hauptgeschichte von dieser Sorte miterlebt und uns erzählt?“ so wendete sich ein lieber, jüngerer Freund aus diesem Kreise an mich. „Ich meine, es war auf eurer Gesandtschaftsreise durch Marokko

in Fez. Die anderen hier kennen die Geschichte nicht; du könntest sie wirklich hier 'mal erzählen."

"Ja, tun Sie's; erzählen Sie!" klang es von allen Seiten. „Wollen Sie die ollen Kamellen wirklich hinnehmen? Na gut, dann sollen Sie sie haben. Vielleicht ist es pietätlos, wenn ich die Sache einem größeren Kreise erzähle. Der Held des Abenteuers war ein lieber Kollege, ein hochbegabter, reichgebildeter Mensch, braver und gutmütiger Kerl und ein Original in jeder Hinsicht. Er ist seit mindestens siebenzehn Jahren tot. Sein Ende, dem Monate völliger Geistesumnachtung vorausgingen, war eben dadurch ein tragisches, tief beklagenswertes. Es geht mir einigermaßen wider den Strich, Sie auf seine Kosten lachen zu machen. Aber ich verleumde ihn ja nicht, ich sage ihm kein Verbrechen nach. Und so wird sein verklärter Geist es schwerlich als eine Kränkung empfinden, wenn er in seinen himmlischen Höhen uns belauschen und vernehmen sollte, was ich Ihnen hier von ihm erzähle. Ich schließe von mir auf ihn, und von mir weiß ich's ganz genau: wenn das, was sich jetzt mit meinem Namen nennt, erst zum Häufchen Asche verwandelt sein wird, so mögen Sie und alle meine mich überlebenden guten Freunde einander meinetwegen alle Dummheiten, die ich begangen, alle Schwächen, die ich je befaßt habe (und es ist eine stattliche Summe!) mittheilen und sie nach Herzenslust belachen, — ich werde es Ihnen nicht verübeln und nicht nachtragen.

Die Geschichte spielte sich im Mai des Jahres 1877 ab und, wie unser lieber L. ganz richtig angegeben hat, in Fez, der damals bei uns noch so wenig bekannten, legendarischen einen der drei Hauptstädte des Reiches seiner Scherifischen Majestät Muley Hassans, des Sultans von Marokko. Wie ich dahingekommen bin? höre ich Sie fragen. Ja, das ist wieder eine ziemlich seltsame und abenteuerliche Geschichte. Eines der vielen von mir erlebten

eklamanten Beispiele dessen, was ich ‚Glück haben‘ nenne. Ich glaube so fest an diese irrationelle, unerklärliche, die Gestaltung unseres Daseins bedingende Macht, wie der Advokat in Capus' Schauspiel ‚La Veine‘. Wem es im Leben gelingen soll, der muß eben von dieser Macht in einer bestimmten Sekunde an eine ganz bestimmte Stelle geschoben werden. Eine Sekunde später oder früher, ein paar Fuß von jenem Fleck entfernt — und der Zufall wäre an uns vorbeigegangen. Wir hätten den betreffenden Menschen nicht gesehen, und die glückliche Entscheidung, durch welche der günstige Verlauf unserer folgenden Lebensjahre bewirkt wurde, wäre nie für uns eingetreten.

Am Morgen des 20. März 1877 las ich in der ‚Vossischen Zeitung‘, daß eine Deputation aus Offizieren deutscher Regimenter ausgewählt und kommandiert sei, unter Führung des Korvettenkapitäns der Kaiserlichen Marine, Herrn Zembisch, die Geschenke, welche der alte Kaiser Wilhelm I. dem Sultan von Marokko zu übersenden beabsichtigte, zunächst nach Tanger, zum dortigen Ministerresidenten des Deutschen Reiches, Dr. Theodor Weber, zu bringen, und von dort aus diesen auf dem Zuge nach Fez zu begleiten, wo er die Kaisergeschenke dem Nachfolger des Propheten zu überreichen haben würde.

Damals war ich noch von einer leidenschaftlichen Reise-
lust und romantischen Sehnsucht in die blaue Ferne besessen. Gerade durch ihre häufige Befriedigung wurde sie nur immer von neuem genährt und erregt. So versetzte mich jene Notiz in der Zeitung denn auch sofort in verlangendes Träumen. ‚Wer da mitkönnte!‘ Und wie hübsch würde es gerade für dich sein! Kapitän Zembisch hat 1871/72 viel in unserem Hause verkehrt, ehe er, in großen militärischen und diplomatischen Missionen verwendet, von der Berliner Bildfläche verschwand. Und nun gar Theodor Weber, der zum Führer der Expedition von Tanger nach Fez bestimmte deutsche Minister-

resident! Ist er doch der Sohn des liebsten Freundes deines verstorbenen Vaters, der Sohn des Landpfarrers Weber in Döbern bei Pr.-Holland, dem Paradiese deiner Jugend. Aber wie sollte man es anfangen, zu solcher Sache eingeladen oder auch nur zugelassen zu werden. Gib den Gedanken auf und das vergebliche Träumen von dem Glück und der Möglichkeit einer solchen Reise . . .“

Nachmittags an demselben Märztage hatte ich einen Besuch im Hotel Royal an der Ecke der Wilhelmstraße und der Linden zu machen. Wie ich, nachdem er absolviert war, wieder heraustrete, regnet es stark. Ich habe keinen Schirm mitgenommen. Eine Droschke ist nicht zu sehen. Der nächste Omnibus — Pferdebahnen gab es damals nur eine einzige: Dorotheenstraße-Charlottenburg — geht über den Wilhelmplatz. Also, statt durchs Brandenburger Tor und den Tiergarten, nach Hause über den Wilhelmplatz durch die Leipziger und Potsdamerstraße. In beschleunigter Gangart habe ich jenen bald erreicht, und gerade dort kreuzt sich mein Weg mit dem eines Marineoffiziers. Ich erkenne unseren alten Freund Zembisch. „Sind Sie's wirklich? Welche frohe Überraschung, den ganzen Morgen habe ich heute an Sie gedacht.“

„Und Sie, lieber L. P., Sie schießt mir wirklich der Himmel! Wie ich Sie sehe, fällt es mir plötzlich ein: Sie sind es ja, den wir brauchen. Ich weiß nicht, ob Sie schon von der Sendung der Kaiserlichen Geschenke an den Sultan von Maroffo gelesen haben, die ich bis Tanger zu Dr. Weber geleiten muß. Von da bringen wir sie dann gemeinsam mit großem Geleit nach Fez. Da muß doch einer mitkommen, der in den Zeitungen darüber berichtet. Und das müssen Sie sein; wie wär's? Können Sie sich nicht entschließen, mitzukommen? Dann spreche ich heute noch mit Minister Bülow, der die ganze Sache leitet. Überlegen Sie sich's und geben mir bis morgen Bescheid nach dem Marineamt am Leipziger Platz.“

Ich will Ihnen nicht schildern, was ich bei diesen Worten empfand. Die unbändige Freude und zugleich das fast unheimliche Gefühl, auch diesmal wieder, wie bereits wiederholt in der zweiten Lebenshälfte, recht eigentlich vom Glück aufgesucht worden zu sein und ohne mein Zutun gerade das beschert zu bekommen, was ich mir am innigsten gewünscht und am wenigsten erhoffen gekonnt hatte . . . Jeder von Ihnen kann sich das selbst ausmalen.

Und mit diesem glücklichen Zufall noch nicht genug: zu Hause angekommen, finde ich ein Billet von meinem verehrten Freunde, Stadtrat Korn aus Breslau, dem Eigentümer der „Schlesischen Zeitung“, für die ich damals bereits seit länger als acht Jahren tätig gewesen war. In diesem Briefchen teilt er mir mit, daß er in Berlin sei, und bittet mich, diesen Nachmittag sechs Uhr mit ihm im Hotel zu speisen. Ehe ich dort eintraf, hatte ich bereits von den Eigentümern der „Bosfischen Zeitung“ die Zustimmung zu meiner Reise, zur Bewilligung genügender Taggelder und eventuell zu dem Arrangement erbeten und erhalten, meine für sie zu schreibenden Reiseberichte außer in der „Bosfischen“ auch in der „Schlesischen Zeitung“ abdrucken und auch von dieser mir den gleichen Betrag zu den Reisekosten zahlen zu lassen. Mit derselben Bereitwilligkeit ging Korn auf meine Vorschläge ein, und so konnte ich mich wieder einmal jenem höchst angenehmen Bewußtsein hingeben, den größten Genuß, den ich mir damals hätte wünschen und träumen können, mir in bestimmte, nahe Aussicht gestellt zu sehen und dafür, daß ich den mir ohne mein Zutun gebotenen annahm, noch obenein höher honoriert zu werden als für die mühevollste Arbeit.

Die nötigen Vorbereitungen waren rasch getroffen. Am 1. April, dem ersten Ostertage, sagte ich den Meinigen Lebewohl für ungefähr drei Monate, und mit Kapitän Zembisch behaglich in einem guten Coupé installiert, ging

es — mit den wohlverpackten Kaisergeschenken — fort gen Marokko.

Zunächst nach Paris. Nach dortigem fünftägigem, sehr interessantem Aufenthalt nach Marseille in den prangenden provençalischen Frühling hinein. Es war einfach befelegend! Noch heute, nach siebenundzwanzig Jahren, wenn ich daran zurückdenke, überrieselt mich ein Nachklang jenes Wonnegefühls, das mich auf dieser Fahrt erfüllte . . .

In Marseille trafen wir mit einer kleinen Gruppe der Herren zusammen, welche an der Expedition teilnehmen sollten und schon vor uns dort eingetroffen waren: dem jungen Grafen Seherr-Thoß, Leutnant bei den Potsdamer Gardehusaren, dem in Rom stationierten, gelehrten Korrespondenten eines großen, rheinischen Blattes, Dr. M., und dem Photographen Remelé mit dem Sergeanten Facius vom Kaiser Franz-Grenadierregiment und dem Wachtmeister Scholz von den Gardeulanen, — beide beauftragt, die dem Sultan übersendeten neuen Schußwaffen der preussischen Armee zu erläutern, der letztgenannte auch die ebenfalls zum Geschenk bestimmte Gismaschine vorzuführen, deren Behandlung er zuerst in der Fabrik zu Halle studiert hatte und durch die er — dank einer Ausströmung heißer Ammoniakdämpfe beim Operieren mit ihr — in Fez getötet wurde. Die anderen Herren waren durch Spanien vorausgereist und sollten sich erst in Gibraltar mit uns zusammenfinden. Mit jenen fünf Begleitern schifften wir uns am nächsten Tage auf dem nach Gibraltar abgehenden Dampfer ein, der uns in ungefähr dreitägiger Fahrt zu diesem britischen Bollwerk an der Meerenge brachte.

Auf dieser Seereise hatte ich Gelegenheit, mit Dr. M. näher bekannt zu werden und zu erfahren, wes Geistes Kind er sei. Wie ich schon vorhin erwähnte, ein reich veranlagter Schriftsteller von gediegener, ja gelehrter Bildung und speziell musikalisch sehr begabt und unterrichtet. Damals etwa dreißig-

jährig, war er ein echtes kölnisches Kind. Er hatte zuerst katholische Theologie, dann Musik studiert, ehe er sich dem Journalistenberuf ergab, zu dessen geschättesten, glänzendsten Vertretern er nun gehörte. Sein lebhafter Sinn für Humor befundete sich in seiner Neigung und seinem Talent, stark gepfefferte, überpikante Geschichten zu erzählen, womit er manche Zuhörer an Bord sichtlich amüsierte. Aber es schien mir, als würfe er seine Würde oft mehr, als er es hätte tun sollen, fort, ohne, wie Lessing, sich bewußt zu sein, sie in jedem Augenblick wieder zurücknehmen zu können. Seine Erscheinung mit dem ganz kurz wie ein Araberkopf geschorenen Haar, das ein englisch-chinesischer Tropenhut mit Schleier bedeckte; das schnurrbärtige Gesicht mit den blauen Brillengläsern vor den Augen und die etwas unter mittelgroße Gestalt in echter Touristentracht und mit Reiterstiefeln hatte dazu von Haus aus einen Stich ins Komische. Kurz, wie bereitwillig man seinen Geist, seinen Witz, sein Wissen und seine Unterhaltungsgabe auch anerkennen mochte, man fühlte sich doch bald verführt, seinen Spaß mit ihm zu treiben, ihn zu foppen. Um so mehr, als er noch eine der gefährlichsten schwachen Seiten mit naiver Offenheit zur Schau trug: die Überzeugung, daß er unwiderstehlich für die Frauen sei, daß sie sich in ihn vergafften, wo er sich nur zeigte. Das Gehänseltwerden, auch wo er es merkte, trug er mit guter Laune, und da er es kaum übel zu nehmen schien und immer wieder neuen Anlaß dazu bot, so hörten die „Fumisterien“, die man trotz aller Freundschaft und Sympathie gegen ihn anstiftete und mit ihm trieb, seitens der jungen, übermütigen, von zarter Schonung und Rücksichtnahme meist ziemlich freien Offiziere während der Reise von Tanger nach Fez niemals auf.

In Gibraltar trafen wir die zweite Gruppe der zur Teilnahme an der Expedition beorderten Herren an: Leutnant von Schulenburg von den Zietenhusaren, Baron von Kalk-

stein vom 1. Garderegiment zu Fuß, Rittmeister v. Rabe von den Gardékürassieren, Graf Stolberg-Rosla vom Regiment Garde du Korps, Manenleutnant in der Reserve Baron v. Barmbühler, Sohn des württembergischen Ministers, heute Bundesratsbevollmächtigter seines Heimatsstaates, den Prinzen Arenberg, Leutnant bei den Königshusaren, und den Stabsarzt Dr. Dominik, Arzt an der Zentral-Kadettenanstalt. Man sieht, es war eine ziemlich ungewöhnlich zusammengesetzte Reisegesellschaft. Aber man wurde in Gibraltar schon ziemlich schnell miteinander bekannt. Während der folgenden, ungefähr vierzehn Tage, die wir dann in Tanger zubringen mußten, gestaltete sich diese Bekanntschaft immer intimer und vertrauter. So lange waren wir genötigt, dort zu warten auf das Eintreffen einer uns vom Sultan aus Fez entgegen- gesendeten großen Geleitschar von Maghazaireitern, von Zeltmannschaften mit den nötigen Zelten zum Übernachten im Freien, von Küchenmannschaften, auf die Kamele für den Transport des Gepäcks und der Geschenke, die Maultiere und Berberpferde für uns alle, auf denen wir den ungefähr zwölf- tägigen Ritt nach der Residenz der scherifischen Majestät zu machen haben würden. Wolkenbruchartige Regengüsse, von denen die Ströme angeschwollen waren (Brücken über diese gibt es kaum in Marokko), hatten den Abgang dieser Karawanen von Fez so lange verzögert.

Die Zeit wurde uns nicht lang in Tanger. Mir schon am wenigsten, da ich von meinem Vetter und meinen beiden Cousinen, die seit unserem letzten Zusammensein im lieben heimischen ostpreussischen Kirchdorf-Pfarrhaus 33 Jahre älter geworden waren, in ihrem schönen Gesandtschaftspalais am Succo (dem Markt vor den Toren) gastfreundschaftlich und herzlich aufgenommen und einquartiert worden war. Das in Tanger residierende gesamte diplomatische Korps, die Vertreter der europäischen Mächte, eine dort angeessene belgische und

die höchst liebenswürdige amerikanische Familie Perdicaris wetteiferten darin, unserer ganzen Gesellschaft das Leben in der interessanten maurischen Hafenstadt und ihren wundervollen landschaftlichen Umgebungen so angenehm wie möglich zu machen. Und das gelang ihnen so gut, daß jedem von uns das Scheiden schwer wurde, als es endlich hieß: „Aufsitzen“ und unter dem Vortrab der Lastkamele und der prächtig malerisch gekleideten und ausgerüsteten 75 marokkanischen Reiter, denen die Fahne mit dem weißen Halbmonde im roten Felde voranwehte, in Begleitung des Dolmetschers, Herrn Mansour, des langen Schumann, Sekretärs und Neffen Webers und meiner alten Cousine Therese, einer ausgezeichneten Reiterin, ihrer spanischen Dienerin Carmen und dreier Diener von Tanger abreiten, ins Unbekannte und Ungewisse hinein.

Ich kann und will Ihnen hier diese höchst wundersame, an großen, überraschenden, reizvollen Eindrücken und abenteuerlichen Erlebnissen überreiche Reise nicht ausführlich schildern. Der ganze Abend würde dazu nicht ausreichen und Ihre Geduld im Zuhören auf eine zu harte Probe gestellt werden. Nur ein Detail will ich hier erwähnen. Es betrifft den Kollegen M. Er machte auf seiner „Mula“ einen wunderlichen Eindruck mit der nichts weniger als reitermäßigen, stark gekrümmten Haltung, mit dem großen, weißen, helmartigen Tropenhut und den Reiterstiefeln, mit der umgehängten Botanisiertrommel und der Jagdflinte, aus der nie ein treffendes Geschöß geschleudert wurde, über dem Rücken und den großen, blauen Brillengläsern vor den Augen. Wodurch aber von Zeit zu Zeit der Eindruck bis zu überwältigend komischer Wirkung gesteigert wurde, das war eine individuelle Eigenschaft seines Maultieres. Erst auf der Reise offenbarte sie sich, als die Wahl dieses Tieres durch seinen gelehrten Reiter nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Die Scheichs oder — wie ihr Titel in Marokko lautet — die „Amyle“

der Stämme, deren Gebiete der „Ambaschador“ mit seinem Geleit zu passieren hatte, waren beauftragt, den Gästen des Sultans auf ihrem Wege alle Ehren zu bezeigen und ihnen möglichst Interessantes und für die Sitten des Landes Charakteristisches zu sehen zu geben. Als solches erschien ihnen in erster Reihe die Vorführung einer Fantasia durch eine Gruppe von ausgewählten Reitern ihrer Stammeskavallerie. Hinter der Grenze jedes Distrikts fanden wir daher immer eine prächtig ausschauende Reiterchar auf ihren meist kleinen, mit reichfarbigen Decken und buntem Zaumzeug ausgestatteten Rossen zu unserer Begrüßung in langer Reihe halten. Bald nach der ersten feierlichen Bewillkommung löste sich ein Trupp von 4 bis 8 Mann aus dieser Schar und stob auf den zur Karriere angetriebenen Pferden unter rasendem Geschrei, aus ihren 6 Fuß langen Flinten blinde Schüsse in die Höhe, oder — aus dem Sattel sich tief herunterbeugend — gegen den Boden hinfeuernd, im tollen Jagen dahin. Das Bild war freilich für Künstleraugen von hinreißender Schönheit, wenn auch die dabei entwickelten Reiterkünste unseren Kavallerieoffizieren durchaus keine Bewunderung abzunötigen vermochten. Sowie nun diese Pferde zum Fantasielauf ansetzten und der erste gellende Schrei erklang, brach die Mula unseres Freundes M. wie von einem sie rasend machenden Insekt gestochen, mit ihrem Reiter trotz aller seiner verzweifelten Anstrengungen, sie zurückzuhalten, aus und jagte in der entgegengesetzten Richtung davon. Erst eine weite Strecke von dem Schauplatz der Fantasia stand sie plötzlich still, wandte sie sich und überschaute das Feld. Der ganze Vorgang und der Anblick des Tieres in seinem wahnsinnigen Davonjagen und gar erst zuletzt, wenn es mit seinem Reiter weitab, gewöhnlich auf einem höhergelegenen Fleck, hielt, wo jener dann, wie wir ihm versicherten, Napoleon, das Schlachtfeld überschauend, glich, war buchstäblich zum Heulen komisch. Vergeblich wurden alle

Straf- und Erziehungsmittel zur Anwendung gebracht, dem Tier diese Angst vor der Fantasia und diese unerträgliche Unart abzugewöhnen. Es blieb unverbesserlich. Und M. mußte es eben leiden.

Wir hatten am Morgen des 7. Mai, von den Höchstkommandierenden der ganzen Maghazenreiterei und der Infanterie der Besatzung von Fez, die uns entgegengezogen waren, empfangen und geleitet, unseren triumphierenden Einzug in der Hauptstadt gehalten. Wir waren in einem leeren Palast des Sultans einquartiert, den er (nach marokkanischer Sitte) von einem zu reich gewordenen Großen geerbt hatte, als dieser, von Sr. Majestät zum Tee eingeladen — wie es solchen Gästen merkwürdigerweise meist ergehen soll — nach dessen Genuß eines raschen Todes verblieben war. Die Geschenke waren dem auf seinem Grauschimmel im Schatten des hohen, purpurnen Sonnenschirms haltenden Sultan auf offenem Felde vor den Thoren der Stadt in Gegenwart seiner 3000 Maghazenis übergeben worden. Der Brief Kaiser Wilhelms an Muley Hassan war von Weber vorgelesen, durch den Dolmetscher sodann übersetzt und von dem Sultan mit freundlichen Worten erwidert. Militärische Exercitien waren an einem anderen Tage vor dem Gesandten und den Offizieren ausgeführt. Der Sultan hatte uns in seinem Gartenciosk in vertrauter Audienz empfangen. Verschiedene Festmahle beim Reichskanzler Sidi Musa, beim Gouverneur von Fez (dessen Bruder) und anderen Großen hatten wir überstanden, wobei unseren Magen die unerhörtesten Gerichte zugemutet wurden. Die von jeder europäischen Kultur gänzlich unbeleckte, ureigentümliche, merkwürdige Stadt und ihre herrlichen, landschaftlichen Umgebungen waren von uns nach allen Richtungen durchstreift. Unseren jungen Offizieren aber schien etwas für sie zum Leben Notwendiges zu fehlen. Ebenso eifrig als vergeblich hatten sie nach Haremschönen oder

freundlichen, allein stehenden Damen ausgespäht. Mit fanatischen Mienen und Gebärden wurde jedes weibliche Wesen von den uns in den Straßen auf Tritt und Schritt umschwärmenden Volkshäufen bedroht, welches wagte, nur einen längeren Blick auf die fremden „Christenhunde“ zu werfen, welche dem Sultan den schuldigen Tribut überbracht hätten. Die Damen im Judenviertel, der „Mellah“, waren freilich sicher vor solcher Bedrohung: gänzlich unverfleiirt, wenig zurückhaltend, manche sehr hübsch; aber alle so von Schmutz starrend, daß sie jedes zärtliche Verlangen nach ihnen im Keim erstickten. Kollege M. aber lebte der frohen Gewißheit, es könne und werde ihn auch hier — wie er es jederzeit am Rhein, in Spanien und in Rom erfahren haben wollte — seine Gabe, weibliche Seelen zu bestricken, nicht im Stich lassen. Schon hatte er wiederholt mit dem diskreten Lächeln des siegesbewußten Eroberers durchsichtig verschleierte Andeutungen gemacht, daß ihm beim Ritt durch die Straßen vom flachen Dach manches Hauses ein schönes Weib, den Schleier lüftend, freundlich zugewinkt und ihn angelacht habe. Dies feste Vertrauen in die eigene Unwiderstehlichkeit bei unserem Freunde ließ in der schwarzen Seele unseres biederen Kapitäns Zembisch einen schändlichen Plan reifen. „Wir müssen M. reinlegen,“ sagte er zu uns anderen. „Schweigen Sie nur und lassen Sie mich's machen. Sie sollen sehen, er geht in die Falle.“ Und so ruchlos waren wir sämtlich, daß nicht einer dagegen sprach.

An einem schönen Maitag waren wir von dem Oberhofmarschall, dem Raïd el Mischwan, Muhammed, zum Frühstück in seinem arabischen Palast eingeladen.

Ein weiter, an den Wänden mit schönem, maurischem Relieffornament dekorierter, von Arkaden mit Guseisenbogen umgebener Hof mit dem Springbrunnen in der Mitte lag hinter dem Gebäude. Von dem Raïd und seinen Beamten wurden

wir mit großer Herzlichkeit bewillkommnet und in die inneren Säle geführt, wo den Hausherrn sein kleiner Bube, ein hübsches Kerlchen von fünf Jahren, und zwei wunderschöne kleine Mädchen umgaben. Das Frühstück mit nur 16 Gängen, statt der bei den anderen Großen üblichen 28, war etwas europäischer und genießbarer, als die uns bei jenen anderen Großen vorgesetzt gewesenen Mahlzeiten. Das einzige Tafelgetränk, klares Wasser, mischten und würzten wir durch mitgebrachten Arrak. Im Brunnenhof hockten vier maurische Musikanten, die auf der Tarabuka, der Zither, der (umgekehrt, wie ein Cello, gehaltenen) Geige und Guitarre mit vier Saiten ein nervenpeinigendes Konzert ausführten. Nach der Tafel ließen wir uns zum Kaffee, zu dem allerlei Konfekt serviert wurde, unter den Arkaden nieder, während die Hofbeamten über die noch wenig geleerten Schüsseln herfielen, um mit den Fingern ihren festen Inhalt gierig zum Munde zu führen. Die Negerklavinnen des Hauses mit unverschleierten Gesichtern waren auf den Hof getreten und weideten sich freudegrinsend am Anblick der jungen Offiziere in ihren glänzenden Uniformen. Auf dem flachen Dach des uns gegenüberliegenden Frauenhauses erschienen die Gemahlinnen des Raib, um der Musik zuzuhören und die Fremden zu beäugeln. Eine und die andere ließ dann wohl für einen Augenblick ihren Schleier vom Gesicht verschwinden und warf einem der Offiziere einen raschen, feurigen Blick zu. M. saß vor den militärischen Genossen. Er hatte sich vom Violinisten dessen Geige erbeten und spielte nun, den Haremsdamen da oben zugekehrt, eine gefühlvolle Weise (alla franca das Instrument gegen den Hals drückend) und durch seine blauen Brillengläser zärtliche Blicke zum Dach hinübersendend. Er schien nicht zu ahnen, daß die kleinen, verstoßenen Koketterien der Schönen dort oben den hinter dem Geigenden sitzenden Offizieren galten. „Es ist doch toll! diese Weiber,“ sagte er zu

mir, als er geendet hatte. „Dieselbe Geschichte hier, wie in Cöln. Wie besessen sind sie nach mir.“

Zembsch aber, der ihn beobachtet hatte, flüsterte mir zu: „Er ist wirklich reif. Morgen machen wir's.“

Am nächsten Tage, dem 17. Mai, waren wir vom Sultan eingeladen, in dem eine halbe Meile von Fez auf seinem Landgut gelegenen Sommerpalais zu speisen. Nur mußten wir Tische, Stühle, Tafelgeschirr und Getränke selbst mitbringen. Er sandte nur die in Fez bereiteten Speisen in kolossalen, tiefen, sorglich zugedeckten irdenen Schüsseln hinaus, die durch eine Schar von Sklaven auf den Köpfen getragen wurden. In dem engen Gäßchen, das von unserem Hause zur großen Straße führte, sah ich, als wir eben auffaßen, einen jungen Neger in rotem, seidnem Kaftan sich, unruhig suchend und umherspähend, zwischen den Pferden und Maultieren bewegen. Ich beachtete es nicht weiter. Kaum waren wir auf die Landstraße hinausgelangt, so ritt M. an mich heran. Ich sah, daß er etwas auf dem Herzen hatte. „Denken Sie doch, L. P., was mir eben passiert ist. Sie haben doch den jungen Mohren gesehen, den roten? Na, der kommt zu mir heran, zeigt auf meine Brillengläser, übergibt mir hier diesen Brief, legt den Finger auf die Lippen und geht wieder ab. Der Brief ist arabisch; aber ich hab' so 'ne Ahnung, ja, ich laß mich drauf totschiagen, daß er von dem schwarzäugigen Weibe des alten Kaidonkels ist, die gestern mit mir da am Brunnenhof so sträflich kokettiert hat.“ So redete er mich an; ich brachte es wirklich fertig, keine Miene zu verziehen. „Sehr wahrscheinlich, Sie beneidenswertes Glückskind! Aber reiten Sie doch zu Weber oder zu Mansour und lassen sich den Brief übersetzen,“ antwortete ich. Natürlich tat er es. Ich sah ihn im Weiterreiten erst an der Seite des einen, dann an der des anderen das kostbare Dokument der Odalistenliebe entfalten und im lebhaften Gespräch mit

ihnen begriffen. Nach einiger Zeit schloß er sich mir wieder an. Die neugierigen Fragen der völlig eingeweihten Offiziere beantwortete er zunächst noch ausweichend. Der Brief sei ein Pumbrief, nichts anderes. Aber sie schienen ihm nicht zu glauben und meinten, er sei doch ein ganz verfluchter Schwerenöter.

„Sehen Sie, ich habe recht gehabt. Weber sagt, er könne den Brief nicht recht lesen, er sei syrisch-arabisch geschrieben. An Mansour solle ich mich wenden. Der hat ihn mir dann auch übersetzt. Und nun hören Sie, was mir der hübsche Racker von gestern schreibt. Es klingt ein bißchen überschwenglich, aber das ist ja so orientalische Manier. Also ungefähr so lautet der Brief auf deutsch:

„Geliebter Fremdling! Ich habe Dich gestern im Brunnenhof meines Herrn gesehen, mit Deinem Kopf, so glatt wie der eines Mauren, mit den blauen Zaubergläsern vor Deinen Augen; habe gesehen und gehört, wie Du die Geige spieltest, so ganz anders als unsere Leute. Du hast mich bezaubert, ich liebe Dich und bin Dein. Ich muß Dich noch heute sehen und küssen. Dein kostbares Leben soll keine Gefahr laufen. Heute, wenn der Muezzim das letzte Gebet vom Minaret der Moschee dort nahe bei Eurem Hause gerufen hat, sollst Du mich finden hinten in Eurem Drangengarten auf der Schwelle des alten Badhauses, und wir werden glücklich sein. Liebe mich und schweige! Deine Fatime. Postskript. Wenn Du heute durch die Straßen von Fez reitest, so trage drei Rosen auf Deinem Hut zum Zeichen, daß Du verstanden hast und kommen wirst.“

Nie ist es mir schwerer geworden, zu heucheln und ein ernstes Gesicht zu bewahren. M. aber vermochte auch gegen die anderen nicht zu schweigen. Bald wußten alle, um was es sich handelte, und alle baten einander: „Nur nicht lachen, nur sich nicht verraten.“ Alle beglückwünschten den Unseligen

und drückten ihm ihre nicht ganz neidlose Mitfreude an seiner bonne fortune aus.

Unsere Kavalkade war auf dem Landsitz des Sultans angelangt. Das Sommerpalais war von einem großen, ziemlich verwilderten Garten umgeben. Während die Maultiere entlastet, in dem langen, kahlen, geweißten Gartensaal, dessen Boden mit großen, grellbunten, marokkanischen Teppichen belegt war, die Tische und Stühle aufgestellt, erstere gedeckt und mit dem nötigsten Tafelgeschirr, mit Tellern und Gläsern besetzt wurden, sahen wir M. in eifrigem Gespräch mit einem der Soldados unserer Eskorte. Wiederholt wies er auf den Garten, dann auf sich und seine Nase und sprach eindringlich das arabische Wort „Uarda“, d. h. Nase, aus. Endlich verstand ihn der braune Krieger und ritt in den Garten hinein. Nach einiger Zeit kam er wieder und — mit leeren Händen. „Uarda mafihsch!“ sagte er achselzuckend, d. h. „Nase ist nich“. Fatal für den Empfänger des Briefes. Aber M. wußte sich zu helfen. Auf dem Heimwege ritten wir an einem Weizenfelde vorüber. Zwischen den Halmen leuchteten in Menge Klatschrosen, Coquelicots, im schönsten Rot. M. sprengte auf seiner berühmten Mula hinein, sprang ab, pflückte mehrere von ihnen, befestigte, wie Fatime es gewünscht hatte, drei auf seinem Tropenhut, saß wieder auf, schloß sich uns, die wir vor gewaltsam verhaltenem Lachen zu sticken meinten, an und ritt, nach allen Dächern und Muscharabien das so geschmückte Haupt wendend, wo sich ein verschleiertes, hinabschauendes Weib erblicken oder vermuten ließ, in die Straßen von Fez ein.

Bis zum Abend währte es noch so manche Stunde. Die ganze Verschwörerbande hatte nur die eine Sorge: Einer oder der andere würde sich verraten und den, dem vollen Gelingen so nahen Spaß verderben. „Nur nicht lachen und nichts merken lassen!“ flüsterte einer dem anderen zu. Auch

Cousine Therese, die spanischen Diener und die Dienerin waren bereits eingeweiht. Und die Selbstbeherrschung eines jeden und einer jeden wurde, je näher der Abend kam, auf immer schwerere Proben gestellt.

So wandte sich M. an Zembisch, der ein eigenes Gartenhaus mit einem eigenen Straßenausgang bewohnte, mit der Frage, ob er ihm gelegentlich auf Stunden das Zimmer mit den schönen Teppichen und Divans überlassen würde. „Sehr gern, lieber M.,“ antwortete er mit der ruhigsten Miene. „Sehen Sie sich's 'mal an, ob Sie's brauchen können.“ Und M. fand es sehr geeignet für die erhofften späteren Zusammenkünfte. Dann wieder sahen wir ihn mit Josef, dem auch mit dem Arabischen vertrauten spanischen Diener, im eifrigen Gespräch. „Was haben Sie denn mit Josef?“ fragte ich ihn. „Sehen Sie, Kollege, ich lasse mir so die nötigsten arabischen Worte und Sätze beibringen: Ich liebe dich, küsse mich, wann kommst du wieder? und die Namen der Tage und Stunden“ ... Nur nicht lachen! Nur nicht lachen!

Leutnant von Kalkstein war mit schöner Tenorstimme begabt und infolge davon immer ziemlich fangeslustig. Die anderen stimmten zuweilen in seine Lieder ein, und deutscher Rundgesang klang nicht selten kräftig durch die marokkanischen Hallen und den Drangen- und Granatengarten. Ein besonderer Liebling der Gesellschaft war das bekannte Volkslied:

„Ach, was hab' ich denn meinem Feinsliebchen getan?
Es geht an mir vorüber und sieht mich gar nicht an.“

An diesem Tage wurde bei seinem Gesange in später Nachmittagsstunde beim Tee ein eigentümlicher Nachdruck auf die letzte Strophe gelegt: „Laß ab von der Liebe, sie ist dir nicht gesund.“ Aber auch Verliebte haben, ebenso wie „hungrige Magen“, keine Ohren. M. ahnte und beachtete nicht die Warnungsstimme, die aus diesen Worten klang. Je mehr die Dunkelheit zunahm, desto unruhiger sahen wir ihn werden.

Endlich, als die Abendlitanei des Muezzim vom Söller des nächsten Minarets her durch die wonnige, mondhelle, linde Mainacht erklang, verschwand M. noch einmal in sein Zimmer. Diesen Moment rasch benützend, ließ sich der bartlose, rosige, anmutig gerundete, junge Husarenleutnant Graf Seherr-Thof in einen weiten, weißen Haik mit Kapuze hüllen, und so verkleidet lief er zu dem weißen Kiosk, dem alten Badehause, tief in den nachtdunklen, von vereinzelt eindringenden Mondstrahlen hier und da durchblitzten Drangenhain. Wenige Minuten später erschien M. wieder. Er hatte einen schwarzen Gehrock und perlgraue Handschuhe angelegt, um seiner Fatime noch mehr zu gefallen, oder zu imponieren, und in gespannter Erwartung stand die ganze Gesellschaft auf dem mit maurischen Fayencefliesen belegten, offenen Platz bei dem Springbrunnen am Rande jenes Haines und lauschte in das Schattendunkel hinein. Da, nach kurzem Harren, erklang von dort her lautes Geschrei und prustendes Lachen . . . Und aus dem Dunkel zwischen den Stämmen löste sich die weiße Gestalt des jungen Grafen in seinen wallenden Gewändern. Mit der Rechten hielt er M., den er mit den saftigsten Ehrentiteln belegte, hinten am Rockkragen gepackt und schleppte ihn zu unserem Brunnenplatz, und der volle Chor begrüßte den so grausam Getäuschten: „Laß ab von der Liebe, sie ist dir nicht gesund!“ Er aber, der schon wieder den ersten Schreck überwunden hatte, sagte mit selbstironischem Humor: „Da seht Ihr den bestraften Ehebrecher!“ Nur auf Mansour, den Dolmetscher, den Notar und Schreiber jenes Fatime-Briefes, fuhr er doch mit halb ernst gemeinter Wut los: „Sie Hund infamer, mich so reinzulegen!“ Doch das allgemeine Lachen, in das er gutmütig mit einstimnte, erstickte auch diesen gerechten Zornesausbruch des Gefränkten und Geprellten im ersten Aufblähen.

Daß M. uns alle fortan nicht tödlich haßte, sondern sich mit guter Laune in das einmal Geschehene fand, freundlich

wie zuvor mit allen verkehrte, keinem die begangene Schändlichkeit nachtrug, das ist ein Beweis dafür, welch eine grundgute Haut mein lieber Kollege war. Wir fühlten uns schließlich mehr beschämt als er und hatten alle Ursache dazu. Jeder fragte sich und den anderen: „Wäre ich, wären Sie unter solchen Umständen hereingefallen?“ Und das frage ich auch, Sie, die Sie mir (bedank' mich auch schön) so lange geduldig zugehört haben? Keiner sollte sich für absolut gefestigt halten. Die Eitelkeit, die, offenbar oder heimlich, in jeder Menschenbrust nistet, ist eine fast ebenso starke Macht, wie die beiden weltbewegenden und welterhaltenden, der Hunger und die Liebe. Und man soll nichts verschwören und sich

„Nimmermehr vermessen:
Von dieser Speise
Werd' ich nie essen“.





VIII.

Meine Erlebnisse während der bulgarischen Ereignisse vom August bis September 1886.



Von seiner Redaktion oder seinem Brotherrn auf den Schauplatz bedeutamer, wichtiger öffentlicher Ereignisse, seien es kriegerische oder friedliche, heitere oder trauerfestliche, gesendet zu werden, um darüber den Lesern der betreffenden Zeitung zu berichten, gehört für jeden noch lebensfrischen Journalisten immer zum Willkommensten und Angenehmsten, was ihm widerfahren kann. Aber vielleicht ist es für einen solchen noch reizvoller und erfreulicher, wenn er durch einen glücklichen Zufall auf einer zu einem ganz anderen, harmlosen feuilletonistischen Zweck unternommenen Reise plötzlich mitten in die Vorgänge eines großen, geschichtlichen Dramas hineingerät, das ihm eine Fülle des reichsten und interessantesten Stoffes der Darstellung gleichsam aufdrängt. Er hat das tief befriedigende Gefühl des Mannes, der auszog, seines Vaters Geselin zu suchen und — ein Königreich heimbrachte.

In eine solche Situation bin ich einmal vor achtzehn Jahren auf einer im Auftrag der „Vossischen Zeitung“ unternommenen Sommerreise geraten.

Damals, um Pfingsten im Jahre 1886, hatte sich bei Schloß Berg die Tragödie König Ludwigs II. von Bayern abgespielt. Der Tod des unglücklichen Monarchen hatte unter anderen Folgen auch die, daß die von ihm an verschiedenen Stätten seines Reiches — hier in tiefer Wald-einsamlichkeit, dort auf schroffer Felsenhöhe, da wieder auf stiller Insel im weiten See — erbauten Lustschlösser, deren Inneres zu Lebzeiten des Monarchen keines Profanen Fuß betreten, keines Unberufenen Augen gesehen hatten, nun dem allgemeinen Besuch zugänglich gemacht wurden. Diese verschlossenen Paläste, von deren innerer Pracht das Gerücht phantastische Wunderdinge erzählte, hatten die Neugier der Menschen jederzeit mächtig erregt. Nun endlich sollte sie befriedigt werden. Da wurde mir vom Geh. Justizrat Lessing, dem Mitbesitzer der „Vossischen Zeitung“, der Auftrag erteilt, diese bayerischen Königsschlösser zu besuchen und in den Spalten unseres Blattes zu schildern. Als erste unter allen deutschen Zeitungen hatte eben die Kölnische einen Artikel über diese Schlösser gebracht. Mein verehrter Auftraggeber hatte ihn gerade gelesen. Darin war eine Vergleichung dieser Phantasieschöpfungen des unglücklichen Bayernkönigs mit dem berühmten Waldschloß Carmen Sylvas, der Königin Elisabeth von Rumänien, am Pelesch, am Fuß des gewaltigen Buczegi, Sinaja, gezogen, die vielfach zu gunsten des letzteren ausfiel. Die Erwähnung dieses Schlosses in jenem Artikel ließ mich den Vorschlag machen, an jene Reise zu den Schlössern König Ludwigs gleich einen weiteren Ausflug nach Osten, eine Reise durch „Halb-Asien“ anzuschließen, um auch Sinaja mit in den Kreis meiner Schilderungen hineinzuziehen. Dieser Vorschlag fand Anklang bei meinem „Brotherrn“ und wurde ohne Zögern akzeptiert. Am 31. Juli brach ich zur Fahrt nach München auf. Am letzten Abend vor ihrem Antreten war ich mit einigen Freunden in der Osteria im Kunstausstellungspark zusammen. Unter

ihnen war auch Baumeister Tiede. Als ich von dem zweiten Teil meiner auszuführenden Sommerreise erzählte, die mich nach Absolvierung der bayerischen Königsschlösser nach Belgrad, Sofia und Bukarest führen würde, sagte mir Tiede: „In Belgrad müssen Sie meinen Schwager Richter, den Generaldirektor der serbischen Eisenbahnen, besuchen. Er könnte Ihnen dort sehr nützlich werden, und Sie dürfen einer freundlichen Aufnahme bei ihm gewiß sein. Ich schreibe Ihnen noch rasch eine Empfehlung an ihn.“ Mit herzlichem Dank nahm ich dies Billet von Tiede an, ohne zu ahnen, welche Wichtigkeit es noch für mich erlangen sollte.

Die Schlösser König Ludwigs hatte ich besucht, ihre Herrlichkeiten gesehen und treulichst geschildert. Dann fuhr ich über Wien nach Budapest, wo ich nur wenige Tage verweilte. Am ersten Abend mit dortigen Berufsgenossen vor einem Bierhause beim Glase sitzend, lernte ich einen im deutschen Generalkonsulat beschäftigten Herrn namens Jäger kennen. Als er im Gespräch, das uns bald einander näher geführt hatte, von meiner Absicht, nach Belgrad oder Sofia zu fahren, hörte, fragte er, ob ich denn auch einen regelrechten Paß hätte? „Nein, man braucht hier doch heute keinen Paß mehr!“ „Gewiß, ohne den kommen Sie nicht einmal über die serbische Grenze; über die bulgarische nun schon gar nicht. Aber den besorgen wir Ihnen morgen noch schnell im Generalkonsulat. Kommen Sie nur vormittags zu Bojanowski, da wird Ihnen der Paß ausgefertigt. Übrigens gebe ich Ihnen noch ein paar Zeilen an einen lieben Freund in Sofia mit, einen prächtigen Menschen, einen Württemberger, der vom Fürsten sehr geschätzt wird, Häberle, Vertreter der dette publique; hat auch eine reizende Familie; Sie werden in seinem Hause herzlich willkommen geheißen werden.“ Ich hatte neuen Grund erhalten, meinen alten Gönner, den glücklichen Zufall, zu preisen. Ohne ihn, der mir zu dieser Begegnung und Bekanntschaft mit

Herrn Jäger verhalf, — was wäre aus meiner bulgarischen Reise geworden!

Einen älteren Bekannten in wichtiger, einflußreicher Stellung glaubte ich schon in Sofia anzutreffen: den Freund und Adjutanten des Fürsten Alexander, Oberst von Corvin-Wiersbitzky, ehemals ein glänzender Gardeoffizier in Berlin, der dem Battenberger in sein neues Reich gefolgt war. Seine daheim auf einem Hoffest gemachte Bekanntschaft hatte ich im Mai 1883 in Moskau erneuert, wo ich ihn unter den zur Krönung Alexanders III. erschienenen Gästen und Delegierten fand und dringend von ihm eingeladen worden war, einmal nach Sofia zu kommen. Aber die Empfehlung an Herrn Häberle, den deutschen Geschäftsmann, war mir darum nicht weniger willkommen.

Mit dieser und dem mir durch Bojanowski — ebenfalls einem guten Bekannten von Berlin her — ausgestellten Paß fuhr ich in behaglichster Stimmung, in Erwartung neuer, interessanter Erlebnisse, Begegnungen, Eindrücke, durch das südöstliche Ungarn dahin und über die Donau in die Hauptstadt König Milans hinein, deren alte, so oft bestürmte, so viel umkämpfte, auch mit Strömen deutschen Kriegerbluts getränkte Zitadelle auf dem Plateau der steilen, hohen Uferklippe, hart an dem mächtigen Strom weit über Stadt und Land hin blickt.

Die Reize der Stadt Belgrad waren damals und sind auch heute noch ziemlich gering. Ihr Pflaster und ihr bestes Hotel waren gleich elend. Dafür bot die Masse der Bevölkerung und die zum Markt aus der Umgebung hereingekommene Menge der serbischen Landleute den Augen des Beobachters eine prächtige Fülle lebendiger Bilder durch ihre eminent malerische Erscheinung, ihre Köpfe wie ihre Trachten.

Und die Durchwanderung und Besichtigung der alten Feste, die ihre militärische Bedeutung als Zitadelle längst

eingebüßt hat, in der aber jede Schanze, jedes Thor, jeder Graben geschichtliche Erinnerungen an die alten Türkenkämpfe erweckt, gewährte ein in seiner Art nicht geringeres Interesse.

In der hübschesten, von Baumreihen eingefassten Straße Belgrads, in der Nähe des königlichen Konaks, fand ich die Villa des Generaldirektors und gegenüber das Haus unseres Gesandten, des Grafen Bray-Steinburg. Beide Herren traf ich nicht daheim. Sie waren im Gefolge König Milans zu einer großen Festlichkeit, die durch die Eröffnung einer neuen Eisenbahnstrecke veranlaßt wurde, nach Kragujewacz gefahren und kamen erst abends zurück. Ich benutzte den freien Nachmittag, um in Gesellschaft eines sächsischen Ingenieurs, des Herrn Bloß, den ich als Mitbewohner des Hotels, in dem ich abgestiegen war, kennen gelernt hatte, die schönste Partie der Umgegend Belgrads, den königlichen Park von Topšider, zu besuchen, der durch die dort erfolgte Ermordung von Milans Vorgänger, des Fürsten Michael Obrenowitsch, am 10. Juni 1868 eine traurige Berühmtheit gewonnen hat. Der Park mit etwas verwilderten Anlagen und einem Tempelchen, das dem Gedächtnis des alten Milosch Obrenowitsch, des ersten Befreiers Serbiens vom Türkenjoch (1815) gewidmet ist, liegt zwischen schönen Waldbergen eingebettet und bietet mit seinen malerischen, schattigen Partien einen höchst anmutigen Aufenthalt.

Am nächsten Morgen empfing ich im Hotel den Besuch eines journalistischen Kollegen, des Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“, Herrn Weiß. Er hatte von meiner Anwesenheit gehört und kam — nicht allein um „das Handwerk zu grüßen“, sondern auch — um mir die eben eingetroffene neueste Nachricht von einem gänzlich überraschenden, bedeutamen, folgenschweren Ereignis mitzuteilen, das sich in der vorletzten Nacht in Sofia abgespielt habe und auch für mich

persönlich von größtem Interesse sein müsse, da es wahrscheinlich meinen ganzen Reiseplan unausführbar machen werde. Fürst Alexander sei in der zweiten Hälfte der Nacht von den Offizieren des Artillerieregiments, die er noch abends zum Souper um sich versammelt gehabt habe, und von einigen dazu verschworenen Kadetten überfallen und unter Todesbedrohungen gezwungen worden, einen bereitstehenden, geschlossenen Wagen zu besteigen, in dem sie ihn, man glaube auf russisches Gebiet, entführt hätten. Die von den Verschwörern bestochenen und erkauften Regimente seien Herren von Sofia, der „Convoi“, die fürstliche Leibgarde, sei überwunden und entwaffnet, die Grenze gegen Serbien hin gesperrt. An den von mir beabsichtigten Besuch Sofias sei also vorläufig nicht zu denken.

Das war eine fatale, ärgerliche Nachricht. Durch Generaldirektor Richter, einen hochgewachsenen, stattlichen Herrn mit schönen, klugen, lebhaften Augen, der an demselben Morgen meinen gestern bei ihm gemachten Besuch erwiderte, und durch den ihm auf dem Fuße folgenden Grafen Bray, einen großen, breitschultrigen, untersehten Herrn, aus dessen blauen Augen wie aus jedem Wort die natürliche Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit sprach, wurde mir die Nachricht in allen Punkten bestätigt. Der Gesandte erzählte, daß König Milan, mit dem sie gestern einen ganz köstlichen Tag auf jenem Fest inmitten der von überall herbeigeströmten, in ihre nationalen Trachten gekleideten Volksmassen verlebt hatten, habe ihn noch nachts wecken und ins Schloß rufen lassen, um ihm die aufregende Kunde von Sofia, sofort nachdem er sie empfangen, mitzutheilen.

Der Generaldirektor lud mich zu einer Nachmittagsspazierfahrt in die Umgebungen Belgrads und zu einer den Tag schließenden kleinen Abendgesellschaft mit dem Grafen Bray im Garten seiner Villa ein. Er wünschte dazu bei-

zutragen, mich den Ärger vergessen zu machen, den die Durchkreuzung meines Reiseplanes in mir erregt hatte. Nachmittags holte ich ihn in seiner Wohnung mit den halb orientalisches ausgestatteten traulichen Zimmern, wo mich seine vornehme, etwas offiziersfrauenmäßig ausschauende, blonde, anziehende Gemahlin mit großer Freundlichkeit empfing, zur Fahrt ab. Sie führte zunächst nach Topshider und dann durch eine ungemein reizende Landschaft mit Laubgehölzen, üppigen Hecken am Wege, Wiesen mit weidendem Vieh, eingezäunten Waldstücken mit zutraulichem Damwild, zu dem kleinen Waldkloster Rakowiza, in welchem das Grabmal für König Milans Großmutter errichtet ist. Diese Landschaft erhielt die fesselndste menschliche Staffage durch einzelne Gestalten serbischer Bäuerinnen, die in ihrer schönen, eminent malerischen nationalen Tracht sich mit einer natürlichen Hoheit und Würde, gleichsam im großen Stil, bewegten und hielten, wie nur die Römerinnen auf Leopold Roberts Bildern.

Als ich meiner Freude an dieser Landschaft in voller Wärme und Lebhaftigkeit Ausdruck gab, sagte mein edler Gastfreund: „Nein, Sie dürfen um der dummen Geschichte in Sofia willen doch nicht Alles verlieren, was Ihnen die Reise dahin Schönes geboten haben würde. Da ist z. B. das felsige Defilee der Nischawa bei Nisch, wo mein junger Freund, der Ingenieur Kapp, gegenwärtig die künftige Eisenbahn nach Sofia traciert. Das ist eine Partie von ganz einziger landschaftlicher Schönheit. Ich gebe Ihnen eine Freikarte zur Eisenbahn, und Sie fahren morgen nach Nisch mit einer Empfehlung an Kapp. Der muß Sie dann dahin führen. Sie werden entzückt sein.“ Mit Dank nahm ich das freundliche Anerbieten an. Der Abend nach der Heimkehr von dieser hübschen Fahrt, das kleine Gartenfest bei Richter mit dem Grafen Bray, einem Herrn von Mutzenbecher von der deutschen Gesandtschaft und wenigen anderen Herren war im hohen

Grade interessant und gemütlich behaglich zugleich. In der lauen Augustnacht, unter dem großen Birnbaum, um den Tisch mit der Pflirsichbowle sitzend, blieben wir in fesselndster, anregendster und für mich belehrendster Unterhaltung, deren Hauptstoff natürlich das neueste bulgarische Ereignis, die Zustände und Persönlichkeiten in diesem Nachbarstaat und der vorjährige Krieg zwischen ihm und Serbien boten, dessen siegreiche, ruhmvolle Durchführung dem Fürsten Alexander nun von seinen eigenen Truppen durch so schmählischen Verrat gelohnt wurde, bis Mitternacht zusammen und die Zeit verging mir im Flug.

Am nächsten Vormittag (dem 24. August) machte ich meinen Besuch auf der Gesandtschaft, und damals schon knüpfte sich das Band inniger Sympathie mit Graf Bray, das später zu einem immer festeren, wahrhaft freundschaftlichen erstarkt ist. Ich nahm von dem Gesandten und Herrn von Nutzenbecher vermeintlich nur auf wenige Tage Abschied und verließ sie in der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Meinen Koffer ließ ich im Hotel und, durch den Generaldirektor in den Besitz des Fahrbillets erster Klasse für den mittags zwei Uhr abgehenden Schnellzug nach Risch gesetzt, dampfte ich einsam im bequemen, eleganten Abteil, mit einer Plattform davor, auf die ich einen Sessel stellen und mich hinaussetzen konnte, installiert, in glücklichster Stimmung ins serbische Land hinaus. Der Weg führte über Topšider durch schöne, fruchtbare Gegenden. Eichenwälder wechseln mit üppigen Wiesen, mit nun bereits abgeernteten Getreidefeldern und Gemüseäckern. Blaue Bergzüge schließen die Landschaft in der Ferne ab. Bald sind diese erreicht, Tunnel bohren sich in die Granitwände, wilde Schluchten tun sich auf. Neben der Schienenstraße strudelt schäumend die Morawa. Hier und da ein paar Eichen im herabgeschwemmten Erdreich. Dann wieder blickt man in malerische Ortschaften mit Hütten, die auf Pfählen

ruhen, mit Wänden aus Weidengeflecht; spinnende Weiber vor den Türen. Um halb acht Uhr bei abendlichem Dunkel war der Bahnhof von Nisch erreicht. Ich besteige einen offenen Hotelfiaker. Der deutschsprechende Kutscher wendet sich im Fahren zu mir um und fragt, ob ich mich nicht einem bei ihm wohnenden Herrn anschließen wolle, der einen Fahrtheilnehmer nach Sofia suche. „Aber ich denke, die Grenze ist doch geschlossen?“ — „Das war nur für einen Tag. Jetzt ist sie frei und in Sofia soll das Wetter schon umgeschlagen sein.“ — Das war eine frohe Botschaft!

Das Hotel hatte einen hübschen, stark besuchten Biergarten. Eine Damenkapelle spielte auf, alle Bänke waren besetzt. Viel hübsche Mädchen und Frauen in der Menge; und überall sprach man Deutsch. Ich ward zu dem Herrn geführt, der morgen nach Sofia fahren wollte, einem jungen Bamberger, der für sein väterliches Haus Halbastien „in Hopfen“ bereiste. Herr Treumann war ein angenehmer, verbindlicher junger Mann, der sogar meinen Schriftstellernamen kannte und einiges von mir gelesen hatte. Auch Ingenieur Rapp war in dem Garten: ein schneidiger, schwarzbärtiger, temperamentvoller Herr in den ersten Dreißigern. Er bedauerte lebhaft, mir nicht so dienlich sein zu können, wie er und der Generaldirektor es wünschten; müsse er doch schon morgen 6 Uhr früh eine Dienstreise nach ganz anderer Richtung hin antreten. Über serbische und bulgarische Verhältnisse machte er mir im langen Abendgespräch viele wertvolle Mitteilungen aus eigener, reicher Erfahrung.

Im sonnigen Licht der nächsten Morgenfrühe durchstreifte ich die Stadt, die ein wunderliches Gemisch von türkischer und europäischer und mehr noch spezifisch serbischer Bauart zeigte. Breite, erträglich gepflasterte Straßen, niedrige, weiße Häuser mit Vorbauten; jenseits des Flusses die alte türkische Festung. Ich telegraphierte an den Generaldirektor, wie der

ganze Reiseplan wieder geändert sei. Er möge daher die Güte haben, meinen Koffer aus dem Hotel holen zu lassen und postlagernd nach Sofia zu senden. Wein und einige Nahrungsmittel wurden eingekauft und ich bestieg mit Herrn Treumann den bestellten Wagen.

Es war die damals fast einzige Gattung von Reise- und Stadtwagen in Bulgarien und Serbien, die dort den Namen „Phaeton“ führt und genau die Gestalt unserer offenen Droschke erster Klasse und Taximeter hat. Nur, statt mit einem Pferde, ist sie mit viere breit bespannt, die ein Kutscher in bulgarischer Pelzmütze und Pelzjacke lenkt. Jeder von uns hatte es sich in seiner Ecke bequem gemacht, das Gepäck war „vertaut“, und, die Seele von freudiger Erwartung und tiefer inniger Befriedigung erfüllt, fuhren wir in die unbekannte, schöne Welt hinein, den bebusheten und waldigen Vorhöhen des Balkan entgegen. Die Gegend erinnerte vielfach an die Werraufer bei Wanfried und Kreuzburg. Aber immer wieder brachte die Bauart der Häuser, der Dörfer und Städtchen, die wir passierten (Bessandin, Morale), oder ein türkischer Brunnen mit malerischen Frauengestalten, die an ihm ihren Krug füllten, eine fremde, orientalische Note in das Bild. Höher und höher stieg der Weg am Gebirge hinauf. Wir erreichten eine Bergterrasse, von der sich ein weiter Umblick über das Hügelland und die Ebene bot und auf dieser Höhe den armen Ort Belpalanka, dessen Häuschen sich um eine zerfallene türkische Feste drängen. Und wieder ging es weiter bergan, vorbei an Posten bewaffneter Bauern in Laubhütten; — Landmilizen, die hier zum Schutz gegen die Raubbanden verteilt waren, von denen die Züge hochbepackter, von weißen Ochsen schwerfällig gezogener Lastwagen, welche uns häufig begegneten, vielfach bedroht sein sollten. Endlich war gegen Abend die Pashhöhe erreicht. Tief unten am Fuß der mit niederem Eichengestrüpp bewachsenen Bergkuppen sah man die Nischawa

in ihrem engen Felsenbett strömen: ein Landschaftsbild von wilder Großartigkeit. Rasch ging die Fahrt bergabwärts an den Resten der Schanzen vorüber, die noch vom vorjährigen Kriege zurückgeblieben waren, vorüber an den Reihen bepackter Ochsenwagen, deren Führer in Schafpelzen sich zur nächtlichen Rast anschiekten und nach Pirot, der serbischen Grenzstadt, hinein.

Hier, in dem mehr als primitiven Hotel, in dem wir eine schlechte Suppe, sauren Wein und ein hartes, aber ziemlich wanzenfreies Lager fanden, war man über die augenblickliche Lage in Sofia so wenig unterrichtet wie wir selbst. Gewisses wußte mir auch der Herr Präsekt von Pirot, an den mir Herr Rapp in Nisch eine Empfehlung gegeben hatte, und den ich am nächsten, nach einer Gewitter- und Regennacht klar und hell aufgegangenen, Morgen aufsuchte, — ein energisch geschnittener Charakterkopf mit geist- und ausdrucksvoll blickenden, dunklen Augen — nicht darüber zu sagen. Aber nachdem er meinen Paß visitiert hatte, ließ er sich in ein fesselndes Gespräch über das in Sofia Geschehene und über die wahrscheinliche Zukunft der Balkanländer mit mir ein.

Wir sagten einander Lebewohl und bald saß ich wieder mit meinem liebenswürdigen bayrischen Reisegeossen in unserem offenen Bierspanner, dessen ausgeruhete Tiere auf ebener Landstraße im Tal zwischen wolkenumhangenen Bergen lustig trabend uns dahinzogen. Bald war die Grenze erreicht und niemand hinderte uns, sie zu überschreiten, nachdem die Pässe revidiert waren. Der Beamte wollte gehört haben, daß Fürst Alexander bereits wieder befreit sei und seinen Einzug in Sofia gehalten habe. Eine Nachricht, die wir mit Jubel begrüßten. In rascher Fahrt ging es auf der von Weiden beschatteten ebenen Landstraße weiter, an alten Schanzen und Schützengräben vorbei bis Zaribrod, dem ersten bulgarischen

Städtchen. Es liegt im Tal, von hohen, kahlen Bergmassen umragt.

In den offenen Holzpfeilerhallen saßen viele spinnende Frauen; griechische Popen standen umher und sprachen lebhaft von den alle erregenden Ereignissen. Die widersprechendsten Gerüchte kursierten. Bestimmte Tatsachen zu erfahren war auch hier unmöglich. Nach halbstündiger Mittagsrast fuhren wir weiter, auf allmählich zur Hochebene ansteigenden Straße, neben der Scharen italienischer Arbeiter am Bau der Eisenbahn tätig waren. Wir passierten die düstere Dragomanschlucht zwischen steilen Granitwänden, und weiter ging es auf vielgewundenen Serpentinaen zur Höhe des öden Balkangebirges hinauf. Schwarzblaues Wettergewölk hatte sich zusammengeballt, von dessen finsternem Ton sich die silbergrau schimmernden Felsblöcke und Steintrümmer, mit denen die Hochebene überstreut war, leuchtend absetzten. Ein Gewitter brach mit wütendem Tosen aus. Hagel und Regengüsse prasselten auf uns hernieder. Aber rasch ging dieser Aufruhr der Natur vorüber. Unser Weg führte über das Schlachtfeld von Slivniza, auf dem Fürst Alexander — seine Tüchtigkeit als geschulter preussischer Gardeoffizier glänzend beweisend — im vergangenen Jahr die serbischen Eindringlinge mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatte. In dem Bach standen Gruppen bulgarischer Bäuerinnen in dunkelblauen, weißbesetzten Jacken über hochgesteckten, weißen Röcken und hielten große Wäsche. Und weiter ging die schnelle Fahrt, bald im Regen, bald im Schein der sinkenden Sonne, hinab zur Ebene, während dichtes Nebel- und Regengewölk sich um die Berge legte. Die Dunkelheit wurde nur noch von den Blitzen erhellt, die sich in den Wasserlachen des Bodens spiegelten.

Plötzlich sahen wir beim Schein einer Laterne in seiner Hand einen Soldaten, der dem Kutscher zu halten befiehlt, aus dem Dunkel her austreten. Er schwingt sich zu unserem

Wagenführer auf den Bock und fort geht es, dem Lichtgesimmer entgegen, das die Nähe einer Stadt verrät. Wir sind in Sofia. Aber vergebens verlangen wir in ein Hotel gefahren zu werden. Der Soldat, ein Polizeifergeant, nimmt selbst die Zügel in die Hand und kutschirt uns durch schwachbeleuchtete, holperige Straßen zu einem fahlen, geweißten Gebäude: der Polizeistation. Dort werden wir aufgefordert auszustiegen und die Treppe hinauf in ein schmutzig-weißes, weites, kahles Gemach zu folgen. Wie in einer Räuberhöhle sah es darin aus. Polizeisoldaten in braunen und weißen Waffenröcken, den Säbel am Schulterbandelier auf russische Art, die konkave Seite nach vorn gefehrt tragend, die weiten Hosen wie die Russen in kniehohen Stiefeln, saßen auf Bänken an einem langen Tisch, auf dem Papiere lagen, Gläser, Flaschen und Tintenfassler umherstanden. Ein paar Schreiber füllten lange Listen. Der Qualm der Pappros und Mißdüfte von aller Art füllten die Luft des Raumes. Der Polizeihauptmann richtete an uns in bulgarischer Sprache einige dringende Fragen. Wir verstanden so wenig eins seiner Worte wie er unsere Erwiderung. Unsere ihm vorgelegten Pässe starrte er blöde an, ohne sie lesen zu können. Nach verzweifelten und immer vergeblichen Verständigungsversuchen bat er einen höheren, jüngeren, schlanken Offizier in besserer Uniform und von höflicheren Manieren, ihm Hilfe zu leisten. Der richtete seine Fragen in russischer Sprache an uns. Die waren uns ebensowenig verständlich; aber wir vermuteten richtig, daß er nach Namen und Art, Beruf, Reiseabsicht, woher und wohin Wissenssorge trug. Ich suchte ihm pantomimisch, einen Bleistift in den Fingern, auszudrücken, daß ich Maler sei. Aber er mißverstand meine zeichnerischen Handbewegungen und fragte, wie von finstern Ahnungen erfaßt: „Corrispondente?“ Ich verleugnete hartnäckig die Wahrheit mit dem unbefangenen „Nitschewo!“ Endlich fanden die

Wächter der Ordnung einen Ausweg, um zum Ziel zu gelangen. Sie riefen unseren Kutscher, der Bulgarisch und Russisch so gut wie Deutsch verstand, erhielten jede wünschenswerte Auskunft und ließen uns als völlig unverdächtige Reisende wieder in unseren Wagen zurückkehren, der uns dann zum Hotel de Bulgarie am Schloßplatz, dem fürstlichen Konak gegenüber, brachte. Wir aber wußten immer noch nicht, ob wir unser Rigorosum vor der revolutionären oder fürstlichen reaktivierten Polizeibehörde zu bestehen gehabt hatten.

Erst dort im Hotel hörten wir authentische Nachrichten. Um die Sache Alexanders stand es günstig. Aber ihr voller Sieg war noch nicht entschieden. Die beiden eidverگessenen aufständigen Regimenter hielten noch immer die hochgelegenen Kasernen und deren ummauerten Hof besetzt und drohten, die Stadt zu beschießen, wenn die treugebliebenen Truppen sie angriffen.

In der Nacht ließ die eigentümliche Unruhe draußen, der Hall des dröhnenden Schrittes der Infanteriepatrouillen und der Hufschlag der Berittenen auf dem Straßenpflaster, das Plätschern des Regens und das Kommen und Gehen der Offiziere unten in dem großen Café im Erdgeschoß mich zu keinem festen Schlaf gelangen. In der ersten Morgenfrühe schon durchschweifte ich die seltsame Stadt, in der noch alles im Werden begriffen schien und alttürkische Gebäude, Moscheen, Bazare, fensterlose Häuschen noch durchaus nicht völlig durch die modernen Gebäude und Straßenanlagen im Wiener und Pariser Stil verdrängt waren. Ich gab bei Herrn Häberle, dem Stuttgarter Bankier, einem warmen Verehrer des entführten Fürsten, meine Karte und den Empfehlungsbrief des Herrn Jäger ab. Häberle gehörte, wie ich mich bald überzeugen konnte, zu den Männern, die unter einer angenommenen rauhen, stachlichten Außenseite tiefes Gemüt, Zartfönn, Güte, feines Empfinden bergen. In seiner kurz angebundenen, aber

wahrhaft herzlichen Weise wurde ich von ihm aufgenommen, seiner liebenswürdigen Gattin und seinen beiden anmutigen Töchtern vorgestellt und an demselben Tage noch von ihm in den deutschen Klub eingeführt. Ich suchte unseren deutschen Vertreter, Herrn v. Salbern, einen noch jugendlichen Diplomaten, auf, der mir einen sehr guten, vertrauenswerten Eindruck machte und allein schon durch seine glühende Bismarckbegeisterung und =Verehrung mein Herz gewonnen hätte. Sein großer Chef in Berlin hatte ihm während seiner bisherigen Karriere immer wieder durch jede Depesche, jede Vorschrift des Verhaltens reichen Grund zur Bewunderung seiner überlegenen Weisheit, Voraussicht, durchdringenden Menschen- und Sachkenntnis gegeben. Durch Herrn v. Salbern und Oberst v. Corvin, den ich nicht daheim traf, der mir dann aber seinerseits einen Gegenbesuch machte, erfuhr ich endlich Näheres und Genaueres über die Vorgänge der verhängnisvollen Nacht des 21. zum 22. August.

Der Streich gegen den Fürsten war zweifellos von Rußland ausgegangen. Zar Alexander III. hegte gegen den Battenberger eine unverföhnliche Feindschaft, weil er diesen bestrebt sah, sein Land von der russischen Vormundschaft mehr und mehr zu befreien. Die den Plan entworfen hatten, waren der frühere Oberstleutnant Zachariw, der frühere russische Offizier Kiffakow und der Metropolit Clement gewesen. Das 2. Artillerieregiment war von ihnen gewonnen. Das 1. Regiment, von dessen Treue sie überzeugt waren, wurde schon längere Zeit vorher nach Sliwnitza verlegt. Die Offiziere hatten noch bis gegen Mitternacht an der Tafel des Fürsten Champagner getrunken und manches Glas auf sein Wohl geleert. Um 2 Uhr wurden der Fürst, sein Bruder und sein Sekretär durch Lärm vor und in dem Schloß erweckt. Sie hatten sich kaum notdürftig angekleidet, als Major Gruew, der Kommandeur der Junkerschule, und Kapitän Dimitriew, an der Spitze von

12 Mann (von der Junkerschule) mit geladenen Gewehren, in das Vorzimmer drangen und von dem ihnen entgegen-tretenden Fürsten die Erklärung seiner Abdankung forderten. Nach einigen Verhandlungen, während derer die Mündungen der Gewehre beständig auf den Fürsten gerichtet waren, mußte der Sekretär einen Bogen Papier holen und, auf einer Holzbank sitzend, fertigte der Prinz die verlangte Urkunde aus. Dann führte man ihn in einem geschlossenen Wagen in das Kriegsministerium, von da in ein Kloster, in der nächsten Nacht nach Brazza, am 23. nach Rachowa an der Donau, wo seine Wächter mit ihm eine bereitliegende Dampfyacht bestiegen. An Silistria vorüber fuhren sie nach Reni und übergaben ihren Gefangenen dem dortigen russischen Kommandanten. Dieser wurde dadurch in große Verlegenheit gesetzt. Er hatte keinen Befehl und keine Erlaubnis, den Fürsten festzuhalten. Er entließ ihn daher und stellte ihm frei, sich hinzubegeben wohin er wolle. Fürst Alexander sei dann nach Lemberg gefahren. Dort würde ihn auch die bulgarische Deputation aufsuchen, die abgesandt sei, um ihn zur Rückkehr nach Sofia zu bestimmen.

Sehr bezeichnend ist der Vorgang, der sich am Morgen nach der Entführung des Fürsten in den Straßen Sofias abgespielt hat. Über den russischen Ursprung der ganzen Gewalttat läßt er keinen Zweifel. Der geistige Führer der russischen Partei, Herr Zankow, hat am Morgen nach jener Nacht einen Volkshausen vor das russische Konsulat geführt, und der Konsul, Herr Bagdanow, hat diese Menge aufgefordert, niederzuknien und Gott um Verzeihung für das Unrecht zu bitten, welches die Bulgaren Rußland getan haben. Das ist denn auch geschehen, und der Pope ist mit dem Hausen niederkniet und hat für das heilige Rußland gebetet. Der Umschwung in der öffentlichen Meinung und Stimmung aber sei schon sehr bald eingetreten. Ein getreuer Oberst sei mit

einer kleinen Schar in die Stadt eingesprengt und habe die Treubruchigen ins Bockshorn gejagt. Und nun führe Oberst Mutkurow von Philippopol her treugebliebene Truppen herbei, die dem ganzen beschämenden Intermezzo bald ein Ende machen würden.

Oberst v. Corvin fand ich, als er mich besuchte, tief niedergeschlagen und erbittert gegen das nichtswürdig undankbare, heuchlerische, eidbrüchige Gesindel. Ihn hatte in der Nacht, gegen 4 Uhr morgens, Lärm und Schießen im Hof der Kaserne des Convois geweckt, wo die Verschwörer mit großer Übermacht die ahnungslosen Reiter in ihren Betten überfallen hatten. Als er aufgesprungen war, aus seinem Schlafzimmer eilen wollte und die Thür öffnete, sah er sich fünfzehn Soldaten gegenüber, deren Gewehrmündungen auf ihn gerichtet waren. Da sei ihm nichts übriggeblieben, als sich zu resignieren. Er habe sofort seinen Abschied eingereicht, die Uniform abgelegt, und werde in den nächsten Tagen den bulgarischen Staub von seinen Stiefeln schütteln und nach Deutschland zurückkehren.

Meine Frage, ob eine Aussicht sei, daß der Fürst sich bewegen lassen werde, die Regierung noch einmal zu übernehmen, verneinte er mit aller Entschiedenheit. Des Fürsten Gemüt sei zu sehr verbittert und mit Verachtung dieser Gesellschaft erfüllt. Ein langes, langweiliges Interregnum stände hier bevor und er riet mir, auch lieber baldmöglichst Sofia zu verlassen, wo Interessantes, Berichtenswertes für die nächsten Monate nicht zu erwarten sei, und meine Reise nach Rumänien fortzusetzen.

Dieser Rat erschien mir wohlbegründet. Wenn wirklich die Wiederkehr des Fürsten ausgeschlossen war, so konnte es Monate währen, bis unter Rußlands Oberhoheit eine definitive neue Regierung gewählt, ernannt und installiert wurde. Unmöglich konnte ich das hier abwarten. Interessante Kämpfe,

um die aufständischen Truppen zu bewältigen, standen schwerlich bevor. Dem 2. Artillerieregiment sollte der Boden schon ziemlich heiß unter den Sohlen werden. Wenn man es nicht angriff, so sollte es sogar schon seine Bereitwilligkeit bekundet haben, seine die Stadt bedrohende Stellung in seiner Kaserne aufzugeben, Sofia zu verlassen und nach dem Witosch, der großen, vereinzelt Bergmasse, die sich im Süden der Stadt aus der Ebene erhebt und nach den dort gelegenen Dörfern zu marschieren, um da die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. So schien hier alles wirklich zu langweilig, ereignis- und interesselos zu werden und für mich kein Grund vorzuliegen, meinen Aufenthalt noch länger auszu dehnen.

Mein Reisegefährte hatte seine Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt. Seine Geschäfte in Sofia waren erledigt. Er war hoch erfreut, zu hören, daß ich wieder mit ihm ginge und die Fahrt über den nördlich vorgelagerten hohen Balkan zur Donauebene nach Dom-Palanka (etwa 25 deutsche Meilen) gemeinsam machen wolle. Die Herren Häberle und v. Saldern hatten zwar manches gegen meinen schnellen Entschluß einzuwenden und ersterer versicherte mir: „Sie kommen bald wieder. Ich weiß es gewiß. Hier stehen noch in nächster Zeit sehr interessante Dinge bevor, die Sie froh sein werden, mit zu erleben.“ Aber ich ließ mich nicht halten und nahm mit herzlichem Dank von beiden Herren und nach einem letzten Frühstück in angenehmster, internationaler Gesellschaft vom Klub Abschied. In langer Durchwanderung auch von dem köstlich malerischen Rest der alten Türkenstadt mit ihrer Moschee, ihren unglaublichen Winkeln, dunkeln Gäßchen, schattigen Höfen, in denen einfallende Sonnenstrahlen die schönsten Rembrandtschen Bildeffekte hervorriefen, mit ihrer so wundervoll da hinein stimmenden Bevölkerung in den alten, unverfälschten Türkentrachten — Bilder, die mir das Scheiden

schwer und mich in meinem etwas übereilten Entschluß fast schwankend machten. Aber unsere auf dem Polizeiamt erbetenen Passierscheine waren bereits ausgefertigt; der Phaeton mit auf jeder Station bis Lom-Pаланка zu wechselnden vier Postpferden in dem Hofe des Posthalters — einem großen, stinkenden Sumpf mit Misthausen, in denen zwischen den ungereinigten, hoch hinauf mit trockenem Kot bedeckten Wagen Schweine wühlten und sich wälzten —, war für 100 Frank\$ gemietet. Bei beginnender Dunkelheit am Abend des 28. August fuhren wir fröhlich von dannen in die dunkle Welt hinaus. Die Straße führte zunächst über eine kahle Ebene, in welche die Gassen der Stadt ohne bestimmte Grenze übergingen, durch kleine Dörfer oder vereinzelte Gehöftgruppen den Bergwällen des Balkan entgegen. Anfangs drohende Gewitterwolken hatte ein frischer Ostwind vertrieben. Der klarste Sternenhimmel wölbte sich über uns. Das erste Umspannen erfolgte auf der ersten Vorhöhe bei Laternenschein. Dann stieg die Straße in Giravolten unausgesetzt immer höher und höher. In Halbschlummer eingewiegt und von dem wunderbaren Zauber dieser nächtlichen Bergfahrt völlig umspinnen, erschien mir alles, Nähe und Ferne, wie Traumgebilde: die ungeheueren, finsternen Bergmassen, an deren Fuß, durch den Nebel verdeckt, kein Land zu erblicken war; der Nachthimmel, an dem sich neue Sternbilder über den Rand der schwarzdunklen Gebirgskämme heraufwälzten; die Lichter in den Hütten, tief, tief unter uns . . . Der Gincypaß (Höhe etwa 1800 m) war erreicht. Über die Hochebene ging es in rascher Fahrt dahin. Wo das Absinken des Gebirges gegen Norden hin beginnt, tritt an die Stelle des kahlen Gesteins der dichte Hochwald aus gewaltigen Tannen und Eichen, der diese ganzen Hänge bedeckt. In tollem Tempo ging es auf diesen Waldwegen immer hart am Rande der steilen Schluchten bergabwärts, dicht vorüber an den langen Zügen der schwerbepackten,

von Ochsen gezogenen Lastwagen mit den knarrenden, speichenlosen Rädern, an den Schaf- und Rinderherden, die auf dieser großen Hauptverkehrsstraße des Landes zur Donau ziehen und derer, die von dort kommen. Der Morgen dämmerte, als wir am Fuß angelangt waren, bei dem von Quellen und dem Gebirgsbach der Brzia umrauschten, von mächtigen Rußbäumen beschatteten Dörfchen Clissura. In seinem schmutzigen Kani ruhten wir beim Kaffee eine halbe Stunde von der nächtlichen Fahrt aus. Dann ging es mit frisch vorgelegten Pferden weiter ins ebene Land hinaus. Die Dörfer, die wir passierten, lagen so sonntagstill da. Häßliche, blonde bulgarische Weiber in kurzen, bunten Röckchen saßen vor den Türen. Mit der höher steigenden Sonne stieg die Hitze zu immer stärkerer Glut. Eine bange, ernste Besorgnis erfaßte uns. Fahrplanmäßig mußte der von Ungarn und Serbien kommende Donaudampfer um ein Uhr bei Lom-Palanka anlegen, um nach ganz kurzem Aufenthalt stromabwärts weiter zu fahren. Ihn mußte ich benutzen, um nach Giurgewo zu gelangen, von wo mich dann die Eisenbahn nach Bukarest führen sollte. Nun war es bereits elf Uhr geworden, als wir die Station erreichten, wo das letzte Anspannen stattfand. Auf unsere Frage, wie lange die Fahrt bis Lom-Palanka dauern könne, hieß es: mindestens fünf Stunden. Das war eine schlimme Aussicht!

Wir wandten uns an unseren neuen Postillon, einen hochgewachsenen Bulgaren mit ernstem, bräunlich-bleichem, schwarzhärtigem Antlitz und straffer Haltung, dessen Erscheinung in hohem Grade vertrauenerweckend war, und drückten ihm pantomimisch aus, daß ein reiches Trinkgeld für ihn bereit sei, wenn er uns bis ein Uhr an die Donau brächte. Das ihm gleich dargebotene Geld wies er zurück, nickte nur ruhig mit dem Kopf und lud uns zum Einsteigen ein. Und dann begann eine so rasende Fahrt, wie sie sich keine Phantasie hätte träumen können. Wie ein hellenischer Wettkämpfer im

olympischen Wagenrennen stand der prächtige Mensch da, sein dahinstürmendes Biergespann nur mit Zurufen lenkend und anfeuernd. Wir mußten uns mit aller Kraft an den Wagen anklammern, um bei diesem wirbelnden, den Atem benehmenden Dahinjagen über Stock und Stein, durch den Fluß statt über die Brücken, immer alle Ecken abschneidend, über Stoppelfelder und Wiesen, die Höhen hinauf und hinab, nicht herausgeschleudert zu werden. Und doch fühlten wir selbst uns wie berauscht und jauchzten vor Freude an dem Unerhörten, nie für möglich Gehaltenen. Die letzte Höhe vor Lom-Palanka war erreicht und — die Uhr wies 12³/₄. Zu unseren Füßen dehnte sich die Uferenebene zur Donau hin, die sich wie ein silbernes Band durch die weite, grüne Fläche wand und dort drängten sich am Ufer die Häuser von Lom-Palanka, und von links her näherte sich ihnen auf dem breiten Strom der erwartete Dampfer. Ohne eine Miene zu verziehen, wies unser Kutscher auf die Stadt und das Boot. Und dann im Karriere hügelabwärts und auf frisch geschüttetem Kies dahin zu dem Ort und durch seine Gassen, daß buchstäblich Kies und Funken stoben und die Gruppen des sonntäglich geschmückten Volkes schreiend auseinanderliefen vor dem wie die Windsbraut dahinstürmenden Biergespann.

Im Moment, wo es die Anlegestelle erreicht hatte und dampfend hielt, legte der Lloydampfer an der Landungsbrücke an. Wir hätten unseren Postillon umarmen mögen, um ihm unseren Dank, unsere Begeisterung für seine unerhörte Leistung auszudrücken; wir reichten ihm einige Fünffrankentaler. Er verzog keine Miene, nahm nur einen davon, übergab unser Gepäck den Trägern vom Dampfer, grüßte uns kühl und ernst und wandte sein Gespann zur Stadt zurück. Der Mann war mir ein Rätsel und ist es erst recht geworden, als ich ihn nach kaum zwei Wochen wieder sah, von ihm noch

mals dieselbe Wegstrecke nach Lom-Palanka gefahren wurde und in ihm einen gänzlich verwandelten, stillen, gebeugten, traurigen Menschen antraf, der seine Pferde im gewöhnlichen Posttrabe dahintröten ließ.

Eben als wir den Wagen verließen, um an Bord zu gehen, sah ich meinen Koffer, den der Generaldirektor auf meine telegraphische Bitte nach Sofia expediert hatte, von den Trägern auf den Ufersteg setzen. Ich bewies dem Expedienten durch den Besitz des Schlüssels, daß es der meine wäre und ersuchte, ihn wieder an Bord zu nehmen, er bliebe fortan bei mir. Aber davon wollte man nichts wissen. Der Koffer ist postlagernd nach Sofia gesendet, und da geht er hin. „D na, all's muß sei Ordnung hoab'n!“ Keine Bitten, keine Vorstellungen halfen. Ich, der seines Wäscheinhalts so dringend bedurfte, mußte den Koffer am Ufer stehen lassen. Das letzte Glockenzeichen erklang; der Dampfer stieß von der Landungsbrücke ab und bald schwamm er mit uns rasch stromabwärts auf der Donau dahin.

Es war eine zahlreiche und angenehme Gesellschaft an Bord, welche den Aufenthalt sehr behaglich und unterhaltend machte. Bei immer wechselnden Beleuchtungen, bei Gewitter und wieder bei alles vergoldendem Abendsonnenschein boten die an uns vorüberziehenden Uferlandschaften oft einen reizenden und überraschenden Anblick. Am nächsten Morgen (des 30. August) war ich früh auf Deck. Da klingt laute Musik zu mir herüber. Der Wind trägt sie von einer schmucken Dampfjacht zu uns, die, vom Bord bis zum Top festlich beslaggt und bekränzt, donauaufwärts uns entgegenkommt. Ein Jubelruf, von Allen auf dem Deck unseres Bootes ausgestoßen, begrüßt sie. Es ist die Jacht des Fürsten Alexander, der sich nun doch hat erbitten lassen und in sein Land zurückkehrt. Da steht er selbst in glänzender Uniform, von anderen Offizieren und den an ihn Abgesandten umgeben, im Morgen-

sonnenschein und grüßt im Vorbeifahren zu uns herüber. Er wird, wie es heißt, erst noch Silistria besuchen und dann nach Sofia gehen, um dort seinen Einzug zu halten.

Mein journalistisches Gewissen begann sich zu regen! Welche Unflugheit hatte ich begangen! Wie kurzsichtig war ich gewesen und hatten sich meine Berater gezeigt! Was nun tun? Zum Glück trafen wir bereits mittags bei dem festlich besagten Rufschiß auf der bulgarischen Donauseite ein, wo der Fürst gestern empfangen worden war; und bald waren wir drüben am Ziel unserer Fahrt im rumänischen Smarda, das nur durch eine kurze Strecke Weges von Giurgewo getrennt wird. Ich eilte aufs Telegraphenamnt und drahtete an die „Bosnische Zeitung“: „So und so ist mir's ergangen; das habe ich eben auf der Donau gesehen. Die Sache verspricht in Sofia sehr interessant zu werden. Bitte Telegramm nach Bukarest, ob ich wieder zurück soll.“ Dann zum Bahnhof und durch die langweilige, einförmige Landschaft, die Stoppel- und Kukuruzfelder und Eichenwäldchen auf der Schienenstraße nach der rumänischen Hauptstadt gefahren.

Es würde mich zu weit von meinem eigentlichen Thema ableiten, wenn ich über die unvergeßlichen anderthalb Tage, die ich in Bukarest verlebte und die mir besonders durch den Redakteur und Eigentümer des dortigen „Deutschen Tageblatts“, Herrn Bömches — den männlich schönen, blonden Mustertypus eines Siebenbürger Sachsen — und den hochbegabten Novellisten und Dramatiker Dr. Bociner zu so angenehmen, reicherfüllten geworden sind, eingehend berichten wollte.

Am 31. nachts, — nach amüsanten Studienwanderungen durch die merkwürdige Stadt, das rumänische Klein-Paris, unter der Leitung dieser kundigen Kollegen — in mein Hotel zurückgekehrt, finde ich beim Portier ein Telegramm aus Berlin: „Sofort nach Sofia zurück. Bosn. Zeitung.“

Mir fiel eine Last vom Herzen. Meine Torheit konnte noch einmal redressiert, mein journalistisches Gewissen beruhigt werden. Um fünf Uhr morgens war ich zur schönen Fahrt bereit. Mit mir zugleich ein amerikanischer Kollege, Mr. Pemberton, „ein feister Mann und wohlbeleibt“, der mindestens seine 250 Pfund wog, und ein von Berlin entsendeter Journalist, Herr Brentano, der über Lemberg gekommen war und seine junge Frau auf diese Korrespondentenreise mitgenommen hatte. Mit einiger Sorge erfüllte mich das Schicksal meines unglücklichen, in der Fremde umherirrenden Koffers. Er sollte im Lloydbüro zu Smarda eingetroffen sein. Dahin hatte ich noch gestern telegraphiert, er möge mir nach Bukarest geschickt werden; und nun hatte ich Bukarest schon wieder verlassen müssen! Um 9³/₄ Uhr morgens trafen wir im Lloydbüro hart an der Donau ein. Der Dampfer, der von unten kommt und nach Som-Palanka fährt, soll um zehn Uhr anlegen, und wo ist mein Koffer? Ich wende mich an den Deutsch sprechenden Beamten, einen Ungarn oder Südslawen, mit den schönsten, sammetweichen, braunen Augen in dem zart bronzefarbenen Gesicht. — „Ja, dös ist schon recht, der Koffer ist da, aber er ist nach Bukarest bestellt. Da muß er hin. I kann ihn Ihnen net geben. Alles muß seinen ordentlichen Gang gehen; wie könnt's sonst g'schafft werden!“ antwortete er auf meine Bitte. „I glaub' sogar, er ist schon na Bukarest expediert.“ Aber da erblicke ich ihn selbst zwischen Bergen von anderen. „Da ist er ja, lassen Sie mich ihn doch gleich mit an Bord nehmen.“ (Der Dampfer war bereits eingetroffen und hatte angelegt; in wenigen Minuten mußte er abgehen.) „No, dös ist ganz unmöglich, alles muß seinen regelrechten Gang gehen. Der Koffer muß nach Bukarest.“ — Dieser Beamte schien unerschütterlich. Da verfiel ich auf ein letztes und verzweifelttes Mittel. Durch die Erfahrung wurde es mir eingegeben, daß die Eitelkeit der Männer auf körper-

liche Vorzüge, die sie wirklich besitzen, eine ungeheure Macht über sie hat. „Es ist doch unmöglich,“ sagte ich zu dem Gestrengen, „daß ein Mann mit so wunderschönen Augen so grausam sein und mir eine Gefälligkeit verweigern kann, von der für mich alles abhängt.“ Diese Worte übten eine merkwürdige Zaubermacht über das Beamtenherz aus, erweichten seinen harten Sinn, und mit der Versicherung, daß man ja gern gefällig wäre, wenn's nur die Pflicht erlaubte, überließ er mir mein so schwer errungenes Eigentum.

Es war die höchste Zeit! In der nächsten Minute stieß der Dampfer ab, der mich noch als letzten aufgenommen hatte. —

Unter den Mitpassagieren war noch ein vierter, der mit nach Sofia wollte: ein im österreichischen Handelsministerium beschäftigter Schriftsteller, Herr Lukács, eine Persönlichkeit von eigentümlich feinem, vornehmem Gepräge. Er reiste im Auftrage der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, für die er auch den russisch-türkischen Krieg im russischen Hauptquartier mitgemacht hatte. Er wies mir im Vorüberfahren die beiden Denkmale an den Übergang der Russen über die Donau vor Siftowa, die beiden flachen Inseln, welche sie durch Brücken verbunden gehabt hätten, die von den Türken stark verteidigte Höhe am bulgarischen Ufer, welche die zuerst hinübergelangten Kosaken sofort im Ansturm genommen hätten. Vortrefflich wußte er von den damaligen Kriegserlebnissen zu erzählen. Die Feinheit seines Geistes entsprach genau der seiner Erscheinung, seiner schlanken, eleganten Gestalt, welche einen köstlichen, äußersten Gegensatz zu der des Kollegen Pemberton bildete. Überall an den Ufern liegen hier historisch geweihte Stätten, die wir nun im Licht des schönen Septembertages sahen, während wir auf der Hinfahrt bei Nacht und schlafend achtlos daran vorübergefahren waren.

Am nächsten Morgen war Lom-Palanka wieder erreicht.

Nach kurzem Verweilen waren die nötigen Phaëtons, aber nicht von der Post, gemietet. Ich hatte mich mit dem amerikanischen Kolofß zusammengetan, wodurch der Wagen von Beginn an in eine „schiefe Stellung“ gebracht wurde, indem Pemberton durch sein ungeheures Gewicht die linke Seite tief auf die Räder herunterdrückte. Lukács war uns schon längst voraus. Brentano und seine Gattin folgten uns in einem ebenso schäbigen Phaëton wie der unsere.

So ging es auf dem vor wenigen Tagen in so toller Fahrt zurückgelegten Wege in umgekehrter Richtung und mäßigerem Tempo nun der blauen, fernen Balkankette mit den drei Gipfeln entgegen. Noch vor Sonnenuntergang war das schöne Clifflura an der rauschend über die Felsblöcke schäumenden Brzia erreicht. Zwischen den sich im Dünger wälzenden Schweinen tummelten sich blonde, schmutzige, schwarz-äugige Dorfkinder. Frauen und Mädchen, mit Blumen in dem zu dünnen, kleinen Böpfen geflochtenen Haar, in bunte Röcke über langen weißen Hemden gekleidet, standen, die Feierabendruhe genießend, vor den Hütten plaudernd umher. In dem Kani, in dem wir eine kurze Rast machten, hörten wir, daß der Fürst am nächsten Morgen seinen Einzug in Sofia halten werde. Wird es gelingen, noch rechtzeitig zur Stelle zu sein?! Hoffen und versuchen wir es. —

Ein prachtvoll gestirnter Himmel wölbte sich über dem Waldgebirge. An den unheimlich finsternen Abgründen arbeiteten sich unsere Viergespanne im nächtlichen Dunkel höher und höher hinauf. Es wurde empfindlich kalt in den offenen Wägelchen, und an wärmenden Decken fehlte es gänzlich. Halb erstarrt, kamen wir zwischen drei und vier Uhr auf der Pashhöhe an. Ich sah das Sternbild des großen Bären unter-sinken, den Orion mit nie gesehenem Glanz, den Gürtel senkrecht gegen den Horizont, über der schwarzen Bergsilhouette im Osten aufsteigen, nach ihm, alle überstrahlend wie ein

großer funkelnder Diamant, den Sirius ihm folgen, und nach ihm den Morgenstern. Und wie wir weiter über die kahle Hochebene dahinfuhren, sahen wir allmählich alle Gestirne in der immer heller und heller werdenden Morgendämmerung verblassen und schwinden. Der schwierige Abstieg begann; die Wagen gerieten auf dem steil abhüßigen Wege oft in bedenkliches Gleiten. Aber bald ging es in immer rascherer Pace bergab der weiten Ebene zu, über der die Sonne wie ein rotgoldig glühender Ball aufgegangen war. Noch vom Duft der Ferne verschleiert, lag dort Sofia. Unsere Sorge wuchs. Wir verhießen den Kutschern hohes Bakschisch, um sie anzufeuern. Das wirkte. In tollem Lauf ließen sie die Pferde auf der ebenen Landstraße dahinstieben. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto dichter wurde die Wagenmenge, die ihr von allen Seiten zuströmte. Die ganze Landbevölkerung im Festputze war auf den Beinen, fuhr, ritt, lief nach Sofia, den geliebten „Knäs“ wieder zu begrüßen, den die Verräter seinem Volk zu rauben versucht hatten. Es war neun Uhr geworden. Um zehn Uhr sollte er vor der Stadt auf der Straße von Konstantinopel eintreffen. Wir hielten vor dem Hotel de Bulgarie. Kein Zimmer, nicht die kleinste Kammer frei! Zum nächsten, dem kleinen Hotel Rattack, gejagt. Noch ein großes Zimmer im Erdgeschoß zu haben. Pemberton und ich legten Beschlag darauf. Und nun die Köpfe und Leiber ins Wasser getaucht, Kleider und Wäsche im Fluge gewechselt und als neugeborener Mensch, so rasch die Füße mich tragen können, mit dem großen Menschenstrom zur Straße von Konstantinopel. Da halten zu beiden Seiten die Truppen der Garnison in Paradeaufstellung auf dem Kamm des sanft ansteigenden Geländes; die zweihundert Reiter des fürstlichen Convois und an ihrer Spitze in glänzender Paradeuniform, die weiße Pelzmütze auf dem Haupte, Oberst Corvin. Lachend begrüßte ich ihn. „Sehen Sie, Oberst,

was für ein schlechter Prophet Sie gewesen sind. Il ne faut jamais dire: jamais!" In demselben Augenblick schmetterten die Trompeten, erdröhnten die Pauken, und tosendes Hurra- geschrei erfüllte die Luft. Auf der Höhe des Weges erschien hoch zu Roß, umgeben von den Offizieren seines Stabes, Fürst Alexander in großer prächtiger Uniform völlig russischen Stils und Schnittes, — eine schöne ritterliche Erscheinung von hohem Wuchs und von sympathischem Gesichtsausdruck. Nach allen Seiten militärisch grüßend, ritt er zu seinem Convoi herüber und schüttelte Corvin die Hand. Dann bewegte sich der Zug zur Stadt hinein und zur Kathedrale, wo ein Tebeum gefungen wurde.

Auf diese kirchliche Dankesfeier folgte die Parade über die Truppen. Vor dem Schloß haltend, grüßte der Fürst die vorüberziehenden vierzehn Bataillone Infanterie, zwei Batterien, zwei Eskadrons Kavallerie und die zweihundert Reiter des Convois. Eine Ehrenwache vom 1. Regiment brachte die Fahnen ins Schloß. Drinnen fanden dann die Empfänge statt: der des diplomatischen Korps, woran sich, — auf ausdrückliche Weisung Bismarcks, — der deutsche Vertreter nicht beteiligte; der der Stabsoffiziere, der Geistlichkeit, der Staatsbeamten.

So schien alles wieder in bester Ordnung. Sofia schwamm im Freudentaumel, abends strahlte die Stadt im Glanz der festlichen Illumination. Das Leid schien vergessen, die Schmach ausgetilgt. Aber jeder erwartete nun auch, daß der Fürst das Richteramt übernehmen und den Verrätern den verdienten Lohn zahlen würde. Da aber wurde sein offener Brief an den Zaren, seinen bittersten Feind und Schädiger, bekannt. Im demüthigsten Ton eines um Günst und Gnade bittenden und ergebenen Dieners, der nichts gegen den Willen des Kaisers tun werde, war dies Schreiben gehalten, — und alle, die ein energisches, mannhafes Auftreten, ein kräftiges Auf-

treten und Ergreifen der Zügel der Regierung seitens des Fürsten erwartet hatten, gingen mit langen Gesichtern einher. Und immer häufigere und untrüglichere Zeichen ließen erkennen, daß die begeisterten Verehrer des Fürsten, die Bewunderer des heldenmütigen Siegers von Slivniza, in bezug auf seinen wahren Charakter gänzlich in Täuschung befangen gewesen waren. Es bedurfte gar nicht des Auftrags Bismarcks in seinen Depeschen an v. Salbern, alles zu tun, um den Fürsten von der Bestätigung von Todesurteilen über die verräterischen Offiziere und seine Entführer zurückzuhalten. Er wies jeden Rachegeanken weit von sich. Er hatte „Taubenblut, ihm fehlt's an Galle“ wie Hamlet. Draußen im Lager versammelte er am 5. September seine Offiziere um sich und erklärte ihnen, tränenden Auges, in längerer Rede, daß er nur wiedergekehrt sei, um die durch den Treubruch besleckte Ehre der Armee wiederherzustellen, aber nicht, um zu strafen, und auch nicht, um zu bleiben und die Regierung weiterzuführen. Der Kaiser von Rußland habe ihm seine Gunst entzogen, und so verzichte er auf sein Fürstentum. Am 6. September erfuhr man, daß bereits für den 8. September der Dampfer bestellt sei, der den Fürsten in Tom-Palanka aufnehmen sollte. Alles trieb unaufhaltsam dem Schluß der merkwürdigen Episode in der Geschichte der Balkanländer, — der Regierung des befreiten Bulgariens durch den Battenberger — zu. Mein verehrter Freund Häberle, seine lebenswürdige Gattin und seine ebenso hübsche als gescheite zwanzigjährige Tochter Klara, die dem Fürsten die innigste Verehrung widmeten und sich seiner hohen Wertschätzung erfreuten, sahen bereits ein, daß sie sich in das Unabänderliche ergeben müßten. An Vorwürfen gegen Bismarck, daß er die ganze schändliche Intrigue geduldet, daß er dem „deutschen Fürsten (!)“ in seiner Bedrängnis keine Hilfe gebracht habe, ließ man es in diesem Hause so wenig fehlen als damals in

sämtlichen liberalen und demokratischen Zeitungen Deutschlands. Und doch hat der große Kanzler seine staatsmännische politische Weisheit bei dieser bulgarischen Katastrophe in seinem ganzen Verhalten so glänzend bewiesen wie in irgend-einer Angelegenheit der internationalen Politik.

Dank den Mitgliedern des gastlichen Häberleschen Hauses, dem Verkehr mit v. Saldern, mit Corvin, und dank der Stunden im Klub, in den mich mein Gönner bei meiner Wiederkehr von neuem eingeführt hatte, verfloßen mir persönlich diese erwartungsvollen, unruhigen Tage höchst angenehm. So war der 7. September gekommen, an dem nachmittags 2 Uhr die Abreise des Fürsten erfolgen sollte. Eine Regentschaft mit Stambulow hatte er eingesetzt. Von der Mittagsstunde an versammelten sich die meisten namhaften Persönlichkeiten Sofias im großen unteren Flur des Schlosses. Draußen fuhr eine lange Reihe mit Bierern breit bespannte Phaëtons vor. Darunter auch der, den Lukács und ich gemietet hatten und dessen Biergespann ein ehemaliger Kavallerist, welchen jener bereits als sehr geschickt und findig erprobt hatte, lenkte. Dort hielten auch die Reiter des Convois, welche dem Fürsten das letzte Ehrengelait geben sollten.

Das große Vestibül im Erdgeschoß hatte sich immer dichter mit Herren und Damen gefüllt. Die Regenten, die Minister, die Generalität, die Leibdiener des Fürsten in prächtiger, goldbeschnürter, montenegrinischer Nationaltracht, standen am Fuß der großen Treppe. Nun kam er, von seinem Bruder und seinem Sekretär begleitet, die Stufen herab, gekleidet in die Alltagsuniform des Convoi: weißen Waffenrock, blaue Beinkleider und bis wenig unterhalb der Knie reichende russische Schaftstiefel, die flache, weiße Mütze in der Hand. Er schien tief bewegt. Seine Augen und Züge drückten eine milde Schwermut aus, wenn auch bei der Begrüßung durch ihm besonders werthe Menschen ein freundliches Lächeln über

sein schönes Antlitz glitt. Viele Hände streckten sich ihm entgegen und jedem reichte er die Rechte zu herzlichem Druck. Das jüngste, liebliche Töchterchen Häberles, Lily, bot ihm einen großen Blumenstrauß, den er freundlich entgegennahm. Draußen grüßte ihn die Menge mit ehrfurchtsvollem Schweigen. Viele Frauen sah man weinen. Er stieg in den Wagen. Stambulow, der Regent, die untergesetzte, breitschultrig-kraftvolle Gestalt im grauen Jackett, die Stiefel über die grauen Beinkleider gezogen, den Schlapphut auf dem Haupt, setzte sich neben ihn. Der alte montenegrinische Leibdiener schwang sich auf den Bock zum Kutscher. Der zweite Wagen nahm des Prinzen Bruder und seinen Sekretär auf. Die Reiter des Convoi — alle in flachen, weißen Mützen, weißem Waffenrock, hohen Stiefeln, den Karabiner über den Rücken gehängt, den russischen Säbel am Schultergehentk an der Hüfte — setzten sich in Bewegung. Die Wagen folgten. So ging es durch die Straßen der Stadt, in welchen die Truppen ohne Waffen Spalier bildeten, deren Musikkapellen das bulgarische Nationallied: „Du blutige Marizza“ intonierten, während hinter den Reihen die Volksmenge traurig auf den scheidenden Fürsten blickte. Und nun lag die Stadt hinter ihm, und die Wagen rollten hinaus auf der Landstraße zum Balkan.

Unser Kutscher hatte uns vortrefflich bedient. Er hielt sich unmittelbar hinter dem Wagen des fürstlichen Bruders, und unsere Pferde waren tüchtig genug, in gleich scharfer Pace wie die Gespanne jener beiden Wagen zu bleiben, die den im schärfsten Trabe vorauffspringenden Convoireitern auf dem Fuße folgten. In dem kleinen Dörfchen Urbiza wurde der erste Halt gemacht. Die Bauern und die Gemeindevorsteher drängten sich an den Prinzen, der den Wagen verlassen hatte, heran, fielen auf die Knie, küßten den Saum seiner Rockschöße und flehten: „Knäs, bleibe bei uns!“ Er suchte sie zu beruhigen. Man stieg wieder ein und der ganze

Wagenzug mit den Regenten, Ministern, Generalen, Adjutanten rollte weiter auf der Landstraße, dem Gebirge entgegen. In Kuestimbrod, 15 Kilometer von Sofia, verließen alle die Wagen. Hier fand das letzte allgemeine Abschiednehmen statt. Der Fürst sprach lange mit den Ministern und Generalen, die sich hier von ihm trennten; — nur Stambulow und die anderen Mitglieder der Regentschaft gaben ihm noch das Geleit bis zur Donau. Der Fürst umarmte und küßte die Offiziere, schüttelte die ihm von allen Seiten entgegengestreckten Hände derer, die seinem Zuge gefolgt waren und der herbeigeeilten Bauern. Vom Wagen aus winkte er den Zurückbleibenden seine letzten Grüße, und in raschem Jagen, von den Staubwolken umhüllt, welche die Hufe der voraussprenghenden Pferde des Convois aufwirbelten, und bald unseren nachschauenden Blicken völlig entzogen, rollte sein Phaëton und die wenigen Wagen seiner noch bei ihm verbliebenen Begleiter dahin zu den Gebirgswällen seines Reiches, dem er nun für immer den Rücken kehrte.

Auf unserem Rückweg zur Stadt zeigte sich über den Höhen im Westen, auf denen der Fürst den Sieg von Sliwniza erkämpft hatte, ein prachtvolles Lichtspiel. Eine große Wolkenmasse bedeckte die sinkende Sonne, und wie aus dem feurigen Schoße eines Vulkans schossen wahre Flammengarben und dazwischen der ungeheure Schattenkegel dieser Wolke hoch zum Himmel empor.

Noch zwei Tage blieb ich in Sofia. Ich hatte einen hierher geschickten Leipziger Kollegen, Dr. Schunk, kennen gelernt. Mit ihm tat ich mich zusammen, einen Phaëton mit Postpferden zu mieten. Nach herzlichem Abschied von Häberles, von v. Saldern und den Klubmitgliedern fuhr ich mit meinem neuen Genossen auf der alten, wohlbekanntem Straße zum zweitenmal dem alten Ziele Lom-Palanka zu. Diesmal leuchtete der zunehmende Mond der herrlichen Fahrt

durch die Waldregion. Um 11 Uhr anderen Tages war das Ziel erreicht und der Dampfer nahm uns auf, der mich nach Rutschuk und Smarda zurücktrug. Die Tage von Sofia mit ihren Erlebnissen lagen wie ein phantastischer Traum hinter mir. Es ging neuen entgegen, — stilleren, weniger erregten, aber kaum minder schönen!





IX.

In Carmen Sylvas Königreich.



Die Gemahlin König Karols von Rumänien ist bekanntlich nicht nur die verehrte Herrscherin in ihres Gatten Landen, sondern auch eine echte Fürstin von Gottes Gnaden im Reiche der Poesie. Aber als das „Königreich Carmen Sylva“, dessen Boden die zartesten und duftigsten Blumen ihrer Dichtung entsprossen sind, aus dessen Berührung sie immer neue, frische, schöpferische Begeisterung und Kraft gewinnt, bezeichnet sie selbst bekanntlich einen ganz bestimmten Lieblingswinkel ihres Landes. Es ist jene Waldregion, welche der wilde, übermütige Sohn des Buccegi, der Pelesch, weißschäumend von Klippen zu Klippen sich stürzend, raschen Laufes durchheilt, der reisenden Prahowa im Grunde ihrer buchenbedeckten Bergschluchten entgegen. Er, der Pelesch, ist es, welcher der Königin dieses weltentrückten, von den ungeheuren, grauen Felsenwällen des Buccegi gegen den rauhen Hauch des Norden geschirmten stillen Reiches jene lieblichen Märchen zugeflüstert hat, die sie in dem Buche „Aus Carmen Sylvas Königreich“ aller Welt zur Erquickung wiedererzählt. Dort, inmitten dieses Hochtals im Waldgebirge, hat König Karol für sich und die Gemahlin das Schloß zum Wohnsitz erbaut, in welchem sie, gesichert vor dem Lärm und Staub ihrer un-

erfreulichen Hauptstadt, während der Frühling-, Sommer- und Herbstmonate residieren. Ich mochte von meiner erlebnisreichen Sommerreise im Jahre 1886 nicht heimkehren, ohne auch die Anschauung dieses vielberühmten und wenig gekannten Wald- und Gebirgsschlosses dem Schatz von verwandten Bildern zuzugesellen, welchen ich während meiner Wanderung zu den Königsschlössern des unglücklichen Bayernkönigs in mir angesammelt hatte. Ich durfte das um so weniger, als dies rumänische Waldschloß ja die eigentliche Ursache war, welche die Ausdehnung meiner Reise zu jenen Königsschlössern bis in diese weitab davon entlegenen Gegenden veranlaßt hatte, wie ich das im vorigen Kapitel erzählt habe. Ich wählte daher, als ich nach Alexanders Abfahrt zum zweiten Male von Sofia über den Balkan und durch die breite Ebene zur Donau, auf dieser talwärts nach Giurgiewo und wieder nach Bukarest zurückgelangt war, statt der kürzeren Linie Turnu-Severin, Alt-Orjowa, Temesvar, Budapest die Route Sinaia, Kronstadt, Klausenburg, Budapest zur Rückreise. In der Station Ploeschti, welche man von Bukarest in zweistündiger Eisenbahnfahrt durch eiförmiges Flachland erreicht, gabeln diese beiden Bahnlinien: die nach Sinaia führende bildet die nördliche Fortsetzung der von Bukarest her kommenden. In der beginnenden Abenddämmerung erkannte ich vor uns in dieser Richtung am Horizont die langen, blauen Gebirgszüge, denen uns der Zug entgegenführt, nur eben noch in ihrer allgemeinsten Form als die Vorhöhen der Karpathen, hinter denen immer mächtigere, hinter Wolkenschleiern halb verschwindende Ketten aufragten. Als wir in diese Hügel- und Berglandschaft einfuhren, glänzte bereits der Vollmondschein des klaren Septemberabends auf dem gekräuselten Spiegel des rasch strömenden Gebirgsflusses zur Seite der Schienenstraße, im Grunde von Schluchten, mit theils geröll-, theils waldbedeckten Hängen. Schnell steigt

sich im Weiterfahren die Wildheit und Großartigkeit der Szenerie. Hinter Coupina und mehr noch hinter Comarnicu durchrollt der Zug Landschaften von grotesker und grandioser Pracht der Klippenformationen, zwischen denen Tannen- und Buchenwälder mit nackten Felshängen wechseln. Häufig geht es in langen Tunnels im Schoß der Berge dahin. Meist aber windet sich die Straße an den Felsenwänden hart am Ufer der rauschend uns entgegenströmenden, im Mondlicht glänzenden Prahova, und jeder Augenblick vermehrt nur das Bedauern, diese Wegstrecke nicht bei Tage durchfahren zu haben. Zwei Stunden, nachdem wir Ploëschti verließen, sehe ich links neben der Bahn und hoch hinauf an dem steilen, rechten Prahova-Ufer, in Terrassen übereinander, zahllose Lichter blitzen, und von der Mondhelle überflutet, zeigen sich Reihen von weißen Häusern, betürmten, koketten Villen und ausgedehnten palastartigen Gebäuden, weit zurück noch überragt von riesigen, in lichte Dämmerung getauchten, fahlen Gebirgsgipfeln, während am anderen Ufer nur dichter, dunkler Wald die steil ansteigenden Berglehnen bis zu den Rämmen hinauf bedeckt. Vor den untersten jener von Lichtern schimmernden Baulichkeiten, dicht am rauschenden Strom, hält der Zug. Es ist der Bahnhof von Sinaia. Mit einiger Beschämung und Überraschung wurde ich meiner Unkenntnis von der Art und Anlage des Ortes inne, welcher diesen schön klingenden Namen führt. Hatte ich doch von der Existenz eines solchen ausgedehnten, häuserreichen und eleganten, echt modernen Waldtal- und Gebirgsbadeortes, als welcher Sinaia sich mir nun im Mond- und Laternenschein darstellte, in Wahrheit keine Ahnung gehabt. Im Zickzack führt die Fahrstraße aus der Tiefe der Schlucht, in welcher der Bahnhof liegt, zur ersten und zweiten Terrasse der westlichen Uferhöhen hinauf, vorüber an dem großen, pompösen, in modernem französischem Stil erbauten Hotel Caraiman, zu dem behag-

lichen deutschen Hotel Edmund Kirchners, das in einer Reihe mit den Gebäuden der Kaltwasser-Heilanstalt und dem vornehmen Hotel Sinaia, die Front gegen die gemeinsamen weiten Gartenanlagen dieser zweiten Terrasse und gegen die jenseitigen östlichen Waldhöhen gewendet, liegt.

Der nächste Morgen ging in heiterer, strahlender Pracht und Frische über dem Tal und den Gebirgen auf und ließ mich die unvergleichliche Lust vollauf genießen, ein völlig unbekanntes und auf jedem Schritt durch seine eigenartige Schönheit frappierendes und fesselndes Stück Welt planlos zu durchschweifen und seine wechselnden Bilder in mich aufzunehmen. Die damals noch völlig unberührte Herrlichkeit dieser Gebirgswälder besonders in dem nordwestlichen Tal, das sich auf der letzten Uferterrasse gegen die ungeheuren Felsenwälle des Buccegi hin erstreckt, war es, welche auch auf König Karl von Rumänien bei einem ersten Jagdausfluge in diese Gegenden im Jahre 1869 einen so mächtigen Eindruck machte, daß er und seine aristokratischen Begleiter rasch zu dem Entschluß bestimmt wurden, hier an diesem Ort „Hütten zu bauen“, oder vielmehr erst dadurch einen Ort in diesem schönheitsprangenden Gebirgs- und Waldwinkel zu begründen. Durch alle die vorangegangenen Jahrhunderte hatte hier nur eine von Menschen bewohnte Zufluchtsstätte in der tiefen, schweigenden Waldeinsamkeit bestanden: das noch aus byzantinischer Zeit, aus dem 15. Jahrhundert her stammende Kloster, das dort von Michael Cantacuzeno gegründet war und seinen Namen „Sinaia“ von einem Kloster in der Nähe des heiligen Mosesberges in Arabien entlehnt hatte. Die alte byzantinische Klosterkirche, mit einer Kuppel und einem Glockentürmchen, verbirgt sich heute im zweiten Hof, welchen die niedrigen Klostergebäude mit den Zellen der frommen Väter umschließen. Auf dem von darangefügten neuen ähnlichen Gebäuden, mit davorliegenden offenen Galerien, auf drei

Seiten eingefassten, östlichen Teil des Plateaus dieser „Zur-
nicer-Höhe“ erhebt sich seit 1846 die neue, stattliche Kloster-
kirche mit einem mittleren, großen und zwei kleineren, mit
silberglänzenden Metallplatten gedeckten, vom griechischen Kreuz
gekrönten Kuppeltürmen. Portal- und Fensterlaibungen, wie
die Flächen oberhalb ihrer Bogen sind reichlich geschmückt
mit Heiligengemälden echt russisch-byzantinischen Stils. Die
Mönche, welche auch heute noch ziemlich zahlreich und in sehr
verschiedenen Lebensaltern in den Zellen dieses unvergleichlich
schön gelegenen Klosters ihre Zuflucht vor der Welt suchten,
übten ehemals, als sich an diesen Ufern noch keine Spur
eines Hotels oder einer weltlichen Herberge erhob, die fromme
Pflicht, die Hungrigen zu speisen und den Wanderern Obdach
und Lager zu gewähren, in einer bestimmt vorgeschriebenen
Weise: während 24 Stunden genoß jeder danach Verlangende
bei ihnen volle Gastfreundschaft ohne jede Entschädigung.
Von jenem Besuch des Königs aber datiert die Entstehung
des heutigen Sinaia, das sich rasch zur meist beliebten und
meist besuchten Sommerfrische Rumäniens aufgeschwungen hat.
Fürst Ghika, General Florescu, Oberst Héstescu, Kantacuzeno
und andere Reiche und Vornehme gründeten sich hier Villen
und Lustschlößchen. Die Straßen wurden geebnet, der Ur-
wald gelichtet, ein bürgerliches Krankenhaus, die Kaltwasser-
heilstalt, Post- und Telegraphenbureau und eine stattliche
Reihe von Hotels errichtet. Rasch gelangte der neue Badeort
zu fröhlicher Blüte, und das Geräusch des weltlichen Treibens
und der weltlichen Musik des Kurorchesters, welches während
mehrerer Morgen- und Nachmittagstunden in dem Kiosk vor der
Kaltwasserheilstalt den Gästen aufspielt, hallte, den heiligen
Ohren wahrscheinlich recht mißtönend und unwillkommen, in
die monotonen Meßgesänge der Klosterbrüder und in das Ge-
läute und Gebimmel ihrer Glocken und Glöckchen. Weit zurück
in dem waldigen Peleschtal am Fuße der Wände des Buccegi,

auf einer am Ufer des Baches aufragenden kleinen, schroffen Anhöhe, wählte König Karl den Platz für das projektierte Sommerschloß. 1874 und 1875 begann man mit dem Entwerfen der Pläne und mit den sehr schwierigen und kostbaren Fundamentierungsarbeiten. Wiener und Münchener Architekten haben ersichtlich an den Projekten einen wesentlichen Anteil. Über die Namen der Meister und über dessen Grenzen habe ich wenig Bestimmtes in Erfahrung gebracht. Das Hauptverdienst um die Feststellung des Entwurfes, welcher schließlich in dem heute bestehenden Schloß (sein offizieller Name ist Schloß Pelesch) realisiert worden ist, darf sich der König und die Königin wohl persönlich zuschreiben. Der orientalische Krieg von 1877—78 und seine nächsten Folgen unterbrachen die Ausführung des Baues für mehrere Jahre. Erst 1880 wurde die Tätigkeit daran wieder aufgenommen, 1883 zum Abschluß gebracht. Erst seitdem hat das Königs-paar regelmäßig seine Sommerresidenz in diesem Waldschloß genommen, welche sich immer bis tief in den Herbst hinein, ja einmal sogar bis in den Januar ausdehnte. Aber erst 1885 hat auch die nächste Umgebung ihre gegenwärtige, vollendete Gestalt und so außerordentlich reizvolle Erscheinung erhalten.

Auf allen den mit den Häusern und Villen des Ortes bebauten, von sanft ansteigenden, wohlgehaltenen Straßen durchzogenen Terrassen des rechten Brahomaufers verrät sich die Nähe des Schlosses mit keiner Spur. Man sieht die von diesem Gebirgsfluß durchströmte Waldschlucht nach Nordosten hin hoch über den Buchenwäldern durch mächtige, kahle oder noch mit einer leichten Grasnarbe bedeckte Höhen abgeschlossen. Im Westen und Norden aber wachsen die vorliegenden, tannenbedeckten Berge nach dem Hintergrund zu immer gewaltiger und riesenhafter an, bis zu jenen kahlen Kalksteinwänden mit dem wunderlich, fast in den Linien von E-Strichen

eines Kinderschreibheftes gezackten Kamm, welche, weit über die Waldregion hinausragend, jenes Pelesch- und Schloßthal umwallen. Auffällig erschien mir in dem Ort selbst, neben den im Stil der Villen in den Vororten der Umgebung von Paris und in Baden-Baden ausgeführten Häusern, die verhältnismäßig große Zahl von solchen, welche ganz und gar das charakteristische Gepräge der modischen neuen Auflagen der alten Nürnberger Häuschen aus den Zeiten der deutschen Renaissance zeigen, mit steilen, schieferbedeckten Dächern, Erkern, Türmchen mit hohen, spitzen Kegels- und Pyramidendachhelmen, hochgeschnitzten Galerien und Dachkonsolen, mit Ziegel- und Fachwerk oder mit Stuckverkleidung im oberen Stockwerk über hohen Sockeln aus Hausteinen. Über den Grund dieser in der eleganten Sommerfrische eines französisch gesinnten Landes ziemlich befremdlichen Erscheinung hatte ich nicht lange in Zweifel zu bleiben. Die Straße der obersten Terrasse führt unmittelbar neben einer in diesem altertümlichen Stil erbauten, hochgelegenen Villa auf den vorderen Klosterhof, in welchem die größere, neue Kirche steht. Sein Plateau wird nach der Schlucht hin durch eine offene, bedeckte Holzpfelergalerie geschlossen, von der aus die frommen Väter und ihre Gäste die prächtige Aussicht auf die Prahowa-schluchten vor ihnen und die Waldberge ringsum genießen. Die langbärtigen und langhaarigen alten und jungen Mönche, in den langen, dunkelbraunen Kutten und hohen, schwarzen, unten zylindrischen, sich oben zur Breite ihres großen, glatten, runden Deckels erweiternden, mit schwarzen Schleiern umwundenen Popenmützen, schienen die Reize des Ortes auch jetzt noch, nachdem es mit seiner Weltverborgenheit für immer vorbei ist, recht wohl zu schätzen. Auch scheint die von dem feinsten Aroma des Waldes und der Höhen durchwürzte Luft ihnen vortrefflich zu bekommen. Alle Mönche, die hier plaudernd oder träumend umhersitzen oder in den beiden

Blumengärtchen in dem westlich angrenzenden, verborgenen Hof um das byzantinische Kirchlein mit der Pflege ihrer Zierpflanzen sich beschäftigten, hatten durchweg ein kräftiges, gesundes, wohlgenährtes Aussehen; nicht zum wenigsten gerade die ältesten, grau- und weißbärtigen unter ihnen.

Durch eine rundbogige Türöffnung, der Eingangspforte des ersten Hofes gegenüber, tritt man hinaus auf die breite Landstraße, welche hier vorüber, von den tieferen Uferpartien her ansteigend, direkt hinauf in das Hochtal am Buccegi, nach Westen hinführt. Unten, zur Rechten des waldbedeckten, hier ziemlich steil abfallenden Hanges, hört man den Pelesch rauschen. Tannen- und Buchendickicht faßt die Straße zu beiden Seiten ein. Zwischen diesen beiden dunkelgrünen, lebendigen Wänden aber treten in einiger Entfernung an ihrem Ausgang, wo sie zu enden scheinen, vor dem Hintergrunde des dufummundenen, fernen Tannendickichts, im Vormittagssonnenschein glänzend die beiden vorspringenden Ecktürme des Schlosses mit ihren hohen, schwärzlich-grauen Dachspitzen und der lichtgrüne, sanft ansteigende Hügel hervor, welcher diesen reizenden Königssitz trägt. Der seltsame, geheimnisvolle und liebliche Zauber ist nicht zu schildern, welchen dieser erste Anblick jener Teile des Waldschlosses ausübt. Ich habe ihn an jedem der vier Tage meines Aufenthalts in Sinaia immer in der gleichen Stärke wie dies erstemal empfunden, sobald ich aus diesem Klosterhonorat hinaustrat. Zur linken Seite des Weges zum Schlosse, steigt das Terrain anfangs allmählich, dann immer steiler zu einem Plateau auf, das eine Gruppe von sehr originellen und merkwürdigen Baulichkeiten, die ich mir noch zu schildern vorbehalte, die sogenannten Jägerhütten, trägt. Aus dem mit dichtem Rasen und schwellendem Moose überzogenem Waldboden dieser Gänge ragen zunächst einzeln in genügenden Zwischenräumen, um sich nicht den Platz streitig zu machen und Dasein und Wachs-

tum zu verkümmern, Kottannen von nie gesehenen Dimensionen und prachtvoller Entfaltung aller Zweige auf. Je weiter nach Westen hin, desto dichter stehen die Riesensäulen dieser alten Tannen beieinander und desto üppiger drängt sich zwischen ihnen das Unterholz. Eine steinerne Brücke führt in der Fortsetzung der Fahrstraße über den Pelesch, der sich hier, aus dem Walde an der Südseite hervoreilend und in weißschäumenden Raskaden über die Felsblöcke stürzend, in den von dichtem Buchengehölz erfüllten tieferen Talgrund zur Rechten strömt. Hier ist die Aussicht frei. Inmitten der weiten Lichtung auf jener sanft ansteigenden, mit frisch und saftig grünem Rasen bedeckten Anhöhe, auf der nur hier und da noch ein vereinzelter, niedriger Tannensproßling zurückgeblieben ist, steht das Schloß in seiner ganzen Ausdehnung, übersichtlich in all der heiteren, launischen und anziehenden Unregelmäßigkeit seiner Gestalt, in seiner traulichen Anmut, aus dem Kranze blumiger, niedriger Hecken aufragend, mit seinen Erkern, Türmen, Galerien, steilen Dächern, von herbstlich-rot gefärbtem Laub umrankten Fenstern, vor uns da, in allen seinen vorspringenden Ecken energisch modelliert durch das heiße Sonnenlicht, und so kräftig herausgehoben aus der schwarzgrünen Wand des dichten Tannenwaldes, der fast unmittelbar hinter seiner Nordseite aufsteigt, die dort steil abfallenden Höhen bedeckend. Welch ein Gegensatz zu den Wald- und Bergschlössern des unseligen königlichen Romantikers, die ich 5 bis 6 Wochen zuvor besucht hatte! Hier trägt alles das anmutende Gepräge des Wohllichen und Bewohnten, des gastlich Einladenden. Auf der offenen Landstraße schreitet man bis unmittelbar zu den Türen des Königsitzes, und niemand verwehrt es uns, heranzutreten, den Bau aus nächster Nähe zu umwandeln und uns an der Betrachtung aller kunstreichen, sinnig erfundenen, trefflich ausgeführten Einzelheiten seiner Außen-

architektur zu erfreuen. Nicht kalte, stolze Pracht, nicht üppiger Luxus und nicht kühne, der Erde Schranken überspringende Phantastik gibt dieser ihr Gepräge. Alles daran atmet eine intime, häusliche Poesie, welche, wie immer in solchem Fall, der Sinnesart, dem Wesen und dem Leben ihrer Bewohner erblüht, die sich das Haus, ihren eigenen, würdigen Daseinsbedingungen und menschlich schönen Neigungen gemäß, gestaltet und geschmückt haben. Das Gras des Hügels und der weiter angrenzenden Talwiesen war eben wieder von ländlichen Arbeitern geschnitten, und in der klaren Luft schwamm der süßeste aller Düfte, der des frischen Heus, vermischt mit dem kräftig würzigsten, dem des Nadelholzes. Die kahlen Klippenwände des Buccegi waren von zartem, silberbläulichem Duft umwoben. Auf den Tannen, den Buchen und dem Rasen lag der heiße, stille Sonnenschein, in welchem die Schieferdächer des Schlosses wie poliertes Silber glänzten. Keine Nadel an den Zweigen der ersteren, kein Blatt der Buchenkronen und Gebüsche bewegte sich. Der jeweilige Schlag der Turmuhr, das Rauschen und Murmeln des Pelesch neben mir, in seinem von saftig grünem Suf-lattich umsäumten, von Felsblöcken verengten Waldbett, von Zeit zu Zeit das Läuten der Klosterglocken, waren die einzigen Laute, welche diese träumerische Vormittagsstille durchtönten.

Durch die kolossalen Massen und Verhältnisse der umgebenden Gebirge und Bergwälder erscheint das Schloß notwendig kleiner als es in Wahrheit ist, wenn es auch nicht zu den großen, weiträumigen Palästen gehört, sondern der Charakter des fürstlichen Landsitzes und wohnlichen Lustschlößchens in seinem Innern und Außern konsequent festgehalten und durchgeführt ist. Die eine lange Hauptfront kehrt es nach Süden. In einigem Abstände von der westlichen Seite erhebt sich ein in gleichem Stil gebautes Kavali-

haus, das, mit dem Hauptgebäude verbunden, mit diesem gemeinsam einen offenen Hof umschließt. An jener südlichen Fassade, nahe ihrem westlichen Ende, tritt ein starker, vierseitiger Turm hervor, dessen hohes, steiles Pyramidendach mit weit vor ragendem, der niedergeklappten breiten Krempe eines Hutes nicht unähnlichem unterem Rande, in einer gewissen Höhe gleichsam abgeschnitten ist und dort den offenen Dachstuhl des oberen, in der Fortsetzung der Linie der unteren Hälfte spitz ansteigenden, vierseitigen Turmhelmes trägt. Es ist jene eigentümliche, kokette und lustige Form des Turmdaches, wie man sie an deutschen Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert nicht selten antrifft. Den Abschluß an der östlichen Ecke der Fassade macht ein weniger starker Rundturm mit schlankem, spitzem Kegeldach. Beide Türme sind mit teilweise vergoldeter, zierlich geschmiedeter Eisenspitze gekrönt; in beiden Dächern öffnen sich kleine, vortretende, mit steilen Giebelhächlein bedeckte Lufkenfenster. Beide Türme werden dicht unterhalb des krankenähnlichen Dachrandes von Holzgalerien umgeben. Bei beiden ist der oberste Teil zwischen dieser Galerie und dem Hausdach im Ziegelroh- und Fachwerkbau ausgeführt, der untere Teil gleichmäßig mit steinfarbigem Putz anwurf bedeckt. Die Wandkanten des vierseitigen, großen Turmes sind mit abwechselnd weiter und weniger weit über die Flächen hin vortretenden Hausteinplatten gesäumt. Ein großes Fenster im ersten Geschos mit einem unten bauchig geschwungenen Eisengitter von prächtiger, münchener Kunstschmiedearbeit, ein breiteres, zweigeteiltes Fenster im hohen Erdgeschos mit einem Altan davor, und eine Thür im Sockel, die zu den Innenräumen an dieser Seite führt, durchbrechen die südliche Frontwand des großen Turmes.

Jener kleinere, runde, östliche Eckturm lehnt sich unmittelbar an einen, ebensoweit wie der vierseitige Turm über

die zwischen ihnen liegende Fassadenflucht hinaus vorspringenden, Risalit mit steil ansteigendem, spitzem Giebel und seitlich weit vortretendem Dach, einem sehr breiten Fenster im Erdgeschoß, einem großen Erker im ersten Stockwerk, einer Fenstertür im Schatten des auf Holzpfählern ruhenden, überhängenden Daches, mit einer hölzernen Galerie davor. Vor dem zurückliegenden, breiten, niedrigen Mittelbau zwischen diesem Risalit und dem viereckigen Turm zieht sich im hohen Erdgeschoß eine fünf-bogige Loggia. Auf deren hölzerner Brüstung stehen kräftig geschnitzte Holzpfähler, welche die obere, offene Galerie vor den Fenstertüren der zierlichen kleineren, heraustretenden Dachgiebelbauten im ersten Stockwerk tragen. Auch den Giebelscheitel jedes von ihnen krönt wieder eine graziose, geschmiedete, teilweise vergoldete, knaufige Eisenspitze. Die nach Osten gefehrte Seite zeigt einen steten Wechsel von vorspringenden Pfeilern mit steilen Giebeln — über deren einem sich ein schlankes, spitzes, hohes, vierseitiges Turmnadeldach auf offenem Dachstuhl erhebt — von Erkeren und von zurückliegenden, oben horizontal abschließenden Partien mit breiten Fenstern in beiden Geschossen. An diese Ostseite schließt sich ein Vorhof, dessen lustiges Dach das Laub der Schlinggewächse bildet, welche die Stäbe der Wölbung darüber umranken. Der Rustikasockel des Gebäudes setzt sich hier als rundbogig durchbrochene, laubbekleidete Seitenmauer fort, auf deren Höhe ein offener Gang hinführt. Die Vorfahrt liegt an der dem nahen Waldberg zugekehrten Nordseite, in welcher sich die beiden Eingangsportale zu den Stiegen öffnen, die zu den Korridoren des hohen Erdgeschosses führen. An der Westseite des großen eckigen Turmes bildet ein viertelkreisförmiger Einbau, der im Hochparterre einen Wintergarten enthält, den Übergang zu der westlichen Front, deren Fenster auf den Hof zwischen dem Schloß und dem Kavalierrhaus hinausgehen. Mit Ausnahme einer Landsknechtstatue an dem

Unterbau des Schlosses ist jeder plastische und jeder malerische Schmuck an der Außenarchitektur vermieden. Aber der lichtgrau gelbliche Ton des Hausteins und der Stuckbekleidung, das goldige, warme Braun des Holzwerks, der Pfeilergalerien, Erker, Konsolen, Altane, Dachstützen und Fachwerkbalken, das Mattrot der Verblendziegel der Wände in den oberen Stockwerken, das schwärzliche Blaugrau des Schiefers und Bleis der Dächer, das Eisen und die Vergoldungen der geschmiedeten Gitter, Giebel und Turmdachstangen, das Grün und herbstliche Gelbrot des Laubes der Schlinggewächse, geben, harmonisch zusammenstimmend, dem ganzen, interessant gestalteten Bau auch eine sehr gefällige, polychrome Wirkung. Viel wunderbarer noch als in sonniger Tageshelle ist der Eindruck des Schlosses und seiner Umgebung an solchen Abenden, wie sie mir zum Schluß jedes meiner Aufenthaltstage vergönnt waren. Des vollen und des wenig erst verminderten Mondes Silberlicht lag über die dunkeln Wälder, den tauglänzenden Rasen des Schloßhügels, die wie in Duft zerfließenden, fernen Felswände und das betürmte Gebäude ausgegossen, und glänzte auf den blanken Dächern, auf der weißen Wasserfäule und dem Tropfenschleier des aus dem Rasen seines Hügelhanges aufsteigenden Springbrunnens und hier und da, wo ein Strahl das Dach der Buchen- und Tannenzweige durchbrach, in der Tiefe auf dem dort rauschenden Felsch. Durch alle Fenster des Schlosses aber strahlten dessen erhellte Räume, der von den vielfarbig gemalten Scheiben warm rötlich getönte Lichtschein der elektrischen Glühlampen, in die Mondnacht hinaus, mit deren bläulicher Helligkeit er sich seltsam bekämpfte, mischte und verschmolz. Allerdings wäre die Wirkung der ganzen Szenerie noch viel phantastischer und märchenhafter gewesen — wenn nicht längs der Landstraße am Fuße des Schloßhügels von der Spitze der hohen Telegraphenstangen gleichzeitig große, elektrische Bogenlampenpaare

ihr weißes, grelles Licht ergossen hätten, gegen welches selbst das des Mondes kaum aufkommen kann mit seinem milden Silberglanz, und vor denen die Hälfte des holden Zaubers zerstieben muß, welchen dies allein durch die schweigende Nacht verbreitet.

Halb verborgen, im Schatten alter Tannen, zwischen der am südlichen Fuß des Rasenhügels, welcher das Schloß trägt, vorbeiführenden Straße und dem Pelesch liegt das Maschinenhaus für die Erzeugung der elektrischen Beleuchtung und ein aus Hautstein und Holz ausgeführtes Wachtthaus. Zwei kleine Feldgeschütze sind auf der steineren Plattform davor aufgepflanzt. Eine Abteilung des nach Art der italienischen Bersaglieri uniformierten „Cacciatori“-Bataillons in hellbraunen, kurzen Blusen, grauen, weiten Beinkleidern, die unten in die kurzen Stiefel gesteckt sind, und runden, schwarzen, niedrigen Filzhüten, mit tief herabhängenden, dicken, schwarzgrünen, Hahnenfederbüschen, bezieht hier die Schloßwache. Mittags um zwölf Uhr wurden sie abgelöst durch einen von dem tiefen Tal heraufmarschierenden Zug, dessen schmetternde, feurige Marschmusik lustig durch den wie im Mittagszauber gebannt liegenden Tannenwald tönte und das Echo der Felswände erweckte. Weiter südlich, unter den Bäumen, nahe der sich dort im Halbkreis zum Schloß hinwendenden Fahrstraße, liegt noch ein anderes, ausgedehntes Gebäude für Dienerrwohnungen, Stallungen usw., in einem dem des Schlosses verwandten, eigentümlichen Cottagestil, mit reichlicher Verwendung von Holz als Material, erbaut. Zu beiden Seiten des Pelesch führen seitab davon Fußstege und anfangs breitere Promenadenwege, zunächst ganz allmählich ansteigend, in den tiefen, dichten Bergwald hinein, den steilen Klippenwänden des Buccegi entgegen. Sehr bald befindet man sich in einem anscheinend nie von den Eingriffen der modernen Forstkultur in seinem natürlichen Wachstum und Verderben gehemmt ge-

wesenen Urwalde. Ich habe in Europa seinesgleichen nie und nirgend gesehen. Die kerzengrade aufsteigenden Edeltannen zeigen oft eine Stammdicke von einem Meter. Ja, die von eineinhalb und zwei Meter Durchmesser sind keineswegs selten in diesem Dickicht. Sie stehen dort wie Säulen beieinander, bis Alter oder Stürme sie stürzen oder brechen. Modern und faulend liegen ihre gewaltigen Trümmer über dem abschüssigen Boden und über den rauschenden Wildbach hingewälzt, umwuchert von dem immer frisch sprießenden und treibenden Leben des Waldes. Die Stämme der alten Buchen wetteifern an Dicke mit diesen Riesentannen. Üppig wuchert der junge Nachwuchs und Unterholz mannigfacher Art zwischen beiden. Stellenweise ist der Fußsteig völlig davon überwachsen. Oft führt er fast nur noch über die Steine und Felsblöcke an der Uferseite des Peleschbettes, zwischen denen die silberglänzenden und die milchweißen Aldern des kristallinen Gewässers unwiderstehlich vorwärts eilen, sich ihren Weg suchen und bahnen. Überall im Dickicht, bald ferner, bald näher, vernimmt man sein Rauschen. Bald ist's ein heimliches Murmeln über Kiesel dahin, in sanfter, geneigter Ebene; häufiger aber ein laut schallendes Brausen und fröhliches Tosen, wenn er in prächtigen Fällen schaumsprühend sich von Klippe zu Klippe zur Tiefe stürzt. Einmal tritt eine gewaltige, graue Feldmasse, steil und hoch zwischen Tannen aufragend, ja, weit überhängend, hart an sein linkes Ufer heran. Aber sie läßt sich noch eben umgehen, und man klimmt weiter und weiter, höher und höher, auf immer steileren unwegsameren Pfaden im Waldesschatten, den Kaskaden entgegen und zur Seite bis zu den Grenzen des Waldesgrüns und den Quellen des Pelesch. Wen nach echter Waldeinsamkeit verlangt, — hier findet er sie sicher und mag sie ungestörter genießen als irgendwo in anderen Gebirgswäldern unseres Kontinents, deren keiner mehr bewahrt ist vor den

Scharen schweifender Touristen. Das Badepublikum, die Sommergäste Sinaias scheinen ihre Wanderungen nur ganz ausnahmsweise bis in diese prachtvolle Wildnis hin auszudehnen. Nie bin ich hier einem von denen begegnet, welche ich doch so zahlreich in den Gartenanlagen vor den Hotels promenieren, auf den Bänken sitzend, miteinander plaudern, den Hof machen, der Musik des Orchesters zuhören und an den Tischen in den Veranden und den Speisefälen des Hotels frühstücken und zu Mittag speisen sah.

Unter diesen Sommergästen war die elegante Welt von Bukarest durch manche charakteristischen Gestalten vertreten. Die Verlegung des königlichen Hofhalts in das Waldschloß Pelesch während dieser Monate, mehr noch als die Reize des Orts, veranlaßt, ja nötigt eine nicht geringe Zahl von offiziellen Persönlichkeiten, hohen Militärs und Zivilbeamten, hier ihren Aufenthalt mit ihren Familien zu nehmen. Auch der Vertreter der Deutschen Reiches am Hofe König Carols, Herr von Busch, mit seiner Gattin — in der ich zur frohen Überraschung die nahe Verwandte eines lieben und verehrten schlesischen Gastfreundes, des Verfassers mit köstlicher Frische und Urwahrheit geschriebener Kriegserinnerungen, erkennen mußte, — und reizenden lichtblonden Kindern, hat seine Sommerresidenz hier im Hotel Sinata. Manche Offiziere des Hofdienstes sogar, die im Schloß selbst nicht untergebracht werden können, bewohnen Hotels oder auch ihre eigenen Villen im Ort. In ihren russischen, brillanten Uniformen bilden sie eine ähnlich wirksame Staffage für ihn wie diejenigen Sommerfrischlerinnen, welche nach dem Vorgange der Königin und ihrer Hoffräulein, ja aller den Hof besuchenden Damen der Gesellschaft, das rumänische Nationalkostüm während des Aufenthalts im Sinaia oder doch von Zeit zu Zeit während dessen Dauer anlegen. An malerischem Reiz wird es schwerlich von einem anderen, noch irgendwo

getragenen erreicht oder gar übertroffen. Seine Bestandteile sind noch immer ausschließlich Erzeugnisse der bäuerlichen Hausindustrie. Im einzelnen vielfach variiert und dem individuellen Geschmack unterworfen, sind seine charakteristischen Haupttrachtstücke immer ziemlich die gleichen. Das wichtigste ist das bis zum Ansatz der Füße reichende, am Hals eng geschlossene Hemd, aus einem feinen, weißlichen Halbwollstoff, mit weiten, oberhalb des Handgelenks zusammengefaßten und dann wieder in weiter Manschettenform auf die Hand fallenden Ärmeln, dessen Rücken, Ärmel, Brust, unterer Saum und Vorderblatt vielfach mit dichter Plattstichstickerei in streng dem Stoff entsprechend stilisierten Mustern, bald in Schwarz, bald in Rot, bezw. mit Gold- und Silberfäden und aufgesetzten runden, kleinen Metallplättchen geschmückt sind. Dieser Rock wird um die Taille mit einem rot-, gelb- und weißstreifigen Bande von so enormer Länge festgürtet, daß es häufig darumgewunden werden und zuletzt doch noch eine wohl zwei Hände breite Gürtelschürze bilden kann. So umspannt es nun und hält es mit dem Hemd zugleich die fast ebenso lange, sich dicht an den Körper anschmiegende buntgestickte, meist dunkelfarbige, rückseitige Schürze. Letztere sieht man auch wohl fast die Form eines vorn offenen, kürzeren Oberrocks annehmen, der, aus dunkelroter oder dunkelorange-farbiger Wolle sehr fest gehäkelt oder gestrickt, in ganz schmalen, festen Plissees wie die Röcke der Altenburger Bäuerinnen der Länge nach gefältelt und mit mehrfarbigen und Silberfädenstickereien von stilisierten Blumenmustern dekoriert ist. Zuweilen wieder fallen, während die Schürze die Rückseite vom Gürtel abwärts bedeckt, von diesem, den vorn ein großes silbernes oder vergoldetes Schloß ziert, die langen, feinen, roten Franzen über das Vorderblatt des Rockes bis zum Saum hinab. Das Haar wird bald von einem feinen, mit Goldplättchen bestickten, Wangen, Hals und Schultern umgebenden

Schleier, bald von einem, am Nacken niederhängenden Kopftuch aus farbiger Seide bedeckt. Hals und Brust schmückten Perlketten und Gehänge von Gold- und Silbermünzen. Zu den in korrekten Pariser Modetrachten, mit enormen Touren, erscheinenden weiblichen Sommergästen bildeten die in diese nationalen Bäuerinnenkostüme gekleideten den stärksten und seltsamsten Gegensatz.

„Zwei Tage früher hätten Sie kommen müssen,“ — so mußte ich es auch hier wieder, wie in Belgrad, hören! — „da hätten Sie Gelegenheit gehabt, die ganze Gesellschaft, König und Königin, den ganzen Hof, alles Landvolk der Umgegend, in den schönsten nationalen Festtrachten hier beisammen und abends oben bei den Jägerhütten ein Volksfest feiern sehen können, wie es an keinem zweiten Orte der Welt zu erleben ist Was für ein Fest das war? Die Feier des Grivnizatages natürlich, des 11. September neuen, des 31. August alten Stils. Es ist zugleich der Alexandertag. Man feiert ihn bei uns weniger als den Namenstag des Zaren, sondern weil es derselbe ist, an dem die rumänischen Truppen 1877 ihre schönste Waffentat ausführten, die Grivnizaredouten vor Plewna unter den Augen Alexanders stürmten. Schade, daß Sie das originelle Fest nicht gesehen haben!“

Darum also waren an jenem Samstag abend das russische Gesandtschaftspalais und einzelne öffentliche Gebäude in Bukarest so glänzend illuminiert. Die Messe in der Klosterkirche hier auf der Höhe, das Feuerwerk, das Soldaten- und Volksfest, der Tanz der Bataillone in Gegenwart des Königs-paares hoch oben bei den Jägerhütten über den mondbeglänzten Tannenwäldern — — ich glaube es gerne, daß ich viel dadurch verloren habe, nicht Zeuge davon gewesen zu sein. Besonders seitdem ich den in seiner Art wahrhaft einzigen Hauptschau- platz des Festes, eben jene „Jägerhütten“, das freie Hoch-

plateau westlich davon und den für die Feier neuerdings angebauten, lustigen Speisesaal besucht und kennen gelernt habe.

Jene Hütten sind die langen, ursprünglich ganz einfachen, ziemlich niedrigen Holzschuppen oder Baracken, welche dort, auf einem, den ganzen Ort und das Hochtal des Schlosses noch weit überragenden, freigelegten, tannenduftigen Plateau des Waldgebirges, südlich davon, westlich über Sinaia, als Sommerquartier für die beiden hier während der Dauer des königlichen Aufenthalts am Pelesch stationierenden Jägerbataillone (Cacciatori) errichtet stehen. Sie sind in zwei Reihen, je fünf dicht nebeneinander, geordnet. Die eine ist mit der einen Giebelfront nahe am östlichen Höhenrande, also gegen die Prahowa-Schlucht und die jenseitigen Laubwaldhöhen gefehrt; die anderen stehen weiter westlich rückwärts von jener vorderen Reihe. Was diesen langen, langen Holzbaracken, in welchen die Mannschaften hausen und seitlich des Mittelganges einer jeden auf ihren Matratzen oder Laubsäcken schlafen, ihr durchaus beispielloses Aussehen verleiht, ist die wundersame und originelle Bekleidung und Dekoration jeder ihrer äußeren Wand- und Giebelflächen, Türeingänge und zum Teil auch ihres Inneren. Die Materialien hat den soldatischen Künstlern, welche dies merkwürdige Werk zu ihrer Lust geschaffen haben, der umgebende Hochwald selbst und allein geliefert. Sie bekleideten alle jene Flächen mit dem grünen Moose seines Bodens als Fond und legten in ihn Dekorationen von mannigfacher Art und Zeichnung, aus grauem Baumstammmoose, Tannenzapfen, Schwämmen, Pilzen, roten Ebereschbeeren, gleichsam als Intarsien ein. Stellenweise sind die so hergestellten Einlagen schwungvolle Ornamente, die keine Formen und Gegenstände aus der Wirklichkeit nachahmen sollen. Häufiger aber noch stellt die Zeichnung im grünen Moose Fenster, Türen, Wappen, Frucht bäume, Blumentöpfe

und Gesträuche dar, wobei aus Tannenzapfen, roten Beeren und graugelblichen Schwämmen die Blumen ausgeführt sind. In jeder Wandfläche wiederholt sich der meist aus grauem Stammmoos geformte große Namenszug des Königs oder das C und E (Carol und Elisabeth) des Königspaares mit der Krone darüber. Die in den Nischen angebrachten schwarzen Tafeln mit der Angabe der Kompanie oder der Regimentsbehörden, welche in der Baracke einquartiert sind, werden von Kränzen aus Asten und Tannenzweigen umgeben. Ähnliche Festons schmücken die Türen und die Holzpfeiler und Balken des Innern. Das alles ist so innig erfunden, mit so viel Lust und Liebe, Geschmack, Geschicklichkeit, Nettigkeit und Akkuratess ausgeführt, daß man es nicht ohne eine frohe Befriedigung betrachten kann.

An der Nordseite dieser Barackenreihen hatten die militärischen Künstler die große Festhalle für die Feier des Grönitztages angebaut. Diese Halle, zwischen deren Holzpfeilern sich statt der festen Wände nur kaum sichtbare, leichte, weite Drahtgeflechte spannten, um in und auf ihnen auch wieder die königlichen Namensinitialen mit der Krone aus Baummoos zu befestigen, kehrt einen stattlichen hohen Portalbau mit zwei zinnengekrönten, weißen Türmen zu beiden Seiten des rundbogigen Eingangstores dem Schloßtal zu. Die Flächen der Stirnwand sind wieder mit grünem Waldbodenmoos belegt, in welches gut gezeichnete Füllungen aus grauem Baummoos eingefügt wurden. Über den mit Festons geschmückten Rundbogen aber liest man auf großen Tafeln zwischen den Türmen die Namen aller jener heiß umstrittenen Stätten der ehemals türkischen Donauländer, auf welchen in ruhmvollen Kämpfen rumänisches Blut verströmt ist. Gewiß hat die Armee König Carols ein gutes Recht, sich dieser Tage und Taten von Ulteniça, Nicopol, Grönitza, Kalafai, Plewna, Rahova, Widdin, Belgeradjika mit Stolz

zu erinnern und ihr Gedächtnis zu feiern, wenn sie sich auch sagen muß, daß jenes Blut mindestens ebenso wie für die eigene Waffenehre und die Unabhängigkeit des eigenen Vaterlandes, für die Größe Rußlands vergossen ist.

Der deutsche Gesandte am rumänischen Königshof hatte mich bei den Majestäten angemeldet oder „eingeschrieben“. Wenige Stunden später empfing ich durch ihn eine Einladung ins Schloß zum nächsten Tage zum Deseuner bei dem König und der Königin, die noch einmal in einem durch einen Fourrier überbrachten französischen Schreiben des Hofmarschalls direkt an mich gerichtet wurde: um 1 Uhr mittags im Überrock.

Um die bestimmte Stunde fuhr ich den Weg zum Kloster hinauf, durch dessen Hofstor auf die Waldstraße zum Schloß und an dessen Nordseite vor. Über die mit dicken, roten Smyrnateppichläufern belegte Stiege zum hohen Erdgeschoß führte mich der Lakai in blauer, silberbordierter Livree zu einem Korridor, welcher, vom Innenhofe her durch die Fenster mit gemalten Buzenscheiben beleuchtet, mit alten Schmucktüchern und Rüstungen dekoriert war. Dort empfing mich einer der Herren Adjutanten (im blauen Waffenrock mit goldenen Fangschnüren) mit leisem Vorwurf: „Mais monsieur, vous êtes en retard!“ Wenn ich keinen befrage, was fast immer geschieht — da ich im Leben daheim und auf Reisen nie eine Uhr getragen habe —, so bin ich fast immer pünktlich. Hier hatte mir mein Hotelwirt den richtigen, absolut zuverlässigen Gang der feinen hoch und teuer beschworen, und für den Glauben daran sah ich mich so peinlich bestraft.

Wenige Schritte führten uns zu der offenen Tür eines großen, langgestreckten Saals mit vier auf die Pfeilergalerie hinausgehenden hohen Fenstern in der südlichen Langseite, an denen gestickte Vorhänge von ganz zartblauem Seidenplüsch über den Spitzenshawls herabwallten, — ein Stoff und Ton,

der sich in den Möbelbezügen und Drapierungen dieses Raumes vielfach wiederholte. Die Holzdecke schmückte ein anscheinend gemaltes, eingefügtes Bild, das sich bei genauer Betrachtung als ein sehr schöner, moderner Pariser Gobelin erwies. Türeinfassungen, Getäfel, Dekoration, Möbel — alles in diesem Raum war in einem mit Freiheit und individuellem Geschmack behandelten und modifizierten neumünchener Renaissancestil gehalten. Doch ich hatte wenig Muße, mich mit der Erscheinung des Saales zu beschäftigen. Die der Persönlichkeiten, welche in ihm in Gruppen beisammen standen, absorbierten zunächst die Aufmerksamkeit vollständig. Es waren etwa acht Damen verschiedenen Alters in reichfarbigen rumänischen Nationaltrachten und sechs oder sieben Herren; nur zwei von ihnen in bürgerlicher Tracht, dunklem Überrock und hellen Beinkleidern: Erzellenz Busch und Doktor Kremnitz, die anderen in glänzenden militärischen Uniformen. Der eine dieser Offiziere, eine nur mittelgroße Gestalt mit scharf geschnittenem Gesicht, kurzem, schwarzen Vollbart und Haar, trat mir gleichzeitig mit dem deutschen Gesandten rasch einige Schritte entgegen und reichte mir die Hand mit freundlicher Begrüßung. Es war König Karl. Ein brünetter Hohenzoller, — es ist eine so ungewohnte Erscheinung! Im Gesichtsschnitt aber ist die Ähnlichkeit mit seinem Bruder, dem Fürsten Leopold („dem Spanier“) unverkennbar. Ohne meine etikettenmäßige Vorstellung abzuwarten, redete mich der König an und hieß mich in seinem Haus mit so gütigen und schmeichelfaften Worten willkommen, daß ich auf den Versuch verzichtete, dieselben zu zitieren. Rekta von Sophia kommend, war ich in der Lage, von Gegenständen erzählen und nach eigenen frischen Anschauungen und Erleben Vorgänge und Persönlichkeiten schildern zu können, welche auch eines Königs, und zumal eines rumänischen, Interesse erregen und fesseln konnten. So war die Unterhaltung schon in raschen lebendigen Fluß ge-

kommen, noch ehe der König mich zu der Gruppe der Damen führte, um mich seiner Gemahlin vorzustellen. Sie stand im Gespräch mit der Gattin unseres Gesandten und der vielgenannten Mitarbeiterin an den unter der Devise: Von „dito et idem“ statt eines Autornamens erschienenen jüngsten Novellen und Romanen Carmen Silvas, der braunäugigen Frau Doktor Kremnitz, der Gattin des anderen Herrn in bürgerlicher Tracht mit dem langen dunklen Vollbart, des in Bukarest ansässigen deutschen Arztes jenes Namens, und umgeben von mehreren jungen Fräulein. Die Königin, ebenso wie jede der beiden deutschen Damen, trug statt des Kopfpuges einen feinen mit goldenen Pünktchen durchstickten weißen Gazeschleier, welcher den Scheitel bedeckte und um die Schultern drapiert war. Ihre wohlgeformte, für eine Frau ziemlich hochgewachsene Gestalt kleidete das nach Schnitt und Art hier bereits geschilderte rumänische Nationalkostüm vorzüglich. Der Oberrock oder die rückseitige Schürze aus zart rotem, silberdurchwirktem Damast vom farbigen Gürtel abwärts über dem, hier besonders reich an Brust, Hals, Ärmel und Säumen gestickten, hemdartigen Kleide war aus feinem, weich fließendem, weißem, halbwollenem Stoff. Das aus photographischen Bildnissen wohlbekannte Gesicht mit der an der Wurzel tief eingesenkten Nase auf den für eine so geniale Natur merkwürdig tiefliegenden Augen, mit einer kleinen Narbe auf der linken Wange, überraschte mich dennoch durch die zarte und frische, blühende Hautfarbe, welche die Königin dem steten Aufenthalt in dieser Wald- und Bergluft dankt, und durch das völlig ergraute Haar, welches ungeflochten und ein wenig lang getragen in vollen, großgelockten Partien an Schläfen, Ohren und Hals unter dem Schleier hervorquoll. Mit diesem grauen Haar bilden die, wenn sie die Gläser des Kneifers nicht bedecken, in jugendfrischem Glanze strahlenden, lichtblauen Augen und die beiden Reihen herrlicher Zähne

einen interessanten Kontrast. Ich entsinne mich kaum, je zuvor zwischen zwei Menschenlippen diese unschätzbare Gottesgabe in gleich absoluter Vollkommenheit in bezug auf Ton, Form und Regelmäßigkeit leuchten gesehen zu haben, wie zwischen diesen „schön gereimten“ der königlichen Dichterin. Nur die ersten gnädigen Begrüßungsworte und Fragen waren von ihr an mich gerichtet und von mir erwidert; der herzlichen Teilnahme an dem herben Geschick des armen Fürsten Alexander seitens der Königin phrasenlosen, wahr empfundenen, schlichten Ausdruck gegeben, als der Aufbruch zur Tafel dem Gespräch ein vorläufiges Ende machte. Die Gesellschaft trat in den benachbarten, jenseits des Korridors und längs dessen Westseite gelegenen Speisesaal. Seine Fenster gehen auf den uninteressanten Hof zwischen dem Schloß und dem Kavalierrhaus hinaus. Ihre schönen Glasmalereien verbergen diese einzige, nicht besonders reizvolle Aussicht, welche sich von diesem Raum des Schlosses aus zeigt. Dieser Speisesaal mit seinem dunkelbraunen Holzgetäfel, dessen reicher Simsdécoration mit Majolika-, Glas- und Metallgefäßen, feinen Kronleuchtern, feinen lederbezogenen Lehnstühlen gleicht völlig dem eines reichen Patrizierhauses der Renaissance in einer deutschen Reichsstadt. Der König nahm vor der Mitte der Langseite der Tafel zur Linken der Gattin unseres Geschäftsträgers Platz, die Königin ihm und den Fenstern gegenüber, Herr v. Busch zu ihrer Rechten; neben diesem Frau Doktor Kremnitz. Mir selbst war mein Sessel zwischen dieser werthen Kollegin und der schönen Ehrendame der Königin, Fräulein Zina Majorescu, angewiesen, einem jungen Fräulein von prächtigem Wuchse mit einem Paar klug und ernst blickender, ungewöhnlich großer, hellgrauer Augen unter der breiten Stirn in einem Gesicht von edlen, energischen Formen und dem ruhigen Ausdruck der Willenskraft und überlegenen Intelligenz. Das hellbraune Haar war mit einem den Oberkopf dicht umgebenden Tuch aus dunkel-

roter Seide bedeckt, dessen langer Zipfel über den Nacken herabhing. Den Hals schmückten Gehänge von Goldmünzen, blau und weiße Perlenketten. Der feine, hemdartige, crème-farbige Rock war reich mit Kreuz- und Plattstichstickereien in schwarzen und roten, in Gold- und Silberfäden geschmückt. Unterhalb der bunten, breitgewundenen Gürtelschärpe legte sich über jenes Unterkleid eine stumpfrote, kürzere, silbergestickte, vorn breit offene, eng anschließende, lang plissierte, obere Tunika der geschilderten Art. Die ganze Erscheinung war von durchaus originellem, in hohem Grade fesselndem Reize.

Mit meiner interessanten Tischnachbarin zur Linken war ich selbstverständlich sehr bald im lebhaftesten Gespräch, dessen Hauptgegenstände ebenso selbstverständlich überwiegend literarische und speziell die Werke, das Schaffen und die gesamte dichterische und menschliche Persönlichkeit Carmen Sylvas bildeten. Daß letztere sich in neuerer Zeit mit Frau Doktor Krennitz zu gemeinsamer Produktion verbunden hat, war mir nicht unbekannt. Aber erst hier erfuhr ich, in welcher Art dieses Zusammenarbeiten in der Praxis geschieht. Der vielgelesene, zuerst in der „Nationalzeitung“ veröffentlichte Roman „Aus zwei Welten“ — bekanntlich ein Roman in Briefen — ist gleichsam mit genau „verteilten Rollen“ geschrieben. Die Königin hat die der geistreichen und herzengewarmen Prinzessin Ulrike, der Tochter aus mediatisiertem Fürstenhause, übernommen und durchgeführt, Frau Krennitz die des Greifswalder Professors, mit welchem die geist- und phantasievolle junge Dame jene Korrespondenz beginnt, die schließlich zur Entflammung der leidenschaftlichen Liebe beider für einander führt. — Frau Doktor Krennitz hat sich ebenso ihrerseits in den Charakter, das Denken und Empfinden dieses Bruno Hellmut hineingelebt wie die Königin in das der kleinen Prinzessin — und jede von beiden hat die Briefe der anderen empfangen und im Sinn der übernommenen Rolle be-

antwortet. Daß die Figur Ulrikes so viel lebensfähiger und wahrscheinlicher herauskommt als die des Professors, erscheint mir, nachdem ich über diese Art der Entstehung des Romans unterrichtet bin, daraus begreiflich. Auch die feinsinnige Novelle, welche das Juliheft von „Nord und Süd“ von 1886 brachte: „Es war ein Irrtum“ von „dito et idem“, ist ein poetisches Produkt dieses Zusammenwirkens der Königin und der Frau Doktorin. Die Erzählung und Schilderung tritt darin fast völlig zurück gegen die Gespräche der vornehmen Witwe und ihres Schwagers. Das Ganze gleicht mehr einem „Proverbe“ oder einer „Causerie“ für die Bühne als einer Novelle. Auch für diese Gespräche haben die beiden Schriftstellerinnen die Rollen unter sich verteilt. Die Einheit des Tones haben sie trotzdem in dem kleinen fesselnden Kunstwerke vorzüglich zu wahren verstanden. In bezug darauf kommen keine anderen mir bekannten Früchte einer derartigen literarischen Kollaboration, dem Muster derer, welche Eckmann-Chatrians Zusammenwirken erzeugt hat, näher als jene Novelle. Das Hoffräulein zu meiner Rechten an der Schmalseite der Tafel beteiligte sich von Zeit zu Zeit mit kurzen Zwischenbemerkungen in deutscher Sprache an unserer Unterhaltung, und jeder Satz hatte Hand und Fuß, zeugte von scharfer Beobachtung, von Klarheit und Klugheit im Urteil über Menschen und Kunstwerke. Spott und Bewunderung waren da, wo sie dieselben spendete, durchaus verdient.

Die fünf oder sechs Gänge der Tafel folgten rasch aufeinander. Nach kaum dreiviertelstündiger Dauer wurde sie aufgehoben. Die Gesellschaft begab sich in den Salon zurück. Die Königin mit den Damen trat in das große quadratische Gemach in dem vierseitigen Eckturm, um dort den Kaffee zu nehmen, der König mit den Herren auf die Pfeilergalerie hinaus. In kleinen Täßchen wurde der auf türkische Art bereitete Mokka präsentiert. An der Holzbrüstung lehrend,

auf welcher die Pfeiler der Loggia aufsetzten, und hinausblickend auf das großartige und liebliche Naturbild, das sich dort vor uns am Fuße des mit dem frischgemähten Rasen bedeckten Schloßhügels gegenüber und ringsum ausbreitete, äußerte sich der König zu mir eingehend über die Entstehung des Schlosses an dieser Stelle und die Geschichte seiner Erbauung. Es ist wahrlich kein leicht und glatt durchzuführendes Unternehmen gewesen. Der nun so sanft gegen den Pelesch nach Süden absinkende Hügel war ursprünglich eine völlig steil und schroff aufragende Höhe. Als man mit der Fundamentierung begonnen hatte, zeigte es sich bald, daß der Schoß dieses Hügels von mächtigen Quellen oder unterirdischen Verzweigungen der Gebirgsbäche durchzogen war, welche jene Arbeiten immer wieder zu vereiteln drohten. Es hat langer, schwieriger und zäh ausdauernder Bemühungen bedurft, um dieser Gewässer endlich Herr zu werden, sie abzufangen und abzuleiten. Die jetzige sanft und allmählich ansteigende Gestalt hat der Schloßhügel erst seit kaum zwei Jahren durch künstliches Auftragen herangefahrener enormer Erdmassen erhalten. Die von dem Architekten entworfenen ersten Pläne für den Bau des Schlosses seien nach den eigenen Angaben und Bestimmungen des Königs und der Königin vollkommen umgestaltet worden. Seine gegenwärtige Einrichtung könnten beide im gewissen Sinne als ihr eigenstes Werk bezeichnen. Eine wahrhaft geniale, künstlerische Kraft habe aufs erfolgreichste an der Ausführung des Baues und besonders seiner Innenarchitektur mitgewirkt in der Person des Hofbildhauers Stehr, eines Süddeutschen. Er soll in seiner ganz ursprünglichen naiven, schöpferischen Bildnerkraft und seiner in allen Sätteln gerechten handwerklich-technischen Tüchtigkeit und Virtuosität völlig jenen Meistern der Renaissance gleichen, deren Größe ja auch wesentlich in der Verschmelzung dieser Eigenschaften beruht. Leider war der so geschilderte und ge-

rühmte eben jetzt für mehrere Wochen in die Heimat gereist. Ich konnte die aus Bukarest an ihn mitgebrachte Empfehlung nicht abgeben und seine persönliche Bekanntschaft nicht machen, die mir nach diesen Mitteilungen des Königs und den sie bestätigenden und noch überbietenden Äußerungen, die ich später von der Königin vernahm, doppelt wert und wichtig gewesen sein würde. — Während des Schloßbaues hat, wie der König ferner erwähnte, Ludwig II. von Bayern sich wiederholt an ihn mit dem Ersuchen um Zusendung der Zeichnungen des Gebäudes und von den Detailangaben darüber gewendet. Ja, er hatte sogar einmal seinen persönlichen Besuch in Sinaia in Aussicht gestellt, da er das dringende Verlangen hege, das hier geschaffene Waldschloß durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Bekanntlich ist er nie zur Ausführung dieser Absicht gekommen.

Durch die in nächster Nähe auf die Galerie mündende Thür des Turmzimmers sah ich in dessen vielfarbig prächtig schimmernden Raum die Königin mit den Damen plaudernd sitzen. Auf die an mich gerichtete Aufforderung des Königs trat ich zu ihnen ein. Dieser Salon gewährt einen ganz eigenartigen Anblick. Seine Wandbekleidungen, seine Vorhänge, Decken, Polster, Möbelbezüge, ja sogar sein Plafondschnuck bestehen aus Stoffen, die in höchst kunstvoller Weise mit bunten, prächtigen, türkischen Ornamentstickereien in Plattstich und applizierter Arbeit bedeckt werden. Alle dekorativen Gefäße, die Rahmen, Sessel, Ampeln, Laternen sind in dem entsprechenden sarazenischen Stil gehalten. Der Galerietür gegenüber öffnet sich in der Westwand der Zugang zu dem durch eine bogenförmige Glaswand geschlossenen, zum Wintergarten eingerichteten Verbindungsraum zwischen dem Turm und dem westlichen Schloßflügel. Die durch Vorhänge gedämpfte, durch das große Südfenster einstrahlende Nachmittags-sonne verbreitete ein warmes, farbiges Halblight in dem Raum,

während der Wintergarten dahinter in dem hellen, goldigen Grün seiner Blattpflanzen leuchtete. Keine Umgebung hätte harmonischer zu den hier gruppierten Frauen- und Mädchen-gestalten in ihrer prachtvollen, vielfarbigen, an den nahen Orient mahnenden, rumänischen Trachten stimmen können als dies Gemach mit diesem Hintergrund.

Die Königin hatte durch Frau Doktor Kremnitz und Fräulein Majorescu bereits davon gehört, daß Turgenjew während seines halben Lebens mir herzlich befreundet gewesen sei und ich viel und oft mit ihm zusammengelebt hätte. Sie wünschte näheres über ihn und unsere Beziehungen zueinander von mir zu hören und gab dabei ihrer innigen Bewunderung für den großen Poeten schönen, begeisterten Ausdruck. Wie alles, was ich sie sprechen hörte und wie ihr ganzes Verhalten gegen ihre Umgebung, war auch dieser Ausdruck durchaus frei von jenen künstlich gemachten, auf Stelzen gehenden, verschönörkelten „Airs“, welche hohe und höchste Damen gewöhnlich, besonders aber bei dergleichen Gesprächen und Meinungskundgebungen über Dichter und Künstler und ihre Werke anzunehmen und zur Schau zu tragen pflegen. „Mumu“, die Geschichte des armen, taubstummen Leibeigenen der bössartigen Barunja in Moskau, dem seiner Herrin grausame, tyrannische Tücke alle Gegenstände raubt, welchen er die Liebe seines stark und warm fühlenden Herzens zuwendet, erklärte die Königin, sei diejenige unter den Erzählungen Turgenjews, welche ihr immer den tiefsten und ergreifendsten Eindruck gemacht habe, wie sehr sie auch die anderen schätze und bewundere.

Von literarischen Gegenständen ging das Gespräch auf künstlerische über. Die Königin hatte bereits von der Porträtbüste manches Kühnliche gehört, welche mein Sohn Paul, ohne anderen Anhalt als einige photographische Bildnisse ihres Kopfes, modelliert und zur Jubiläumsausstellung gegeben hat. Ich konnte ihr mit gutem Gewissen die gute Meinung da-

von nur bestätigen. Freilich mochte ich nicht mit der Bemerkung zurückhalten, daß keine Büste und kein gemaltes Bildnis, auch von des größten Meisters Hand, eine wirklich genügende, vollständige Anschauung von der Erscheinung ihres Nützligen, wie ich es heute gesehen und kennen gelernt, geben könnte. — Weshalb das unmöglich sei? — „Aus dem einfachen Grunde, weil keine Büste das strahlende, lichte Blau von Ew. Majestät Augen, und weil weder Büste noch Bild jenen unvergleichlich köstlichen Besitz auch nur anzudeuten vermögen, um welchen selbst Goethe Carmen Sylva beneidet haben würde. Gesteht er es doch selbst ein, daß er diese Eigenschaft eines Menschenantlizes nie ohne Neid ansehen könne.“ — Welche das wäre? — „Natürlich Ew. Majestät Zähne!“

Die Lippen der Königin öffneten sich unwillkürlich zum lebenswürdigsten Lachen, und mit innigem Wohlgefühl konnte ich mich überzeugen, daß diese gleichmäßige und vollkommene Schönheit sich keineswegs nur auf die Vorderglieder der beiden, keine einzige Lücke aufweisenden Perlenketten beschränkt. — „Das sagen Sie . . . und doch höre ich, daß man behauptet, dies Beste, dies wirklich Gute, was ich habe, sei nicht mein eigen.“ — Ich erbiete mich fortan zum Königszeugen für die Echtheit und für die Tatsache, daß Carmen Sylva wie Frau Lola in P. Lindaus „Zug nach dem Westen“, wenn sie lacht, lachen kann bis zum letzten Backenzahn und nicht nur bis zur ersten Plombe.

Daß die Königin nicht nur dichterisch begabt und tätig ist, sondern auch mit hervorragendem Talent für die Musik und die bildende Kunst gesegnet sei und beide mit Neigung und Erfolg ausübe, wußte ich. Meinen Bitten, mich eine Probe ihrer Malerei sehen zu lassen, willfahrte die Königin erst nach längerem Widerstreben. Was sie male, sei so unbedeutend, so dilettantisch. Aber ich ließ nicht nach, und endlich gab sie einer der sie umgebenden jungen Damen den

Auftrag, einige von den Evangelienblättern herbeizuholen. Diese Fräulein sind nicht, wie meine schöne Tischnachbarin, Majorescu, im Dienste der Königin angestellte Hofdamen, sondern Töchter aus rumänischen Notabelfamilien und für die Zeit der Hofhaltung in Schloß Belesch eingeladen, daselbst in der nächsten Umgebung der Königin zu leben, die schönste Sommerfrische zu genießen, mit der Herrin zu musizieren, zu malen, ihr Gesellschaft zu leisten.

Während jene junge Dame — eine echt südliche Erscheinung mit bräunlicher Gesichtsfarbe und einem leichten Flaum auf der Oberlippe — durch den Wintergarten hinausschritt, um die Mappen zu holen, gab mir die Königin im voraus eine Erläuterung jener Arbeiten. An jedem Gründonnerstage würden in den rumänischen Kirchen von Priestern die Evangelien von der Passion aus einem Buch vorgelesen, welches deren besonders geschmückte Abschriften enthalte. Ein solches Evangelienbuch, das zum Geschenk für den Altar eines der ältesten und berühmtesten Gotteshäuser des Königreiches in der Nähe des Flusses Argin bestimmt ist, auszuführen, sei sie gegenwärtig beschäftigt.

Die Kirche ist, wie die meisten Dome des Mittelalters, ein fagenummwobenes Heiligtum. An ihre Erbauung knüpft sich eine poetische Legende von rührend inniger, tragischer Macht. Dem Baumeister ward verkündet, daß der Widerstand feindlicher, dämonischer Mächte, welche die Vollendung seines Werkes hinderten, nur dadurch besiegt werden könne, daß er das erste Wesen, was er am Morgen zu seinem Bauplatz kommen sieht, lebendig einmaure. Dies Erste ist dann sein eigenes, geliebtes, junges Weib, das von zärtlicher Sehnsucht getrieben, von ihrem fernen Wohnort zu ihm gepilgert kommt. Wie er es in der Ferne erkennt, beschwört er den Strom, zu verhindern, daß sie hinüberkomme, fleht den Himmel und die Erde an, den Gang der Geliebten zu hemmen. Aber

die Bitten der nichts ahnenden Frau, Strom, Himmel und Erde mögen sie nicht aufhalten auf dem Wege zu ihrem Gatten, sind stärker. Kein anderes lebendes Wesen kommt ihr zuvor. Mit Grauen sieht er sein Weib als das Erste auf dem Bauplatz erscheinen und ihn freudestrahlend begrüßen. Er muß sein Wort lösen. Leicht täuscht er die Vertrauende. Aber wie die rasch um sie aufgeführte Mauer immer höher und höher anwächst, ergreift sie die Angst und eine Ahnung des Furchtbaren. Immer dringender erklingen ihre Rufe: „Lieber Mann, ich erstickte, laß mich doch heraus, ich sehe dich nicht mehr!“ Er läßt sich nicht beirren und arbeitet in wilder Hast weiter an seinem Werk. Schwächer und schwächer tönt ihre Stimme. Aber als das steinerne Grab der Lebendigen längst geschlossen und die Klage des Opfers verstummt ist, glaubt der Meister immer und immer noch seinen Namen mit herzerreißendem Klange rufen zu hören. Er findet keine Ruhe mehr auf Erden. Als der Bau der Kathedrale vollendet ist, kommt der Bojar, das Wunderwerk zu besichtigen. „Nicht wahr?“ — so spricht er zu dem Meister — „eine schönere Kirche könntest auch du nicht mehr bauen?“ „Noch weit schönere, so viel Ihr wollt,“ gibt er zur Antwort. „So hast du mich betrogen, schwurst mir doch die schönste zu bauen!“ herrschte jener ihn an. „Du wirst keine andere mehr bauen,“ und befiehlt, den Meister vom Dach der Kathedrale in die Tiefe zu stürzen, daß er dort zerschmettert. Man tat nach seinem Befehl, und noch im Sturz hört der Unselige der Geopferten Stimme klagend seinen Namen rufen . . .

Die Königin selbst schien, indem sie mir diese Sage erzählte, von der poetischen Gewalt derselben in tiefster Seele ergriffen. Sie sprach in steigender Erregung. Sie malte mit dem wechselnden Klang ihrer Stimme die Personen und die Szenen der Legende, daß sie in voller Lebendigkeit vor uns dastanden. Ihre blauen Augensterne schienen immer größer

und strahlender zu werden. Ich lauschte wie gebannt von der Macht dieses Zaubers.

Das brünette Fräulein war zurückgekehrt mit einer Mappe und einem Reißbrett, welches mit einem unvollendeten Blatt der Sammlung bespannt war. Diese bestand aus Pergamentblättern in Folioformat. Jedes war nach der Art früh-mittelalterlicher, heiliger Manuskripte von der köstlichsten und kunstvollsten Art mit dem Text in goldenen altrumänischen Schriftzeichen auf einem Grunde von immer anderen Farben bemalt und umgeben von Randbildern, Kopf- und Schlußleisten in Farben und Gold. Meist rein ornamentale Kompositionen, bald in byzantinischem, bald in romanischem, bald auch wohl in persischem bezw. arabischem Stil, oder doch an letzteren anklingend. Nur ausnahmsweise sind auf einzelnen Blättern kleine figürliche Darstellungen, Gruppen von Halbfiguren aus der heiligen Geschichte, theils Kopien, theils originale Kompositionen der Königin-Künstlerin, den umrahmenden Ornamenten oder den Schriftzeilen eingefügt. Ich war überrascht durch die Fülle der Erfindung und das sichere Stilgefühl in diesen ornamentalen Umrahmungen. Der vollendete, natürliche und durchgebildete Geschmack in der Farbengebung und in dem Arrangement jedes Blattes freilich entsprach nach allem, was ich bereits in dem Schloß und an dem Kostüm der Königin gesehen hatte, nur meinen sichereren Erwartungen. In sinniger, ebenso künstlerisch als poetisch anmutiger und bedeutsamer Weise hatte sie die meisten Motive ihrer ornamentalen Kompositionen der lebendigen Pflanzenwelt des Peleschtales, den Blüten und Blumen entlehnt. Aber keine derartige Bildung ist nach der ehemals bei uns vielverbreiteten, sehr verwerflichen Manier in ihrer einfach abgezeichneten Gestalt verwendet, sondern jede ist dem gewählten Charakter der betreffenden Komposition angemessen, streng und konsequent stilisiert. Die Farbenwirkung der Blätter ist bei aller Mannig-

faltigkeit im einzelnen von durchweg gleich edler Pracht und Feinheit.

Als der Augenblick gekommen war, wo der König und die Königin sich zurückziehen und die Gäste sich zu verabschieden pflegten, entließen mich die Majestäten in huldvollster Weise mit der Einladung, mir nun das Innere ihres Schlosses in allen Teilen nach Belieben anzusehen. Statt von einem langweiligen Kastellan oder papageienhaft das Eingelernte nachplappernden Lakeien sollte ich von Führern dabei geleitet und über alles unterrichtet werden, mit denen ich sicher zufrieden sein würde. „Meine Damen,“ wandte sie sich an Fräulein Majorescu und ein anderes schlankes, noch jüngeres, schönes Mädchen, das mir bei Tisch gegenübergesessen und meine Blicke wiederholt von meiner nächsten Nachbarschaft auf ihre sammet-schwarzen Augen und ihren feingefchnittenen, echt romanischen Kopf gelenkt hatte, „zeigen Sie Herrn L. P. unser Schloß in allen Räumen, auch meine Zimmer“. Damit war ich entlassen, und die interessanteste und eigenartigste Schloßdurchwanderung und -besichtigung, die ich je gemacht habe, begann. Freilich waren mit den unschätzbaren Vorzügen und Vorteilen, welche mit einer solchen Art der Führung verbunden sind, auch notwendig manche Nachteile untrennbar verknüpft. Ich wurde nicht durch die Räume gehezt, hatte nicht die plärrende, ihren Part gewohnheitsmäßig ableiernde Stimme eines Schloßdieners, nicht seine lächerlichen Kommentare und kunstkritischen oder lobpreisenden Bemerkungen zu ertragen. Meine Führerinnen ließen mir beliebige Zeit, alles und jedes in Muße zu betrachten, und jede Bemerkung und jede Antwort der schönen Ehrendame war so geschickt, treffend und erschöpfend im Inhalt, so originell und so scharf geschliffen in der Form, wie es ihre knappen Äußerungen während der Tafel gewesen waren. Ihre reizende Genossin, Fräulein Joë Dawila, die Tochter

eines hochverdienten Arztes in Bukarest, sprach weniger. Doch wie sah sie dafür aus! Der Kopf mit den unbedeckten, nur mit Goldmünzen geschmückten, schwarzen Haaren, die zarte, zierliche, jugendschlankte Gestalt in dem reich und köstlich gestickten, weißen, weitärmeligen Unterkleide, über dessen Rückseite sich die dunkelfarbige, breite, buntgestickte Schürze mit weißem Gürtel abwärts spannte, während von den vorn durch große, prächtige, vergoldete Spangen geschlossenen oder geschmückten, die langen, dichten, roten Fransen der rumänischen Bäuerinntracht bis auf den gestickten Saum jenes weißen Rockes, über dessen Vorderblatt hinabfielen.

Eine solche Doppelführung sollte noch Nachteile haben können? Unmöglich! — Und dennoch. Sie sind für jeden Mann, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, kaum zu vermeiden. Der Mensch ist dem Menschen immer der nächste. Und wenn er so ausschaut, wie diese rumänischen Menschenkinder, so hat der andere kaum noch die halbe Aufmerksamkeit für die toten Dinge übrig, welche ihre Umgebung bilden. Es würde mir noch heute nicht schwer fallen, von jedem der im August besichtigten Schlösser König Ludwigs II. nicht nur den Grundriß zu skizzieren, sondern mir auch über Gestalt und Inhalt jedes einzelnen ihrer Räume ziemlich genau Rechenschaft zu geben. In bezug auf Schloß Pelesch bin ich meiner Fähigkeit dazu keineswegs gleich sicher. Heute ist es zu spät, zu wünschen: hätte man mir doch lieber jeden beliebigen Esel von Kastellan zum Führer bestellt gehabt! Ich wüßte besser Bescheid.

Gänzlich blind für das Werk der Architekten, Künstler und Dekorateure habe ich allerdings dennoch auch diese Räume nicht durchstreift. Die vier Trakte des Schlosses umschließen einen rechteckigen Innenhof, in dessen Mitte sich eine schöne, barocke, matt vergoldete, bronzene Brunnen säule erhebt; die diesem Hof zugekehrten Wandflächen der ihn um-

gebenden Gebäudeteile sind mit den licht- und mattfarbig im Sgraffito ausgeführten großen Bildern der ritterlichen Hauptgestalten der deutschen Heldensage und der mittelalterlichen Dichtung dekoriert. Auf diesen Hof hin öffnen sich die bemalten Buzenscheibensfenster (sämtlich Münchener Erzeugnisse) der in allen Geschossen ringsum laufenden, breiten Korridore. In dem hohen Erdgeschoß liegt, wie ich bereits geschildert habe, der Speisesaal im Westflügel, das türkische Waffenzimmer im großen Turm, der Empfangs- und Festsalon hinter der Loggia, an der südlichen Hauptfassade. An diesen schließt sich nach Osten hin ein Billardzimmer und ein Musiksaal, und weiter in dem Ostflügel die Flucht der Gemächer des Königs, das große Arbeitszimmer, die Bibliothek. Der Stil ihrer Innenarchitektur und Dekoration entspricht genau dem des ganzen Äußeren. Das türkische Gemach ist der einzige Raum, in welchem davon abgewichen ist. Dunkelgebräuntes, häufig durch schönes Schnitzwerk und Intarsien verziertes Wandgetäfel, Türgiebel und flankierte Säulen, Balkendecken (in einigen Zimmern sollten sie aus holzfarbig bemaltem Stuck imitiert sein), gemalte Fenster, dunkle Tapeten abwechselnd mit Wandmalereien, — die einer von der Königin sehr begünstigten Künstlerin Fräulein Dora Hitz, zu Dichtungen von Carmen Sylva erschienen mir von sehr bemerkenswertem Talent, von poetischer Erfindung und geschickter, flotter Made; — kostbare alte Möbel aus verschiedenen Jahrhunderten und Ursprungsländern, neben vortrefflichen, in ähnlichen Stilen ausgeführten, modernen; prächtige alte und neue Vorhang-, Möbelbezug- und Deckenstoffe, Gobelins und Stickereien, Bronze-, Kristall- und venetianische Glaslüsters und Wandarme für elektrisches Glühlicht; die farbenschnösten altpersischen, alttürkischen und modernen, für das Schloß gewebten Smyrnateppiche, manches interessante rumänische Gewebe, Nürnberger farbig glasierte

Rachelöfen. Auf Simsen, Schränken, Tischen eine Fülle alter und neuer Kleinkunstwerke; an den Wänden besonders zahlreich recht gute Kopien bekannter Galeriebilder, zumal nach Bildnissen alter Meister (übrigens auch in des Königs Arbeitszimmer); ein vorzügliches und kostbares Originalwerk von Sandro Boticelli, ein Lukas Cranach, ja ein wenigstens angeblicher Rafael . . . Das sind die Grundelemente, aus welchen in mannigfach variierten Gruppierungen die innere Einrichtung der Gemächer hergestellt ist. Die Firma Bembé in Mainz und Hamburg, welcher die Ausführung und die Lieferung anvertraut war, hat ihre Aufgabe hier vortrefflich gelöst. Die glückliche Form vieler Räume mit ihren Winkeln, Ecken, Nischen, Erfern trägt das Ihrige zu dem Gepräge der Wohnlichkeit, des Traulichen und Behaglichen bei, welches diesen Gemächern durchweg eigentümlich ist. Jedes Prunkten mit königlichem Glanz, mit gleißender Pracht und verschwenderischem Luxus ist hier ausgeschlossen.

Von dem Korridor des Nordflügels führt die Stiege zum ersten Geschoß. Ihre Wände sind zu beiden Seiten mit Trophäen aus alten, herrlich gearbeiteten orientalischen Waffen aller Art, Tartischen, Eisenkappen, Kettenhemden, Streit-hämmern, Säbeln, Dolchen, Feurgewehren, Speeren und Beilen höchst geschmackvoll dekoriert. Im Ostflügel, in dem runden Turm und dem anschließenden Risalit an der Südfassade liegen in diesem Geschoß die Gemächer der Königin. Vor dem Turm und Erkerfenster des Arbeitszimmers ist die grüne Herrlichkeit des Waldtales mit seinen südlichen Berglehnen und seinem östlichen Ausgange zum Kloster und zur Prahowaschlucht hin ausgebreitet. Dies Zimmer ist so recht geschaffen, um da, — von keinem Klange aus „gemeinen Tages-Schlechtneis“ gestört und zerstreut, — die Träume der dichterischen Phantasie auszuspinnen und an der künstlerischen Gestaltung und Durchbildung der Gesichte und Gedanken zu arbeiten,

welche das Leben in der Welt und in der Natur, die Beobachtung der menschlichen Komödie und die andächtige, liebende Hingabe an die große Erzeugerin der Dinge und ihre geheimnisvoll offenbaren Wunder einer Dichterseele entspringen lassen. In diesem Arbeitszimmer einer Königin würde man vergebens all den nichtigen und kostbaren Kleinram suchen, mit welchem vornehme und elegante Frauen, und Fürstinnen nicht zum wenigsten, ihre Boudoirs und ihren Schreibtisch zu schmücken lieben. Was hier steht und liegt, ist des edlen Geistes würdig, dem dies Gemach zur künstlerischen Werkstatt dient. Die ganze Stimmung des Raumes, die freie Ordnung der Gegenstände darin trägt den eigensten Stempel dieses Geistes, oder vielmehr dieser gesamten Persönlichkeit, deren Geschmack und deren Bedürfnisse die Gestalt und Art der von ihr bewohnten Räume bestimmt hat.

In den vorspringenden Giebelbauten dieses Stockwerks an der Südseite liegen die Fremdenzimmer für fürstliche Gäste, Wohn- und Schlafgemächer, mit gediegener und solider, vornehmer Stattlichkeit, aber ohne eigentlichen fürstlichen Glanz und Luxus eingerichtet. Auch ein kleines Schloßtheater, auf welchem zuweilen durch die Damen und Kavaliere des Hofes oder eingeladene Künstler französische Lustspiele und wohl auch Opernszenen aufgeführt werden. Im oberen Stockwerk zeigte mir meine Führerin die Giebelzimmer und das runde Turngemach, welche von den beiden jungen Erbprinzen, den Söhnen des Fürsten Leopold, bei ihrem Sommerbesuch in Sinaia bewohnt werden. Räume, denen besonders die sinnreiche Holzarchitektur ihres Innern den Reiz warmer Traulichkeit verleiht. „Und nun Sie die Wohnung der Götter gesehen haben — sollen wir Ihnen noch die der armen sterblichen Menschen zeigen, das heißt, auch — unsere eigenen, jungfräulichen Gemächer?“ fragte Fräulein Majorescu,

„dann kommen Sie!“ Wie gerne folgte ich ihr dorthin! — Die Hofdamen und die hier zu Gast bei der Königin lebenden Notabelntöchter können wahrlich zufrieden sein mit den hier für sie bereiteten „Zellen“, mit deren inneren Einrichtung wie mit dem, was sie aus ihren Giebel- und Turmfenstern und von der offenen Galerie des großen Eckturms, unter dem vorspringenden Dachrande seines unteren Helmes, auf die wir hinaustraten, vor sich sehen: dem grandiosen Naturbild des Buccigi und der Tannenwälder, welche seine unteren Hänge vom Tal hinauf bedecken, der grünen Wiesen, der Buchengründe. Wir stiegen wieder zu der Wohnung der Götter herab, zum Korridor des Erdgeschosses, traten von neuem in dessen Säle, in die ich noch einen raschen Blick zu werfen wünschte, um mir ihr Bild fester einzuprägen. Dann ging es zu der von mir bisher noch nicht gesehenen zweiarmligen Hauptstiege, Escalier d'honneur, deren Seitenwände mit großen Ahnenbildnissen in ganzer Figur, Kopien aus dem Schloß zu Sigmaringen, bedeckt sind, und über die Stufen hinab zu dem Vestibül hinter dem Portal im Nordflügel, wo Mannequins in echten, ritterlichen Plattenrüstungen auf gepanzerten Kopffiguren Wacht halten. Eine kurze Stiege führt von diesem Flur in das Gewölbe des Souterrains hinab in eine Halle von starken, mit grau und rotem Stuckmarmor bekleideten Pfeilern, den Stützen der flachen Wölbung, auf welchen die darüberliegenden Stockwerke ruhen. Hierher sind die Bade- und die Wirtschaftsräume des Schlosses verlegt. Durch die Thür im Sockel des großen Turmes an der Südseite gelangt man von hier aus unmittelbar in das Gärtchen, welches am Rande des Schloßhügels das Gebäude umgibt. — Was im Schloß gezeigt werden konnte, hatte ich gesehen. Ich verabschiedete mich von meinen freundlichen, unermüdlichen Führerinnen mit aufrichtigem Dank für ihre Geduld und ihre Bemühungen. Auf keinem Wege ins Unbekannte, den ich im

Leben noch zu gehen haben sollte, möchte ich mir eine bessere und angenehmere Führung wünschen. Noch einmal stieg ich in Bergwald bis zu den Peleschtastaden hinauf, sah noch einmal, als tiefe Dämmerung sich auf Tal und Höhen gesenkt hatte, die erleuchteten Fenster des Schlosses in das Tannendunkel hinausstrahlen. Und als die unvollkommene Scheibe des Mondes wieder über den östlichen Waldhöhen der Prahowschlucht aufstieg, stieg ich auf deren Grund hinab und in das Coupé des Abendzuges, der mich durch die von phantastischem Dämmerchein ungewiß erhellten Felsen- und Waldblabyrinthe des nebelumwallten Buceggebirges hinweg aus Carmen Sylvas Königreich ins alte Sachsenland der sieben Burgen trug.





X.

Stockholmer Erinnerungen.



Ein Pfingstausflug nach Stockholm wurde im Jahr der dort stattfindenden skandinavischen Gewerbeausstellung, 1897, von Berlin aus durch eine Gesellschaft unternommen, die Herr Wilczek als Impresario zusammengebracht hatte und leitete. Im Verein mit einigen befreundeten Kollegen nahm auch ich daran teil. Die in der schönen schwedischen Hauptstadt verlebten fünf Junitage waren reich an großen und anmutigen Eindrücken und mannigfaltigen Genüssen jeder Art. Mit allem Eigenartigsten und Sehenswertesten, was die herrliche Stadt wie ihre näheren und ferneren Umgebungen besitzen und ihren Bewohnern und Besuchern zu bieten haben, wurden wir bekanntgemacht. Aber vor allem sind es drei Tage, an die ich immer mit ganz besonderer Freude zurückdenken muß. Was ich in ihrem Verlauf gesehen und erlebt habe, leuchtet mit intensivem heiterem Glanz in meiner alten Seele nach: der 7., der 9. und der 10. Juni. Am Morgen des ersteren wurde eine gemeinsame Fahrt der ganzen Reisegesellschaft nach dem damals vor noch nicht langer Zeit gegründeten Badeort Saltjöebaden, am Baggenfjord, einer Ostseebucht fünfzehn Kilometer von Stockholm im Osten gelegen, auf der Eisenbahn vom Bahnhof Stadsqaaden am Fuß der steilen Granitwände

am rechten Mälarseeufer unternommen. Am zweiten Tage eine Dampferfahrt auf diesem gewaltigen See nach dem alten Königsschloß Drottningholm. Welches Glück liegt für die Bewohner einer Stadt schon allein darin, wenn diese und ihre ganze Umgebung von einem solchen Netz nicht stehender Wasserläufe nach allen Seiten hin durchzogen ist wie Stockholm und seine Landschaft! Das ganze Dasein gewinnt einen frischeren, freudigeren Zug. Man hat die — freilich auch oft recht täuschende — Empfindung, als müsse alles Kluffige, Dumpfe, Enge auch aus den Seelen getrieben werden durch den kräftigen Lusthauch, der darüber hinweht, durch den steten Anblick des bewegten Elements und die erquickende Berührung mit ihm, dessen Ströme zugleich die breiten, natürlichen Bahnen des regsten Verkehrs zwischen allen durch sie getrennten Stadtteilen wie mit dem Inneren des Landes und der weiten überseeischen Welt draußen bilden. Aber diese vielverzweigten und launisch gewundenen Meeres- und Landseearme verlocken nicht nur in die Ferne. Sie laden auch ebenso verführerisch dazu ein, an ihren waldigen Felsenuffern Hütten zu bauen, die von keinem Lärm des städtischen Lebens gestörte Ruhe und Erfrischung zu suchen. Dieser Lockung sind die Stockholmer eifrig gefolgt. Auf jener Bahnfahrt nach Saltjöebaden wie auf dieser Dampferfahrt nach Drottningholm sehen wir überall an den Ufern der Fjorde, Buchten und Wasserarme Landhäuser, meist den russischen Datschen im ganzen architektonischen Charakter ähnlich, verstreut, von Gärtchen umgeben, und auf Pfählen im Wasser die dazu gehörigen Badehäuschen, neben denen die schmucken Segel- und Ruderbote liegen. Sehr selten sind es anspruchsvolle Villen und schloßartige Bauten, wie sie an unseren Wannseeufern paradieren. Die große Mehrzahl der hiesigen Uferlandhäuser macht auf architektonisch kunstvolle oder gar prächtige Erscheinung gar keinen Anspruch, sieht aber dafür desto

traulicher aus in ihrem halben Verstecktsein zwischen volllaubigen Eichen und Linden, dunkeln Tannen und knorrigen Kiefern, blütenschweren, hohen Flieder- und Dorngebüschten. Sie scheinen nicht zusammenhängende Villenkolonien und kleine Ortschaften zu bilden, sondern einzeln an irgendeine dem Besitzer wohlgefällige und von ihm erworbene Stelle des Felsbodens hingesezt zu sein; — eine kleine Welt für sich, die ganz den Eindruck macht, als müsse es sich darin ungemein behaglich und stillbeglückt leben lassen.

Saltjöebaden selbst aber gehört zu einer anderen Gattung von Uferorten. Es ist ein von klugen und vertrauensvollen, „kapitalkräftigen“ Unternehmern (wie einst Binz) gegründeter Seebadeort mit allem sogenannten „Komfort der Neuzeit“, einem kolossalen „Grand Hotel“, einem mächtigen Gebäude in altschwedischem Schloßstil auf hohem Unterbau, das seine lange, fünfgieblige Fassade, mit zwei starken, von Türmchen gekrönten Eckpavillons, mit einem durch zwei Türme flankierten Mittelbau mit Außengalerien im Erd- und im Hauptgeschoß, der See zugehrt. Damit verbunden sind ringsum angelegte bequeme Wald- und Bergpromenaden, „reichliche Gelegenheiten zur Ausübung von allerlei Sport“, besondere Badeanstalten für Herren und Damen in dem kristallklaren Seewasser des Fjords, Post-, Telegraphen- und Fernsprechamt, Bazare, Restaurants, Frühstückpavillons, elektrische Beleuchtung, Bahnhof und Dampferstation, Wasserleitung. Zu alledem kommt die wundervolle Lage. Die Waldberge, über die man nach allen Seiten hin weite Wanderungen machen kann, sind sanft ansteigend und von nur mäßiger Höhe, so daß sie auch den Kurzatmigen keine Schwierigkeiten beim Aufklimmen bereiten. Eins freilich fehlt diesem schwedischen Seebade wie allen anderen benachbarten Uferorten und Landhäusern: das offene Meer. Abgesehen vom Felsboden und dem Salzgehalt des Wassers hat diese ganze Fjordlandschaft die auffälligste Ähnlichkeit mit

der der Havelufer bei Potsdam, bei Morlake, Sakrow, Kömerschanze, Nedlitz und Neuem Garten. Überall Buchten und Stromarme, von waldbedeckten, langgestreckten Hügelrücken umrahmt. Das offene Meer liegt noch meilenweit entfernt im Osten. Große und kleine felsige Waldinseln, auf denen Gastwirtschaftsgebäude und Pavillons errichtet sind, werden durch Brücken mit dem Ufer des Badeortes verbunden. In den großen Speisesälen und ihren Ausbauten bestehen die Wände fast nur aus breiten Fenstern, durch die man nach allen Seiten hin den Ausblick in die liebliche Landschaft, über ihre breiten Wasserflächen genießt. Wie überall in der Stadt und auch den kleinsten Orten und Ausfluchtzielen ihrer Umgebung ist für des Leibes Nahrung in einer Weise gesorgt, die wir in unserer lieben, armen Heimat nicht kennen. Der Unterschied liegt einmal in der Fülle, Reichlichkeit und Mannigfaltigkeit der Gaben, mit denen dort jeder Frühstückstisch besetzt ist, vor allem aber in der Güte jedes wichtigsten, ursprünglichsten Elemente der menschlichen Nahrung: der Butter, der Milch, der Eier, des Fleisches, der Fische. Für deren Unverfälschtheit und Frische empfängt man hier überall den überzeugendsten Beweis durch das Ausbleiben jenes fatalen Nachgeschmacks, welcher so untrennbar von dem Genuß jeder Speise in beinahe jeder Gastwirtschaft in allen Orten der Berliner Umgebung ist.

In den Wintermonaten soll in Saltjoebaden ein fast noch regeres, bewegteres Leben herrschen als im Sommer. Auf Schlittschuhen bezw. Schneeschuhen und Schlitten geht es dann über die weiten, festgefrorenen Wasserläufe von Stockholm aus dahin, und in den Sälen und Pavillons des Ortes entfaltet sich heiteres, karnevalistisches Treiben. Leider wurde uns der Genuß der Schönheiten dieser Ufer und Inseln durch das elendeste Regenwetter jenes Tages arg getrübt. Dafür sollten wir durch die reine Himmelsbläue und den warmen

Sonnenschein bei frischer, östlicher Brise auf der Dampferfahrt nach und während des Aufenthaltes in Drottningholm reichlich entschädigt werden. Der Mälarsee, über dessen weite Wasserflächen die Fahrt dorthin geht, ergießt seine mächtigen Fluten — dank seinem starken Gefälle — unter der alten Verbindungsbrücke zwischen der Schloßinsel und dem Gustav-Abolf-Platz der nördlichen Stadt hochwogend, raschströmend und schäumend in die sich ihm hier entgegenstreckenden Arme der Salzsee. Ein prachtvolles Schauspiel, das mich jedesmal, wenn ich an jener Stelle vorüberkomme, bei Tag und Nacht in seiner Betrachtung gefesselt hält. Die Fahrt ist ungemein reich an den anmutigsten, wechselnden Landschaftsbildern. Die Menge der großen und kleinen bewaldeten Felseninseln, Ufervorsprünge und Buchten, die sich immer wieder für unser Auge verschieben und gruppieren, ist außerordentlich. Oft scheinen jene den Weg völlig zu schließen, bis dann ganz zuletzt wieder unerwartet die Ufer plötzlich auseinanderweichen und Fahrt und Ausblick auf eine neue, breite Wasserfläche freigeben. Und überall unter den Bäumen, auf den sanftgewölbten, wie mit grauem und moosgrünem Sammet überzogenen Granitklippen im Baumschatten die Landhäuser mit ihren Außengalerien, ihren Gartenhecken und Lauben, ihren umbuschten Wegen zu den Badehäuschen und Booten herab, belebt mit spielenden Kindern, mit schlanken weiblichen Gestalten, die den Vorüberfahrenden einen Willkommengruß mit Tüchern zuwehen. Nach ungefähr einstündiger Fahrt wird nahe dem Ostufer der Waldinsel Lofoe das große, weißgelbe Gebäude des „Königin-Schlusses Drottningholm“ vor dem grünen Hintergrunde der alten prächtigen Parkalleen und weiten Rasenparketts sichtbar. In einiger Entfernung davon am Hügel liegen die Häuser der dazu gehörigen kleinen, ländlichen Ortschaft, die durch eine lange Schiffbrücke mit dem jenseitigen, waldigen Festlandufer und der großen Landstraße

nach Stockholm verbunden ist. Alle Ufer weit hinaus sind hier einsam und frei von menschlichen Wohnungen. Wie ein verzaubertes Schloß steht dieser königliche Sommerpalast im heißen Mittagssonnenschein, der auf seinen schwarzen Schieferdächern glänzt und den See in einen flüssigen Silber Spiegel verwandelt, in der tiefen Stille und Verlassenheit vor uns da. Diesen Schein der Verlassenheit zerstörte, nachdem wir gelandet waren, eine Schwadron Dragoner, die auf dem Wege von der langen Brücke geritten kamen und hier am Hügelrücken nordwestlich vom Schloß ihre Ställe und Kasernen haben. Das Schloß wird vom König Oskar und der Königin auch jetzt noch während einiger Hochsommermonate bewohnt. Von dem Architekten Tessia zu Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, trägt es in seiner gesamten äußeren und inneren Erscheinung das Gepräge des Barockzeitalters, aber auch heute das der verfallenen Pracht. Durch den galanten Gustav III. im vorigen Jahrhundert empfing es viel schönen Kokoschmuck an kostbaren Möbeln, französischen Gobelins aus Ludwigs XV. Zeit, an Alt-Weißener und chinesischen Porzellanen und zum Teil vorzüglichen Bildnissen und Büsten regierender Monarchen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Feldherren und Staatsmänner, die in den zahllosen Sälen und Gemächern zwischen anderen, desto schlechteren, verstreut sind; die besten Porträts sind merkwürdigerweise die der Generale Karls XII. Das genau nach dem Muster des prachtvollen Schlafzimmers der französischen Ludwige in Versailles gestaltete und dekorierte Schlafzimmer König Gustavs mit dem Paradebett, in dem er noch die Nacht vor seiner Ermordung schlief, ist intakt erhalten. In den anderen Festräumen ist während unseres Jahrhunderts viel Minderwertiges an Ausstattungsstücken in die Zimmer aufgenommen, das nun im argen Kontrast mit denen aus dem 18. Jahrhundert steht. Wie in allen alten Fürstenschlössern überfällt uns auch in diesem das Gefühl der

Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes, aller menschlichen Hoheit und Pracht mit seiner ganzen beklemmenden Gewalt. In dem großen Festsaal, der vor vierzig bis dreiundvierzig Jahren neu ausgestattet sein mag, sind die Wände mit den lebensgroßen Bildnissen aller gleichzeitigen europäischen Kaiser und Könige, die meisten in ganzer Gestalt, bedeckt. Da prangen sie alle, denen damals die Welt huldigend zu Füßen lag, darunter auch Napoleon III., die schöne Eugenie, Friedrich Wilhelm IV., der blinde König von Hannover, Otto von Griechenland, — wo sind sie nun? Königin Viktoria in schlanker, jugendlicher Frauenschönheit und ihr edler „Konfort“ ... Schon von der langen Durchwanderung der endlosen Zimmerfluchten und ihrer Besichtigung ermüdet, wird man völlig melancholisch durch diesen Anblick. Man atmet erst wieder frei auf, wenn man das Schloß verlassen hat, in den großartigen Park hinaustritt, dessen prachtvolle, hohe Linden und Ulmen manches noch immer lebensfrisch gebliebene ausgezeichnete niederländische Bildwerk in Bronze und Marmor aus dem Barockzeitalter beschatten. Ein echt schwedisches Frühstück von gewohnter, allseitiger Vortrefflichkeit in der ländlichen Gastwirtschaft, wie es bei uns kein Gasthaus und „erstes Hotel“ der Berliner Umgegend auch nur annähernd zu bieten vermöchte, und die Rückfahrt über den von Dampfern in allen Richtungen durchschnittenen See, auf dessen weiten Wasserflächen und lachenden Ufern wie auf der duftumwobenen Ferne das warme energische Licht der Nachmittagssonne oft ganz zauberische Farbenspiele und Nuancen hervorrief, beschloß diesen Ausflug.

Die städtische Residenz König Oskars und des Kronprinzen, das Stockholmer Schloß, war am Abend des 10. Juni der Schauplatz eines großen Festes, welches uns Gelegenheit gab, die männlichen Persönlichkeiten des schwedischen Herrscherhauses in ihrer ganzen menschlich liebenswürdigen,

natürlichen, herzwinnenden Eigenart in nächster Nähe zu beobachten und diese an uns selbst zu erproben.

Der Kronprinz veranstaltete dies Fest, diesen Empfangsabend aus Anlaß der Ausstellung, für die er nicht allein der nominelle Protektor ist, sondern der er eine so ernste, tätige und förderliche Teilnahme an allen Arbeiten zu ihrer Durchführung gewidmet hat wie nur das fleißigste bürgerliche Ausschußmitglied. Die große Mehrheit der neunhundert eingeladenen Gäste bestand aus Ausstellern, Juroren, Gruppenvorständen, bekannten Schriftstellern und Künstlern. Auch unsere Gruppe deutscher Journalisten hatte Einladungen dazu erhalten. Die Festräume, die zur kronprinzlichen Wohnung gehören, liegen im zweiten Stockwerk, und zwar im Ostflügel des kolossalen, unter Gustav Adolf errichteten Schloßgebäudes, das in der Einfachheit seiner äußeren Erscheinung durch seine enorme Massenhaftigkeit, durch die großen, edeln Verhältnisse und die glückliche Lage auf der Nordostecke der „Staden“-Insel, hoch über dem Ausgang der „Norbro“, so imponierend wirkt. Von den Fenstern jener Säle genießt man eine ganz wundervolle Aussicht über die nördlichen und östlichen Stadtteile, Inseln und Meeresarme.

Um 9 Uhr, noch bei völliger Tageshelle, fuhren wir in den inneren, fast quadratischen, weiten Schloßhof ein. Vom Flur in der Mitte des Ostflügels stieg man über die in ihrem oberen Teil mit Palmen- und Treibhausgewächsgruppen dekorierten breiten Treppen zum Vorflur der Festräume empor, die sehr bald schon eine dichtgedrängte Menge von Herren im schwarzen Frack, in Hof-, Armee-, Marine- und Beamten-galauniform füllte. Auch an Damen fehlte es in dieser Menge nicht gänzlich. Am gegenwärtigen schwedischen Hof ist bekanntlich das weibliche Element nur sparsam vertreten. Die Königin zeigt sich nur sehr selten in der Öffentlichkeit. Die Kronprinzessin ist durch ihren Gesundheitszustand ge-

zwungen, fast unausgesetzt außerhalb ihrer neuen Heimat im Süden zu leben. Prinzessinnen sind der königlichen Familie nicht geboren. Die hier anwesenden Damen waren zum kleineren Teil Gattinnen der höchsten Hofchargen, zum größeren aber weibliche Vorstände der Ausstellungsgruppen Hausindustrie und Frauenarbeit, Jurorinnen, hervorragende Ausstellerinnen und einige durch Talent und Schönheit besonders ausgezeichnete Künstlerinnen des königlichen Hoftheaters. Nur wenige waren in großer Toilette erschienen, die Mehrzahl in hochansteigenden Gesellschaftskleidern. In zwei mit einigen modernen, guten Bildnissen an den Wänden geschmückten, ohne Überladung vornehm geschmackvoll ausgestatteten, miteinander durch zwei Türen verbundenen Sälen drängten sich die vom Oberhofmarschall des Kronprinzen empfangenen Gäste. Die Lakaien hatten keine leichte Aufgabe, sich mit ihren silbernen Präsentierbrettern zwischen diesen kompakten Massen hindurchzuwinden, um Tee und Gebäck darzubieten. In dem zweiten Saal, einer Art roten Sammetkammer, fand ich zu meiner nicht geringen Freude die Herren Minister (ihr hiesiger Titel ist „Staatsråd“) wieder, die von den unseren am 29. April in Sankt empfangen wurden und dann die deutschen Gäste nach Trellaborg und Malmö zu neuen Taten geleitet hatten. Die dort geknüpften Bekanntschaft wurde von jenen Herren in freundlichster Weise erneuert. Von des Kronprinzen schlanker, hoher Gestalt sah man zunächst nur den die meisten Anwesenden überragenden, interessanten, dunkelhärtigen, scharfgeschnittenen Kopf und die Schultern mit den Generalepauletten. Der hohe Herr war rings umdrängt, hatte Hunderte ihm vorgestellter Damen und Herren zu begrüßen und einige Worte mit ihnen zu wechseln. Bald aber sah man ihn sich dem Ausgang zu nach dem Vorflur wenden und, rasch die Menge zerteilend, dorthin schreiten. Es geschah, um seinen königlichen Vater und seine Brüder Karl und

Eugen zu begrüßen, die aus ihren Schloßgemächern an seinem Feste teilzunehmen kamen. Der König, dessen silberweißes Haupt- und Barthaar allein auf sein Alter hindeutet, während die herrlichen blauen Augen so jugendfeurig leuchten und die kraftvolle, breitschulterige, hochaufgerichtete Gestalt (in der fleidsamen Admiralsuniform) so jugendlich frisch, elastisch in jeder Bewegung erscheint, trat raschen Schrittes in die Säle ein, die ihm bekannten Persönlichkeiten mit großer Herzlichkeit begrüßend. Mit seinem, mit dem des Kronprinzen und des Prinzen Karl hohem Wuchs verglichen, ist der des dritten Bruders, Prinzen Eugen, des gefeierten Landschaftsmalers modernsten Gepräges (er trug den schwarzen, silberbetreßten Husarenattila, Prinz Karl hellblaue Dragoneruniform), auffällig klein und zierlich. Auch im Gesichtstypus weicht er von dem des Vaters und der Brüder ab. Wie bei keinem von diesen tritt in dem Antlig des Prinzen Eugen die Ähnlichkeit mit dem des Stammvaters der Dynastie, Bernadottes, wieder hervor. Ein im Saal hängendes lebensvolles Porträt des letzteren brachte uns diese Ähnlichkeit aufs deutlichste zur Anschauung.

Um jeden der hohen Herren bildete sich eine Korona, und jeder von ihnen hatte unausgesetzt die bald vom Hofmarschall, bald vom Adjutanten, bald vom Chef der königlichen Kapelle, bald von einem hohen Staatsbeamten vorgestellten und die dessen nicht mehr bedürfenden ihnen wohlbekannten Herren und Damen zu begrüßen, die Hände zu schütteln und ein kürzeres oder längeres Gespräch zu führen. In den mit den fremden Gästen, auch einzelnen deutschen Journalisten, geführten gaben natürlich die Schönheiten Stockholms und die Ausstellung das bevorzugte und unerschöpfliche Thema. Für mich hatte es einen eigentümlich humoristischen Beigeschmack, in eine lange, lebhafte Unterhaltung mit einem Prinzen verflochten zu werden, dessen Kunst-

schöpfungen ich wiederholt kritisch besprochen habe. Seiner schönen Natur- und Kunstbegeisterung gab er dabei einen un- gemein fesselnden Ausdruck, und einen nicht minder rückhalt- losen feinen Ansichten und Meinungen von der Bedeutung und den Leistungen der namhaftesten skandinavischen Meister.

Der Kronprinz nahm im Gespräch mit mir Gelegenheit, seine, wie er es nannte, „wahre Schwärmerei“ für unseren Kaiser, den er von klein auf kenne, in den wärmsten Worten auszusprechen und damit zugleich auch seinen innigen Wunsch, daß der so von ihm verehrte, befreundete Monarch sich bewegen lassen möchte, in diesem Sommer Stockholm und die Aus- stellung zu besuchen.

Von wahrhaft erquickender Art ist das natürliche, das männlich herzliche Bezeigen des Königs, das so gänzlich frei von herablassendem, von gnädig leutfeligem, künstlich gemachtem Wesen wie von majestätisch erhabenem, feierlichem Getue bleibt. Sein Händedruck, der Blick seiner blauen Augen, der Ton seiner Stimme schon sind unmittelbar gewinnend; und wie gute, freundliche Dinge liebt er dem, mit dem er spricht, zu sagen!

Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr wurde zum Abendessen gegangen. Der König und die Prinzen boten Damen der Gesellschaft den Arm und durchschritten, von der Menge der nachflutenden Gäste ge- folgt, die Empfangssäle, den weiten, mit Blattpflanzen und blühenden Gewächsen heiter dekorierten Flur, in welchem das große Tee- und Kaffeebüfett errichtet stand. Aus diesem traten sie in den riesigen, sonst auch als Ballsaal dienenden „weißen Saal“ ein. Es ist ein langgestreckter, glänzend be- leuchteter, prächtiger Raum, dessen meist weiße Wände durch kannelierte, vergoldete, korinthische Pilaster zwischen grünlich- grauen Marmoreinfassungen gegliedert werden. Den Plafond bedecken pomphafte, allegorische Gemälde, deren schwülstige Komposition und Grazie die Zeichnung und die brillante

Farbenwirkung nicht ausschließt, von geschickten Italienern des Barocco mit gewohntem flotten Schwung und technischer Virtuosität ausgeführt. Hier waren vier oder fünf mit den kalten Speisen des Soupers und Weinflaschen reichbesetzte Tafeln aufgestellt, an denen ein Heer von Lakaien bediente, besonders um die beständige Füllung der Gläser besorgt. In einer Loge an der südlichen Schmalwand oben über der Eingangstür, hinter krausem, vergoldetem Gitter saß eine Militärkapelle, welche wohlbekannte heitere Weisen aus Opern und Operetten erklingen ließ, mit denen sie das brausende Stimmengewirr, Teller- und Gläserklappern und -klirren begleitete. Der König hatte mit den Damen und Herren des Hofes in dem Nebensaal gespeist. Nach kurzer Zeit aber kehrte er in den „Weißen“ zurück. Plötzlich trat eine Stille ein. Der Kronprinz stand dem Vater gegenüber und hielt in flammenden Worten mit laut hintönender Stimme eine (schwedische) Anrede, die das Hoch auf diesen einleitete. Ein donnerndes, nach hiesiger Sitte viermal wiederholtes „Hurra“ aus neunhundert Kehlen und ein Tusch der Kapelle dröhnte durch den Saal, und die Gläser klangen zusammen. Dann aber stimmte die ganze Gesellschaft die schwedische Nationalhymne an, von der Musik begleitet. Der König sang kräftig mit. Die Herzensfreude strahlte ihm aus den Augen. Nach dem Gesange stand er, mit dem gefüllten Sektglase in der Hand, mir und meinen lieben Kollegen E. Zabel, P. Lindenberg und Adamsi gegenüber, durch eine Büfetttafel von uns getrennt. Er hatte bereits in den anderen Sälen mit mir gesprochen. Wie er mich hier wieder sah, bog er sich herüber, um mit mir anzustoßen und mir von neuem die Hand zu drücken. Ich ergriff die Gelegenheit, meine Genossen vorzustellen. „O, warten Sie, da muß ich doch zu Ihnen herkommen,“ sagte er, und wirklich, er kam durch die die Tafel umstehende Menge herumgeschritten, um zu unserer Gruppe

heranzutreten, den genannten Herren die Hände zu schütteln, mit uns anzuklingen und zu plaudern.

Noch eine Rede wurde gehalten. Der Ausstellungsvorsitzende, Oberlandeshauptmann Freiherr v. Tamm, eine kräftige, mittelgroße Gestalt, der grauhaarige Kopf mit grauem Schnurr- und Knebelbart, ein Gesicht vom Typus derer manches französischen Generals, ergriff das Wort, das er meisterlich beherrscht, um in schwungvoller Rede den Kronprinzen zu feiern. Während derselben küßte der König den neben ihm stehenden großen Sohn herzlich auf die Wange und stimmte, das Glas erhebend, kräftig in das viermalige „Hurra“ nach dem Schluß ein. Dann erklang, von allen (auch dem Könige und den Prinzen) im Chor gesungen, das zweite schwedische Nationallied, eine schöne, sehr sangbare und packende Melodie, deren Autor unbekannt zu sein scheint, — auch der Kronprinz wußte ihn uns nicht zu nennen. Nicht lange darauf hatte die auf der Einladungskarte angegebene Stunde des Festschlusses, 11 Uhr 30 Minuten, geschlagen. Der König und die Prinzen verließen den Saal, um in ihre Gemächer zurückzukehren. Viele Gäste traten noch an das Büfett im Vorsaal, um den Kaffee oder Tee zu nehmen. Mit dem Gefühl innigen Behagens, im Bewußtsein eines reichen Gewinnstes an neuen, sehr eigenartigen und sehr erfreulichen Erfahrungen schieden wir von dem Königsschloß. In dem Gartenhof vor der Ostseite sprang noch immer der merkwürdige Brunnen, die hohe Wasserjähle inmitten einer korb- oder blumenkelchförmig aufsteigenden Wassermasse, zwischen denen oder innerhalb derer zugleich entzündete Gasflammen hoch aufloderten, den flüssigen Kristall durchglühten und die blüten-schweren, hohen Fliedergebüsche in eine sonnengoldige Helligkeit tauchten. In fast tagheller Klarheit leuchtete der blasser, nordische Nachthimmel über der Stadt, den Salzseeflächen und den stürmisch und schäumend unter den Brückenbogen heran-

flutenden Armen des Mälarsees. Scharf gezeichnet, setzten sich die dunkeln Silhouetten der Dächer, der Thürme, der Monumente von jener zarten, kalten Bläue über ihnen ab, während in ihr, dort im Westen der herabsteigende Mond wie eine kolossale, helle Orange hing, ohne einen merklichen Glanz auf die Gegenstände zu werfen. Ströme von Flieder- und Weißdornblüthenduft hauchten die dichten Gebüsch des nahen Königgartens rings um das Standbild des schwedischen Löwen Karl XII. und des Berzelius-Parkes aus, durch die unser Heimweg uns führte, und erfüllten und würzten die reine Nachtluft. Lautlos huschten schlanke Radlerinnen und Radler einzeln und in ganzen Gesellschaften an uns vorüber. Vor dem hellerleuchteten Café Bern unter den Bäumen des Berzelius-Parkes sitzt und wandelt man noch lange nach Mitternacht, plaudert, flirtet, schlürft Kaffee und schwedischen Punsch und läßt sich vom Atem des nahen Salzsees erfrischend fächeln, auf dessen leise bewegtem Spiegel sich die hart an den Granitquais in langer Reihe liegenden Holzschiffe wiegen, von einem Masten- und Raaenwald überragt, der mit seinem Tafelwerk sich wie ein dunkles Netz- und Sparrengeslecht auf dem hellen Himmel profiliert. Wie berauscht vom Zauber dieser wunderbaren Nacht, schlendern wir langsam und schweigend am Ufer unter den Bäumen der Alleen des Strandrayons unserem Hotel in dessen östlichem Teile zu.





XI.

Im August vor fünfundzwanzig Jahren.

(1901.)



Eine der kühnsten, originellsten und merkwürdigsten menschlichen Schöpfungen, von welchen die Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts zu berichten hat, feierte bekanntlich im August 1901 das Jubelfest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens, und zwar ihres Bestehens in unverminderter Kraft und Gesundheit: das Festspielhaus Richard Wagners auf dem Hügel bei Bayreuth und die Institution der Festspiele in diesem Hause. Das geschah, wie wir lasen, durch die musterhafte, möglichst vollendete Aufführung der Werke ihres Schöpfers vom „Fliegenden Holländer“ bis zum „Parsifal“ vor einer aus allen Kulturländern der Erde dort zusammengeströmten, andachtsvoll und begeistert lauschenden Menge.

Ein Vierteljahrhundert, wenn es vor uns liegt, scheint ein langer Zeitraum zu sein. Ist es verflossen, so ist uns, zumal uns Alten, als wären die Dinge, die sich bei seinem Beginn ereigneten, gestern oder vor wenigen Tagen geschehen. Das empfinde ich wieder lebhaft angesichts dieser Bayreuther Jubelfeier. Ich habe das Glück gehabt, so wie der Grundsteinlegung des Festspielhauses und der im alten, prächtigen

markgräflichen Hoftheater veranstalteten herrlichen musikalischen Feier dieses Ereignisses durch Aufführung der Neunten Sinfonie unter Wagners Leitung in den Pfingsttagen 1872 — auch jener Eröffnung und der Einweihung durch die ersten Aufführungen des „Ringes des Nibelungen“ beizuwohnen, — und in voller Klarheit steht der ganze Verlauf in allen seinen einzelnen Szenen noch heute vor meinen rückschauenden geistigen Augen. Das große Ereignis war es nicht allein, was diesen starken, bleibenden Eindruck machte und hinterließ. Es war gleichsam üppig und engumrankt von so vielen Nebenvorgängen, charakteristischen Episoden und für mich persönlich mit so amüsanten und eigenartigen, kleinen Privaterlebnissen verflochten, daß ich es in meiner Erinnerung gar nicht davon loslösen kann.

Ein vielleicht noch stärkerer Pilgerzug als 1901 war damals, freilich zumeist aus Deutschland, zur Wallfahrt nach Bayreuth aufgebrochen. Aber die Scharen, welche ihn antraten, waren keineswegs von ähnlich einheitlicher Stimmung in bezug auf den Meister und auf das große Unternehmen besetzt, wie die sich heute dort Versammelnden. Die Partei der Gegner, der ernstesten, prinzipiellen wie der leichtfertigen, von vornherein verwerfenden, frivolen, und die Zahl der Spötter war damals nicht gering. Der Ausbruch eines heftigen Kampfes der Meinungen während der Vorstellungen war vorauszusehen: ein seltsames Schauspiel voll leidenschaftlicher Aufregungen noch neben dem großen künstlerischen, musikalisch-dramatischen, welches im Festspielhause in Szene gehen sollte. Von seiten der überzeugten, erbitterten Feinde der gesamten Wagnerschen Kunst und Kunsttheorie wie von seiten des Schwarms derer, die „auf der Bank der Spötter saßen“, war seit Jahren, schon seit dem ersten Bekanntwerden der Idee der Bayreuther Festspiele und der Dichtung und Musik des „Ringes des Nibelungen“, in der Presse alles

Denkbare geschehen, um die öffentliche Meinung dagegen und gegen den kühnen Neuerer aufzuwiegeln, sein Werk und sein Unternehmen zu diskretitieren, ihn und beide dem Haß, der Verachtung und der Lächerlichkeit preiszugeben. Als ästhetisches, ja auch als sittliches Verbrechen wurde der „Ring“ mit ernster Miene von den einen öffentlich gebrandmarkt. Mit wahren Fluten von Lauge ägenden Spottes und Hohnes — sowohl geistreich witzigen als plumpen, albernen, knotigen — waren sie in Broschüren, Feuilletons und humoristisch-satirischen Blättern in deutschen Städten überschüttet worden. Nicht zum wenigsten in Berlin. Nur gerade der vielleicht glänzendste, reichste und tiefste Geist unter den damaligen Meistern der Satire und des Witzes in Berlin, Ernst Dohm, stand auf der Seite Richard Wagners und kämpfte für ihn unermüdtlich mit allen Waffen. Ihm gegenüber verlernte Dohm allen Spott, mit dem er sonst nichts und niemanden — seit 1870 noch mit Ausnahme Bismarcks und Moltkes — verschonte. Der heilige Ernst, mit dem er für Wagner und dessen Sache eintrat, stand dem grausamen, geistvollen Spötter so befremdend zu Gesicht, daß viele gar nicht an dessen Aufrichtigkeit und an die innerste Überzeugung als dessen Quelle glauben mochten und diese in persönlichen, freundschaftlichen Beziehungen suchen zu müssen meinten.

Als ich an einem Augustabend jenes Jahres auf dem Bahnsteig des Anhaltischen Bahnhofs erschien, um in den bereitstehenden Zug nach Hof behufs der Fahrt nach Bayreuth zu steigen, grüßte mich das wohlbekannte Gesicht dieses altbefreundeten, tapferen Vorkämpfers aus einem Wagenfenster. Und zugleich auch das unseres gemeinsamen Freundes Wilhelm Scholz, des genialen Humoristen und Zeichners. Beide riefen mir zu, in ihrem Abteil sei noch ein Platz frei. Ich schwang mich hinein und fand zur frohesten Überraschung außer den beiden auch noch Paul Meyerheim und seine lebenswürdige

Gattin darin installiert. Diese ganze aufs glücklichste komponierte Gesellschaft fuhr demselben Ziele wie ich, Bayreuth, erwartungsvoll und in bester Laune entgegen. Wenn dies edle Paar und ich auch Dohms Anschauungen und Meinungen in bezug auf den „Meister“ und die rückhaltlose, uneingeschränkte, fast fanatische Begeisterung für diesen nicht teilen konnten, so waren wir doch anderseits auch nichts weniger als voreingenommene fanatische Gegner, sondern wir zogen mit dem aufrichtigsten Wunsch nach dem Messia der Bekenner des neuen deutschen Propheten, sein Werk kennen zu lernen, uns belehren und, wenn möglich, befehlen zu lassen durch die Macht seines Genius, von dessen Größe uns „Tannhäuser“, „Der fliegende Holländer“, „Lohengrin“, „Meisterfinger“ bereits genügend überzeugt hatten. So konnte es zu keinem ernstlichen Streit der Ansichten in unserem gemeinsamen Coupé kommen. Die Nachtfahrt war im Gegenteil eine der lustigsten, freilich eben dadurch, d. h. durch die herrschende übermüthigere Laune, für mich auch schlaflosesten, die ich je gemacht habe; eine Laune, die durch die strahlend am reinen Himmel aufsteigende Morgensonne für den letzten Teil der Reise eher noch gesteigert als gestört wurde.

Scholz und Meyerheims konnten sich dieser Stimmung um so freier hingeben, als sie mit weiser Vorsicht bereits für Wohnungen in Bayreuth gesorgt hatten. Von Dohm und mir war das halb aus Bequemlichkeit und Leichtfinn, halb aus Prinzip versäumt worden. Beide hatten wir auf Reisen immer danach gehandelt und es nie zu beklagen gehabt. Ja, meine Sorglosigkeit war sogar so weit gegangen, daß ich mich nicht einmal um das Notwendigste, angeblich unmöglich mehr zu Erlangende, um die Eintrittskarte zu den Vorstellungen im Festspielhause, rechtzeitig bemüht hatte. Aber ich hegte den festen Glauben, daß ich, einmal in Bayreuth angelangt, auch auf eine unvorherzusehende Weise die beste

Wohnung und den besten Zuschauerplatz erhalten würde. Und mein Glaube hat mich denn auch nicht betrogen.

Als sich am Bahnhof von Bayreuth der Strom der Meßkapilger aus den Wagen ergoß, Scholz und Meyerheims uns Lebewohl sagten und ihren sie erwartenden Wohnungen zueilten, fragten Dohm und ich uns einander: und wo bleiben wir?! Aber die Antwort empfangen wir — dank dem gütigen Schicksal — sofort. Ein schwarzgekleidetes Dämchen mit feingeschnittenem Gesicht von freundlich schüchternem Ausdruck, das ergrauende Haar mit blendend weißem Häubchen bedeckt, trat mit der verlegenen Haltung einer Bittstellerin an uns heran und fragte mit weicher, zarter Stimme, ob die Herren nicht ein paar möblierte Zimmer mieten wollten. Das Haus läge zwar in der Vorstadt St. Georgen, aber gar nicht weit vom Festspielhause, und es sei dort sehr still und ruhig. Ohne Besinnen sagten wir zu. Die „Bittstellerin“ flößte uns unbedingtes Vertrauen ein. Ihre Erscheinung, ihr Auftreten, ihre Sprache hatten ihr sozusagen unser ganzes Herz gewonnen. Die Entfernung ihrer Wohnung von der Stadt war nicht allzu groß. Das Haus schien ein Versorgungshaus für ältere Frauen gewesen zu sein und entstammte sicher noch dem 18. Jahrhundert. Das erste Stockwerk bewohnte unsere Vermieterin mit ihrer etwas älteren Schwester. Beide hatten das zweifelhafte Glück der Ehe nie kennen gelernt. Zwei große, helle Zimmer, in denen alles von äußerster Sauberkeit blitzte, und vor deren Fenstern sich die anmutigste Aussicht über Wiesen, Felder und Gärten zum Festspielhaus-Hügel hin ausbreitete, wurden uns aufgetan. Der Mietspreis war so lächerlich gering, daß wir zuerst glaubten, uns verhöhrt zu haben. Auf meine Frage, ob ich — nach schlimmer, alter Gewohnheit — jeden Morgen um 5 Uhr eine möglichst große Bütte mit kaltem Badewasser und zugleich meinen Kaffee ins Zimmer gebracht erhalten könnte,

war die Antwort ein freudiges „Ja, gewiß!“ Das träfe sich ja glücklich! Sie, die Vermieterin („Frä. München“), könne nie länger als bis 4 Uhr schlafen, und so würde um 5 Uhr alles Gewünschte für mich immer bereit sein. Dohm war in bezug auf das Frühaufstehen mein Antipode. Er hatte keine derartigen unerhörten Zumutungen an unsere freundliche Wirtin zu stellen. Desto wichtiger war für ihn die Frage des Hauschlüssels und der etwa zu leistenden nächtlichen Aufwartedienste. Sah er es doch voraus, daß er schwerlich jemals vor 1—2 Uhr morgens von „Bahnhof“ oder anderen Versammlungsorten der rechtgläubigen Befenner heimkommen würde. Aber auch da „träf’ es sich so glücklich“, versicherte Fräulein München. Schwester Lieschen könne nie vor 1 oder 2 Uhr einschlafen, und die würde immer herzlich gern am offenen Fenster sitzen, wenn der Herr Doktor nach Hause käme, und dann alles für ihn besorgen, was er noch etwa wünsche und bedürfe. Und wirklich, beide Schwestern haben während der ganzen Zeit unseres gemeinsamen Aufenthaltes, der zehn Tage währte (Dohm blieb nach meiner Abreise noch zwei oder drei Wochen, um auch den Wiederholungen des ganzen Ringes beizuwohnen), ihr Versprechen treulichst gehalten. Nicht ohne Rührung konnten wir — einigemal verzögerte sich auch meine Heimkunft ebensolange wie die Dohms — das weiße Häubchen auf Lieschens Kopf im offenen Fenster auf die nächtliche Straße hinausleuchten sehen, wenn wir um, ja, nach 2 Uhr uns dem Hause näherten. Und wie die Schwestern in jeder Hinsicht für unser leibliches Wohl sorgten! Welche Frühstücke, welches ausgewählte Obst, welche Nachmittagskaffees sie uns stifteten — es war kaum glaublich für uns selbst, die wir alle diese guten Gaben empfangen und genossen. Als aber die „quart d’heure de Rabelais“, jene Viertelstunde am Schluß der hier verlebten glücklichen Tage und vor der Minute des Scheidens — für mich gekommen

war, in der man um seine Rechnung ersucht, geschah das Allerunerhörteste. München wollte sie mir nicht aushändigen! „Ach nein, das hat ja keine Eile; das regt ja so auf bei der Abreise. Das ist ja auch so wenig, was wir Ihnen bieten konnten. Ich schicke Ihnen die Rechnung durch den Herrn Dr. Dohm. Dann ist's ja noch immer früh genug dazu.“ — Was konnte ich tun? Zu zwingen, mir meine Schuld zu nennen, vermochte ich doch nicht. Ich mußte scheiden wie ein Durchbrenner, der alles Genossene unbezahlt läßt und von dannen geht. Erst nach vielen Wochen, als ich Dohm in Berlin wieder sah, erhielt ich durch ihn die verlangte Rechnung. Sie betrug kaum 20 Mark. Das klingt wie ein Märchen. Aber ich kann mit gutem Gewissen mein „großes Ehrenwort“ darauf geben, daß das alles hier Erzählte buchstäbliche Wahrheit ist. So wurde es mir belohnt, daß ich gleich den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel nicht gesorgt hatte für den kommenden Tag. Leider soll das in dieser materiellen Zeit nicht immer zu gleich erwünschten Resultaten führen. Unser lieber Freund W. Scholz aber und, wenn ich mich recht entsinne, auch Meyerheim, erhielten keinen Anlaß, sich zu ihrer Vorsorge zu gratulieren. Sie hatten miserable, teure Wohnungen in der Stadt erhalten. Auf die seine wurde jener nicht müde, in allen Tonarten zu fluchen. Wir hörten ihm kalt lächelnd zu und sagten tiefbefriedigt: „Ja, ja, das kommt von das!“

Die Eintrittskarte zu allen Vorstellungen der Erstaufführung des Zyklus, die ich, wie mir versichert worden war, zu erhalten schlechterdings nicht mehr hoffen dürfte, wurde uns am ersten Tage kostenlos durch Vermittlung der Frau v. Schleinitz zugestellt.

So einquartiert und ausgerüstet, konnte ich nun in voller Seelenruhe den Dingen, die da kommen sollten, entgegensehen und den sich abrollenden Vorgängen meine

durch Sorgen und Ärger unzerstreute Aufmerksamkeit zuwenden.

Eins mußte ich mir zu meinem Bedauern gestehen: Zutritt zu dem engeren Kreise der Wagnergemeinde, der Apostel, der das Weihrauchfaß schwingenden Priester des neuen Kunstevangeliums und Heilandes zu erlangen, das Leben und die Menschen im Allerheiligsten, im Hause Wahnsfried, aus eigener Beobachtung kennen zu lernen, — darauf werde ich als Dutsifer verzichten müssen. Auch die innige Freundschaft, welche mich bereits seit acht Jahren mit einer der glühendsten Anbeterinnen und leidenschaftlichsten Sibyllen und Prophetinnen des Meisters, mit der damals noch immer berückend schönen Frau Kathi Eckert, der Gattin unseres Berliner Hofkapellmeisters, verband, die mit diesem ein brillantes Quartier in einer Villa nahe dem Irrenhause vor der Stadt bezogen hatte, konnte mir ebensowenig dazu verhelfen, wie die Kameradschaft Dohms. Auch wenn beide es hätten übernehmen wollen, mich dort einzuführen, — ich fühlte mich zu unsicher im Gewissen, um sie um diese Gunst und Vermittlung zu bitten, deren nur ein Bekenner von der strikten Observanz für würdig erkannt wurde. So blieben meine Begegnungen und Beobachtungen nur auf das beschränkt, was sich öffentlich abspielte, vor und in dem Festspielhause und in den Straßen Bayreuths. Welch ein wunderbares Leben und Treiben war da überall entfesselt! Welche Gesellschaft hatte sich dort zusammengefunden! Auf Schritt und Tritt begegnete man berühmten Wagner-Aposteln, Musikern, vornehmen Enthusiasten, gefeierten Kapellmeistern, Bühnenkünstlern und Künstlerinnen, Malern, Sängern und Sängerinnen, Musikgelehrten, Schriftstellern, Journalisten, passionierten Musikfreunden aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs, aus Rußland und Amerika. Aber kaum seltener auch mehr oder weniger schönen, eleganten Mondainen mit einem Gefolge von Bewunderern und Verehrern und

hierhergeführt durch Neugierde und Schaulust und von dem unabweislichen Bedürfnis und unwiderstehlichem Triebe, überall mit dabei zu sein, wo sich Außerordentliches, die Blicke der Menschen auf sich Lenkendes begibt. Auch die erklärten, professionellen Spötter waren nicht ausgeblieben. Aber ihre dortige Tätigkeit beschränkte sich doch mehr auf heimliche Minierarbeit. Die fühlten sich inmitten der gläubigen Menge ähnlich wie etwa nach Bourdes verschlagene Atheisten im Heer der Anbeter der wundertätigen Maria Immaculata.

Das Festspielhaus, auf weit ins blühende Land hinschauender Hügelkuppe errichtet, zu dem ich vier Jahre zuvor den Meister bei strömendem Regen den Grundstein legen gesehen hatte, machte in seiner von allen Gewohnheiten abweichenden, auf jeden überflüssigen äußeren Schmuck wie auf allen Reichtum des Materials verzichtenden, einfach würdigen Erscheinung einen unleugbar bedeutenden Eindruck. Die ebenso originelle Anlage und Einrichtung des Innern, das ich zuerst bei dämmerigem Tageslicht betrat, während auf der Bühne Maschinerieproben stattfanden, frappierte und imponierte durch ihre überzeugende Zweckmäßigkeit und Verständigkeit, die Bühne durch das Riesenhafte aller Verhältnisse und die Großartigkeit der Maschinerien. Auch dort trafen wir überall auf gute Bekannte. Da stand Vater Döpler der Bärtige, der Erfinder und Entwerfer der wundervollen Kostüme für alle Götter, Halbgötter, Riesen und Zwerge, Helden und Schurken, Wunschmädchen, Nornen, Rheinfrauen und Menschentöchter des Zyklus, mit seinem blondlockigen Ablatus, dem schönen Jünglings-Knaben, seinem Sohn Emil. Da — welches Wiedersehen nach zwanzig Jahren! — mein lieber alter Fricke, der Balletmeister des Dessauer Hoftheaters, mit dem vollen ergrauten Lockenhaar, der hier gewichtige Dienste beim Einstudieren der lebendigen Gruppenbilder geleistet hatte. Drei wohlbekannte Sängerinnen-

gestalten probierten noch einmal die Bewegungen der Rheintöchter auf den so sinnreich konstruierten Apparaten, die ihnen das anscheinende Schwimmen und wohlige Sichwiegen im florenen Rheinwasser des kolossalen Bühnenaquariums ermöglichten. Von einer Stimmung war jeder und jede, die man traf und sprach, erfüllt: von der Begeisterung für den Meister, sein Werk, ihre Aufgabe durchglüht, von einer festen Gewißheit, einem unbedingten, freudigen Glauben an das große Gelingen und von einem beglückenden Stolz darauf, erwählt zu sein, jeder auf seinem Posten daran mitzuarbeiten beseelt, deren suggestive Kraft und Wirkung ich bald mehr und mehr an mir selbst verspürte.

Und der Tag verging, und nun kam der Abend, an welchem der kühne, gewaltige Traum des Meisters Wirklichkeit werden sollte.

* * *

Der letzte Satz meines vorigen Artikels war einem Gedächtnisfehler entsprungen. Nachträglich ist dieses mir plötzlich zum Bewußtsein gekommen. Nicht am Abend jenes ersten Tages meiner Anwesenheit in Bayreuth gelangte „der kühne Traum des Meisters zum erstenmal zur Verwirklichung“, sondern am nächstfolgenden. Jener erste Tag, der 12. August, aber war in seiner zweiten Hälfte noch reich an anderen, denkwürdigen und bedeutsamen wie an ergöglichen Vorgängen.

Gegen 1 Uhr fand sich im Hotel „Zur Sonne“ die große Mehrheit der Bayreuthpilger zur Mittagmahlzeit zusammen. Mit Geduld freilich hatte jeder sich dort zu wappnen, wenn er, um einen Platz an den Tafeln und eben diese Mahlzeit einzunehmen, gekommen war. Inzwischen konnte man sich dafür schadlos halten durch die Beobachtung der Persönlichkeiten, welche innerhalb der Wände dieses Speisesaales vereinigt waren. Immer wieder tauchten gute Bekannte in der

Menge auf, und des Begrüßens und Begrüßtwerdens, des Fragens: „Sie auch hier?“ mit dem Nachsatze: „Na natürlich“ war kein Ende. Da thronte, von einer Korona verehrender Männer und Frauen umgeben, Franz Liszt im schwarzen Abbatokostüm, dort Adolf Menzel, der bereits den Proben beigewohnt und viel skizziert hatte, mit seinem Schwager, Musikdirektor Krüger, einem der schneidigsten Wagnerstreiter, und dessen Gattin, dort Albert Wolff vom Pariser „Figaro“, der ärgste Zweifler und beißendste Spötter. Da trat die hohe, mächtige Gestalt des Herrn v. Reudell, des deutschen Botschafters zu Rom, der ehemaligen sogenannten „rechten Hand Bismarcks“, dem der musikalisch eminent begabte Diplomat oft manche trübe Wolke, wie David dem König Saul, mit seinem meisterhaften „Saitenspiel“ von der Stirne verscheucht hatte, in den Saal. Mit dem Botschafter die desto kleinere, verkümmerte Figur des Herrn v. Dbernitz, dessen verwachsener Körper der Wohnsitz des feinsten, graziosen und von hoher, reiner Kunstbegeisterung durchglühten Geistes, des zartesten, lieblichsten Gemüthes war, und Ehler, der nervöseste aller nervösen Musiker und Musikschriststeller, genannt „die angeblätterte Seele“; da saß Carl Frenzel mit dem Berliner Bankier Perl und dessen geistreicher Gattin Margarethe, — jenem Kunstfreunde, zu dessen höchsten Lebenswonne, wie er versicherte, das Lesen in der Partitur von „Tristan und Isolde“ und in seiner Elzevirausgabe des Horaz gehörte; Kahle und seine lebenswürdige Frau und Kunstgenossin Frau Kessler-Kahle; Schempera, der schöne, härtige, löwenmähnige Wiener Journalist, ein so leidenschaftlich begeisterter Bekenner und literarischer Streiter für Wagners Sache wie nur Ernst Dohm und die Brüder Georg und Robert Davidsohn (vom „Berliner Börsen-Courier“), die natürlich hier nicht fehlen durften; die Musikdirektoren Robert Radecke von Berlin und Bernhard Scholz von Breslau, dessen

Musikerherz gefeit gegen alle Zauber des großen Rattenfängers blieb; Franz Duncker, unser demokratischer Abgeordneter, Gustav Engel, der, zum Schmerz seines Freundes, Kollegen und langjährigen Gesinnungsgenossen Otto Gumprecht, bereits als Halbbefehrter nach Bayreuth gegangen war, um hier die objektivsten, sachgemähesten kritischen Berichte über den „Ring“ für die „Vossische Zeitung“ zu schreiben; der junge Max Kalbed, der zu gleichem Zwecke von der „Schlesischen“ geschickt war; Professor Ehrlich, der musikgelehrte Virtuose, dessen einstige antiwagnerische Überzeugungen bereits stark erschüttert in allen Fugen krachten; Tappert, der musikgelehrte, tapfere Meister und Champion Wagners; die Sängerinnen Fräulein Brandt, die Heroine der Berliner Oper, die Weckherlin, deren grandiose Münchener Kollegin, die mit der herrlichsten Stimme von allen begabte, aber seit ihrer Heirat von der Bühne abgetretene Frau Anna Rütgers mit ihrem Gatten, dem großen Berliner Fabrikanten und Großmeister der chemischen Industrie Deutschlands; unser Bez, Krolop und andere Sänger; Herr v. Angeli, A. v. Werner und Karl Becker, die musikalischen Maler; Marie Seebach, die erste, und Hedwig Rabe, die zweite Gattin unseres Niemann, dessen bloßen Anblick schon diese den sehnsuchtsvoll und noch immer liebend auf ihn, den Herrlichsten von allen, gerichteten Augen der anderen kaum gönnen mochte; Paul Lindau, der bei aller Bewunderung des Meisters sich doch so wenig vom allgemeinen Begeisterungsrausch anstecken ließ, daß er seine geistprühenden „Nüchternen Briefe“ aus Bayreuth schreiben konnte; Professor F. A. Leo von Berlin, der sogenannte „Shakespeare-Leo“, der mit der erklärten Absicht hierhergereist war, keiner Vorstellung beizuwohnen, und in der legerischen, törichtten Hoffnung, in Bayreuth ein gewaltiges Fiasco des „Bayreuther Gedankens“ mitzuerleben, begleitet von dem ihm damals treu ergebenen Professor R. v. Kauffmann; Dr. Kastan, der noch feurige

Wagnerhasser und -verächter; Dr. Pringsheim von Berlin, ein ebenso leidenschaftlicher Bekenner und Verehrer, und viele, viele andere noch aus beiden Lagern. Nachmittags zog alles zum Bahnhofe hinaus, wo die Ankunft der beiden höchsten erlauchtesten Gäste erwartet wurde. Dort stand der Meister, umringt von der Leibgarde seiner Getreuesten (zunächst von der weiblichen), Gräfin Schleinitz, die, in hingebender Begeisterung für ihn, seiner Sache und ihm, zumal am preussischen Königshofe, die größten und wichtigsten praktischen Dienste geleistet hatte; Gräfin Dandermann, die schönste der berühmten „Drei Schwestern“ der Berliner Hofgesellschaft; Komtesse Usedom, die schöne Riesin mit ihrer den Augen der Betrachter weniger erfreulichen Mutter; Frau Kathi Eckert mit ihrem Gatten, den Hofapellmeister; Helmholz mit seiner Gemahlin; Franz Liszt, Niemann, Bez. Dem zuerst vor der Empfangshalle haltenden Zuge entstieg der Großherzog Karl Alexander von Weimar, der erste Schirmherr der Wagnerschen Kunst unter den Fürsten Deutschlands, begleitet von Baron von Loën, dem Intendanten des weimarischen Hoftheaters. Er begrüßte den Meister und dessen Umgebung und erwartete in seiner Gesellschaft den nächstkommenden Zug, der nach kurzer Frist, von bekränzter Lokomotive gezogen, einlief. Aus dem Salonwagen stieg Kaiser Wilhelms ehrwürdige, hohe Gestalt, in bürgerliche Tracht gekleidet, und die Herren seines Gefolges, die Generaladjutanten Graf Lehndorff und v. Albedyll, Rabinettchef Geheimer Rat v. Wilmowski, Leibarzt Dr. v. Lauer, Geheimer Rat Kanzky, des Kaisers bewährter Reifemarschall in Krieg und Frieden. Nie vergeße ich das wundersame, einzige Bild, das sich uns in der nächsten Minute zeigte: der glorreiche Kaiser und der glorreiche Meister einander entgegengetreten und einander die Rechte schüttelnd. Des letzteren kleine Gestalt schien um ihr eigenes Maß zu wachsen. Gleich einem Herrscher, der auf seinem Gebiet den ihn besuchenden

Herrscher willkommen heißt, so schritt er auf Wilhelm I. zu, und von den Mienen seines in Formen von höchster Energie gemeißelten Antlitzes mit der gewaltigen Stirn und dem felsenhaften Rinn meinte ich es zu lesen: „Was ist denn Hoheit! Mir ist sie geläufig. Sieh mich nur an: ich bin so groß wie Er.“ Nach der herzlichen Begrüßung des Meisters und des Großherzogs wendete sich der Kaiser mit gewohnter ritterlicher Galanterie zu des ersteren weiblichem Hofstaat. Beide Damen, Gräfin Schleinitz, die Gattin des Hausministers, und Gräfin Dandekmann, die sich in Berlin immer der ganz besonderen Gunst des Kaisers zu erfreuen hatten — war er doch, wie es hieß, nur durch erstere zu diesem Besuch Bayreuths bewogen worden — wurden denn auch hier von ihm durch längeres Gespräch mit ihnen und das freundliche Bezeigen gegen sie ausgezeichnet. Dann bestiegen beide Fürsten und die Herren des Gefolges die bereitstehenden Wagen und fuhren unter den jubelnden Zurufen der versammelten Menge zur Eremitage, dem berühmten, parkumgebenen Rokokoschloßchen, wo sie für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes ihren Wohnsitz nahmen. Nach eingetretener Dunkelheit bewegte sich ihnen zu Ehren durch diesen Park ein glänzender Fackelzug, dessen flackernder Glutschein wundersame phantastische Lichteffekte auf den vollen Laubmassen der Alleen und den springenden Fontänen und der barocken, phantastischen plastischen Ornamentik der Schloßfassaden hervorrief. Nach dem Schluß wieder nach Bayreuth zurückgekehrt, suchten Hunderte die ihres guten Bieres wegen gepriesene, in einer kleinen Seitengasse gelegene Bierkneipe von Angermann auf, um sich dort nach der bewegten Tageshitze mit einem guten Nachtrunk zu erquicken. In keiner Weise war das bescheidene, primitive Lokal dazu eingerichtet, solche Gästescharen in seinen Räumen aufzunehmen und sie mit Speise und Trank zu versorgen. So ergaben sich die stürmischsten und abenteuerlichsten Szenen,

deren groteske Komik und unerhörte Absonderlichkeit oft genug für das Tantalusleid trösteten und über den Ärger hinweghelfen mußte, um einen Krug Bier, ein Würstchen, ein Stück Brot vergebens gekämpft oder ebenso vergebens geduldig im Gedränge im engen Gange vor der Küchentür und dem Ausschankschalter gewartet zu haben. Da die Zahl der verfügbaren Bänke und Stühle nicht entfernt ausreichend war, um jedem und jeder danach Verlangenden die Möglichkeit des Sitzens zu gewähren, so nahmen nun die Gäste, welche keinen Platz in den kleinen Schenkstuben und keinen freien Schemel mehr vor dem Hause gefunden hatten, ihren Sitz auf den Bordschwellen der Gassen, auf den Stufen der Außentreppe aller Nachbarhäuser und verzehrten da das glücklich Erbeutete aus der Hand. Männer und Frauen von weitberühmten Namen sah man sich mit bestem Humor in diese Situation schicken und lustig mittun, ohne sich die Laune verderben zu lassen. Ja, man fand so vielen Geschmack an diesem ganzen wunderlichen Treiben, daß man dasselbe Straßenstück an jedem folgenden Abend bei immer noch wachsender Beteiligung und immer gleichem Behagen vor Angermanns Kneipe aufführte.

Der nächste Tag, der 13. August, war ein sonnenheller, heißer Sommertag. In der glühenden Temperatur schien die allgemeine Erregtheit der Geister, in der man der ersten Vorstellung im Festspielhause entgegensah, noch zu wachsen. Um sechs Uhr bereits sollte sie beginnen. Zu Wagen und zu Fuße bewegte sich der Strom der glücklichen, vielbeneideten Eintrittskartenbesitzer zum Hügel hinauf, und bald war das breite umbuschte Plateau vor dem Heiligtum mit einer glänzenden Versammlung belebt. Weit ausgebreitet lag im warmen Schein der niedersteigenden Nachmittagssonne und im bläulichen Duff der Ferne die liebliche, hügelige, fränkische Landschaft und vor uns am Fuße der Höhe in der grünen

baumreichen Ebene die freundliche Markgrafenstadt wie „Bethlehem in Juda, klein und groß“. Aber trotz der holden Anmut dieses Landschaftsbildes wurden die Augen doch immer davon abgelenkt durch die stärkeren, lebendigen Magnete in den hier oben vertheilten, wandelnden, beisammen stehenden und sitzenden Gruppen. Da erklang von dem Söller des Festspielhauses her die erste Fanfare, — eines der mächtigsten, packenden Leitmotive aus der Musik des „Ringes“ — das Signal, der schmetternde Ruf an die draußen Harrenden, einzutreten in das Heiligtum, wo alles bereit sei. Im Nu war der Platz entleert, und rasch, ohne Gedränge und Stocken, füllten sich — dank der verständigen, musterhaften Anlage der Eingangsthüren — die hintereinander ansteigenden Sitzreihen des dämmerigen Zuschauerraumes mit der dichten Menge. Das gänzlich von allem Gewohnten Abweichende der Erscheinung dieses ernstesten, schmucklosen Innern mit dem einen galerieartigen Logenrange als rückseitigem Abschluß und dem unsichtbaren, tief unten zu unseren Füßen gelegenen Orchester wirkte ganz eigentümlich, zugleich befremdend und fesselnd. Man fühlte sich unmittelbar in die rechte andächtige, feierliche Stimmung versetzt, in der Wagner sein Publikum sehen wollte. Nachdem man einigermaßen mit dem ersten seltsamen Eindruck fertig geworden und dies in seiner Art einzige Parkett — wirklich „ein Parkett von Königen“ des Geistes — überschaut hatte, wandten sich alle Köpfe und Augen zurück zu dem Logenrange. Eben trat Kaiser Wilhelm und Großherzog Karl Alexander mit den Herren ihres Gefolges dort ein, und der laute Jubelruf der Versammlung, der jene erlauchten Gäste begrüßte, durchbrauste das Haus. Dann tiefste, weihervollste Stille; und aus dem verdeckten Schacht des Orchesters da unten herauf tönnten jene nie erhörten, mit denen keiner je vernommenen Ouvertürenmusik vergleichbaren Akkorde, die in ihrer endlosen Wiederholung auf Sinne und Geist völlig

hypnotisierend wirken; elementare, gar nicht wie von menschlichen Instrumenten hervorgebrachte Klänge, die sich aus den Urgründen der Erde losgerungen zu haben scheinen. Und allmählich werden sie heller und heller, und eine organische, melodiose Weise beginnt sich daraus zu entwickeln. Der Vorhang rauscht zu beiden Seiten auseinander, und in der grünlichen Dämmerung da vor uns, welche die ganze Bühne füllt, werden die lichten Gestalten der sich darin wiegenden, singenden, den Felsen mit dem leuchtenden Rheingold auf seinem Gipfel umkreisender Rheintöchter immer deutlicher sichtbar

Doch ich habe nicht die Absicht, hier eingehende Schilderungen der damaligen ersten Aufführung des „Rheingolds“ wie der anderen Teile des „Ringes“ zu geben. Die Zeitungen aus jenen Tagen sind zur Genüge mit den ausführlichsten Berichten und kritischen Besprechungen der musikalisch-dramatischen Schöpfung des Meisters wie ihrer Verkörperung durch Orchester, Sänger und Sängerinnen, der bewundernswerten Leistungen unseres Bez als Wotan, Vogels als Loge, Hilla als Alberich, Schloßers als Mime und allen der anderen gefüllt.

Ungeheurer Jubel bezeugte am Schlusse der Vorstellung den gewaltigen Eindruck auf ihre Hörer und Zuschauer und erklang von neuem bei der Abfahrt des Kaisers und des Großherzogs. Bei und vor Angermann strömte wieder eine illustre Gesellschaft zusammen. Die rückhaltlos Begeisterten, durch die Aufführung zu noch erhöhter Glut Entflammten bildeten eine so erdrückende Majorität, daß die noch Unbefehrten, die Zweifler, die Keßer und die Lauen es vorzuziehen schienen, in den Äußerungen ihrer Meinungen möglichst zurückhaltend zu sein.

Am Montag erfolgte die Aufführung der „Walküre“. Beginn bereits um vier Uhr. Bei dem prachtvollen, heißen Wetter und dem Anblick der im Sonnenglanz vor uns aus-

gebreiteten Landschaft kostete es einen energischen Entschluß, um zu so früher Zeit und bei solcher Temperatur sich auf mehrere Stunden in das dunkle Innere des Hauses mit einem paar tausend Menschen zusammen sperren zu lassen. Aber die Fanfaren riefen, und alle, alle kamen. Und die große Mehrzahl, von der Macht der Dichtung der Bühnenvorgänge und der Musik im Innersten ergriffen, vergaß die schöne Welt draußen und die Hitze drinnen und laufchte in atemlosem Entzücken den Szenen in Hundings Hütte. Vor allem aber doch, — wenn sich's auch mancher nicht gestehen mochte — Sigmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond“. Der Menschen Seelen sind oder waren damals noch durch Vererbung und Gewohnheit so organisiert, daß sie etwas Melodie nach unausgesetzter rezitativischer Deklamation wie eine Dase in der Wüste empfanden und mit um so innigerem Jubel begrüßten. Das heutige neue, hochentwickelte Geschlecht ist, ich weiß es wohl, von dieser Schwäche gründlich befreit und blickt mitleidig auf seine an ihr krankenden Väter herab.

Als der Vorhang bei der Schlußumarmung des liebenden Geschwisterpaares vorschriftsmäßig „rasch“ gefallen oder vielmehr zusammengerauscht war, trat eine längere Pause ein, und die Menge strömte hinaus auf den noch sonnenhellen Platz und suchte leibliche Erquickung in den weiten hölzernen Schuppen am Hügel, in denen Bier und andere Getränke ausgetrenkt wurden. Die Geister waren mächtig bewegt, die Nerven gezerrt und gespannt durch das Neue, das Gewaltige und Hinreißende, was auf sie eingedrungen war. Alle Herzensergüsse und alles gegenseitige Aussprechen aber wurden nach einiger Zeit schon unterbrochen und ihre Fortsetzung abgeschnitten durch den mahnenden Trompetenruf (das Schwertmotiv aus dem eben gehörten ersten Teil der „Walküre“), die uns zu neuen Freuden und neuen Erschütterungen in den Tempel zurückriefen. Während der Erzählung Wotans an

Brünhilde (Bez und Frau Materna), die auch treue, orthodoxe Bekenner Wagners nicht umhin können, für eine der „ermüdenderen“ Partien des herrlichen Werkes zu erklären, vernahm ich neben mir tiefe, regelmäßige, mit gewissen Lauten verbundene Atemzüge, die man gewöhnlich mit dem harten Wort „Schnarchen“ bezeichnet. Ich blicke hin und erkenne bald einen befreundeten exaltierten Wagner-Bekenner! Sein Geist war willig gewesen, aber sein Fleisch schwach. Beide Hände auf den Knäuel des vor sich hingestemmteten Stockes gestützt, das Kinn auf diese Hände gesenkt, war er, von der Dämmerung des Raumes vor dem Erkenntwerden ziemlich geschützt, sanft ent schlummert. Das hinderte freilich später den Erwachten nicht, mit feurigem Enthusiasmus von dem ganzen Werk zu schwärmen.

Der Walkürenritt, der Abschied Wotans von Brünhilde und der Feuerzauber übten nach jeder öden Strecke ihre um so gewaltigere Wirkung. Selbst verhärtete Rezerseelen konnten sich ihr nicht entziehen. In der aus ursprünglich sehr verschieden gesinnten Persönlichkeiten bestehenden Gesellschaft, in der wir den Abend schlossen, herrschte heute in bezug auf des Meisters Größe und Genie nur eine Stimme. Der nächste Tag, Dienstag, der 13., einer der heißesten des ganzen Monats, — seine Sonne sendete schon morgens wahre Glutpfeile, die der Menschen Blut und Gehirn zu entzünden drohten — brachte uns, als wir schon mittags zum Festspielhügel hinaufgezogen waren, eine unliebsame Überraschung. Die für diesen Abend angegesetzte Vorstellung des „Siegfried“ könne nicht stattfinden. Bez, der Baritonfänger, sei erkrankt. Das Bedauern und der Verdruß, den diese Doppelnachricht erweckte, war allgemein. Da man sich aber einmal oben auf dem heiligen Berge befand, so suchte man sich für den Ausfall in anderer Weise möglichst zu trösten und zu entschädigen. In der großen Restaurationshalle hatte sich bald ein Kreis von Künstlern und

Wagnerenthufiasten gebildet, der sich um die bezaubende junge Tochter des großen rheinischen Schaumweinfabrikanten Burgeff — eine junge Blondine von herrlicher Schönheit — scharte und unter den vorhandenen Erzeugnissen ihres Herrn Vaters, aber auch der Witwe Cliquot, der Herren Moët und Chandon, Pommery und Genossen ganz ansehnliche Verheerungen anrichtete. Die auch beim Eintreten der Dämmerung kaum geminderte Schwüle, der Ärger, bei nicht wenigen auch die seit Mittag fortgesetzten Bemühungen, die innere Glut durch wohltemperierte, geisthaltige Getränke zu löschen, hatten zusammenwirkend die Seelen und das Blut fast noch stärker erhitzt, als es vielleicht durch die „Siegfried“-Vorstellung selbst geschehen wäre.

In und vor Angermanns Kneipe gingen, abends die Wogen infolge davon noch höher als gestern. Die geistige Luft war mit Elektrizität geladen. Alle Zeichen deuteten auf Sturm und Gewitter. Bis Mitternacht, wo ich mühsam meinen Heimweg suchte, war der Ausbruch noch nicht erfolgt. Aber als Dohm nach drei Uhr, von Fräulein Lieschen treulich erwartet, unsere Wohnung betrat, konnte er mir noch von der großen dramatischen „Affäre“ und von dem Wetterschlag erzählen, in dem sich die elektrische Spannung gegen ein Uhr entladen hatte. Dieser Blitzstrahl hatte die Form eines Bierseidels angenommen. Der grollende Donnerer, der ihn schleuderte oder vielmehr schwang, war der musikgelehrte Mathematiker Dr. Pringsheim aus Berlin, der spätere Gatte von Dohms märchenhaft schöner ältester Tochter Hedwig. Der Gegenstand aber, den dieser keineswegs „ohne Wahl zuckende“, sondern wohlgezielte Strahl traf, war die herausfordernde Nase des unvorsichtigen Kezers Professor F. G. Leo, des „Shakespeare-Leo“. Er hatte seine Zunge nicht gezügelt und so das Schicksal auf diese feine Nase herabbeschworen, die, nach des bösen Spötters Franz Ziegler Behauptung, immer das unübersteigliche Hindernis des Gelingens der Be-

mühungen ihres Besitzers bildete, seinem edeln Antlitz die von ihm geträumte Ähnlichkeit mit dem des „Schwans von Avon“ zu geben. Die Narbe blieb ihr noch lange, dem Rächer Wagners aber seitdem immerdar der Ehrentitel: „Der Schoppenhauer“.

Am anderen Tage schwirrten selbstverständlich allerlei Gerüchte von Herausforderungen, bevorstehenden blutigen Kämpfen usw. durch die Luft von Bayreuth. Aber es schien sich keines bestätigen zu wollen. Die ganze große, aufregende Affäre ist in Wahrheit im Sande verlaufen, und das einzige Blut blieb das von Leos Nase getropfte. Der Erfolg des „Siegfried“, dessen Vorstellung zwar nicht mehr Kaiser Wilhelm, aber eine andere berühmte politische Größe, Graf Andrássy, der ungarisch-österreichische Ministerpräsident, bewohnte, am Abend des 15. überbot fast noch den der „Walküre“. Die Schmiedelieder des Orchesters, vor allem das „Waldweben“, übten ihren ganzen unwiderstehlichen Zauber. Die dadurch erzeugte Stimmung konnte selbst der unglückliche Drache, der noch im Sterben so weise Moralien und Reflexionen seinem dampfenden Rachen entströmen läßt, nicht zerstören. Die Erweckung Brünhildens vollendete den überwältigenden Eindruck dieser wunderbaren Schöpfung. Sieg auf der ganzen Linie! konnten die Heere oder die Heerrufer des Meisters triumphierend aller Welt verkünden. Bei Angermann herrschte in den folgenden Nachtstunden eitel Jubel, den kein Nörgler und Kritiker mehr zu stören wagte.

Und es kam der vierte Tag und Abend, der Abend der „Götterdämmerung“. Der schönste, reinste Genuß war mir bereits während einiger Nachmittagsstunden geboten worden. Bez und Dr. Müller, der Miteigentümer und Herausgeber der „Voss. Zeitung“, begegneten mir in der Stadt. Wir nahmen gemeinsam den Frühschoppen ein und fuhren dann zu der reizenden Villa hinauf, welche der große Botaniker

mit seiner herzigen Frau und seinem schönen Kinde bewohnte. Ein paar Wiener Freunde trafen ebenfalls dort ein. Bei einem großen Krebsessen verflossen die Stunden vor dem Beginn der Vorstellung in ungetrübter Luft, die Bez, der aus der eigenen, unerschöpflich reichen Fülle freigebig Spendende, noch fort und fort durch den herrlichsten Liederfang mehrte und erhöhte.

In glücklichster Stimmung betraten wir den Festspielplatz und, durch die Fanfaren gerufen, das Haus; — Bez zum erstenmal als Zuschauer, war doch Wotans Schicksal besiegelt, und er hat in der „Götterdämmerung“ nicht mehr in Person zu erscheinen, sondern nur in effigie im Weltbrande zugrunde zu gehen. Das vielleicht mächtigste, jedenfalls an großen dramatischen Szenen von mannigfachem Charakter in Handlung und Musik reichste Stück der Tetralogie, dem schon die Einfügung eines Chors seinen Vorrang vor den anderen, dessen gänzlich ermangelnden, sichert, rollte sich vor der begeisterten Versammlung in all seiner düsteren Pracht und Gewalt ab. Der Schwur auf den Speer, das nächtliche Gespräch Hagens und Alberichs, der Gesang der Rheintöchter, das Gespräch Siegfrieds mit ihnen, das allmähliche Wiedererwachen der Erinnerung in seiner Seele und dann das Hinwegtragen des Ermordeten im Mondesglanz bei den Klängen des grandiosen Totenmarsches, der zum Erhabendsten und Ergreifendsten gehört, was jemals vom musikalischen Genie erzeugt und geboren wurde — staunend, weltentrückt, entzückt und erschüttert schauten die Tausende diese Szenen und Bilder, lauschten diesen Klängen aus einer anderen Welt. Das ob auch noch so groß gedachte Finale wird, wie damals, auch immer wieder in aller Zukunft, wie sich auch die maschinelle Bühnentechnik noch weiter vervollkommen möge, durch deren nie ganz zu überwindende Unzulänglichkeit einen großen Teil seiner Wirkung einbüßen. Das Roß Grane wird nie wiehern und mit Brünhilde

nie in den Scheiterhaufen sprengen, die Bühne nie glaubhaft durch den austretenden Rhein überschwemmt, der Ring dem Toten nie erkennbar durch Hagen entrisen noch dieser von den Rheintöchtern anschaulich in die feuchte Tiefe hinabgezogen werden. Aber trotz alledem — die Stimmung, von der das ganze Haus ergriffen war, konnte durch solche unvermeidlichen szenischen Mängel nicht mehr zerstört werden. Daß es gerade der brave Davidssohn, der Redakteur des „Berliner Börsen-Courier“, sein mußte, welcher ihr nach dem letzten Akkord in der Ansprache an den großen deutschen Meister vom Platz aus und dem Hoch auf ihn im Namen des dankerfüllten Publikums Ausdruck gab, schien nicht wenigen „gegen den Strich“ zu gehen. Aber warum schwiegen die dazu Berufenen?! Und dann erhob sich Wagner selbst, und das große Wort klang von seinen Lippen: „Sie haben gesehen, was wir können. Wollen Sie — und wir haben eine deutsche Kunst.“

Dieser Abend wurde in „Wahnfried“ anscheinend hoch gefeiert. Und wahrlich, dessen Bewohner hatten vollen Grund dazu. Fräulein Lieschen hatte denn diesmal auch bis um vier Uhr morgens am Fenster auf den „lieben Herrn Doktor“ zu harren, der dort bei der Siegesfeier nicht gefehlt hatte.



Verlag von F. Fontane & Co., Berlin

Ludwig Pietsch
Von Berlin bis Paris
Kriegsbilder (1870—1871)

— Volksausgabe —

brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—



Ludwig Pietsch
Wie ich Schriftsteller geworden bin

Band I

Erinnerungen

aus

den Fünfziger Jahren

Band II

Erinnerungen

aus

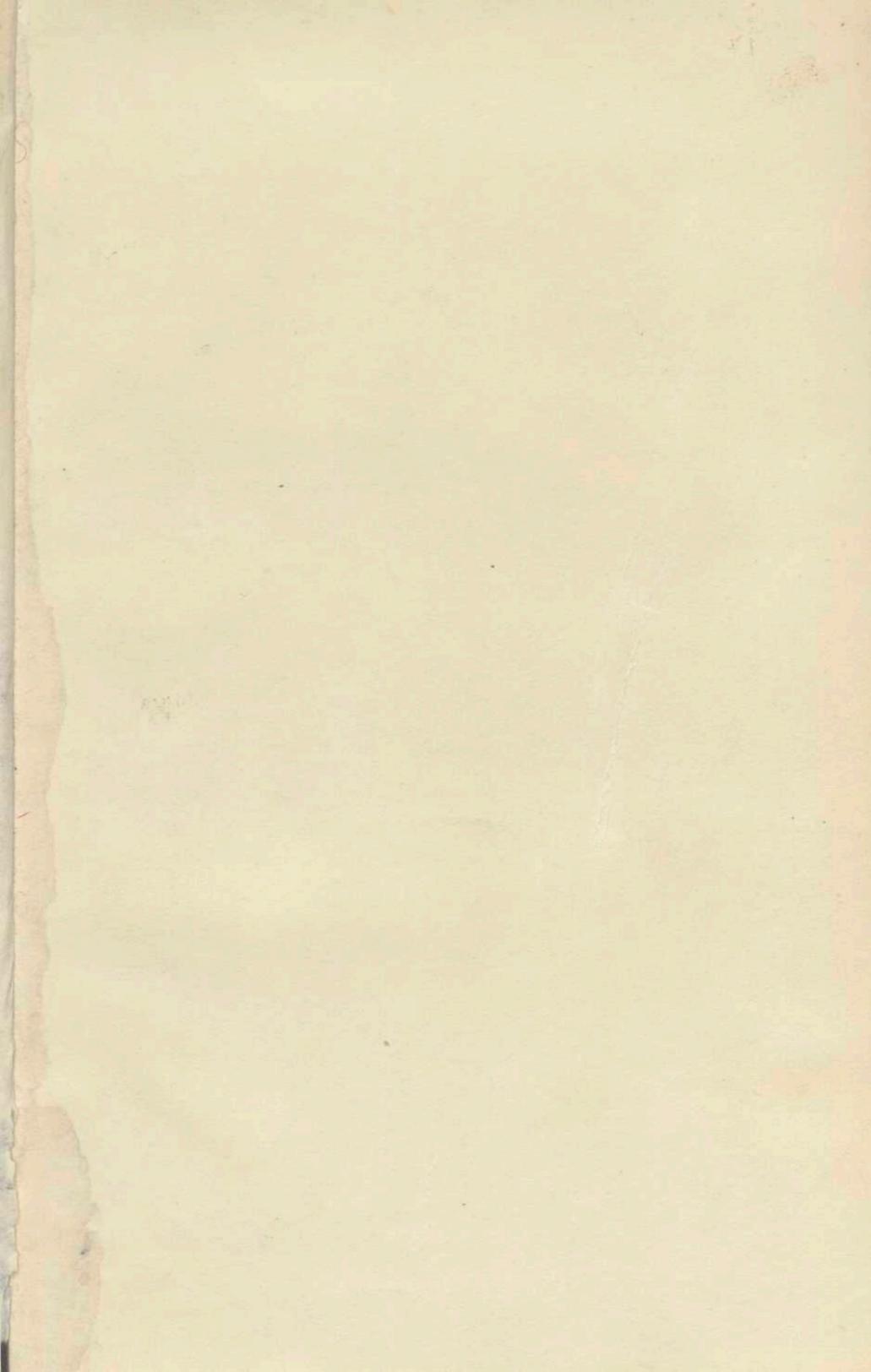
den Sechziger Jahren

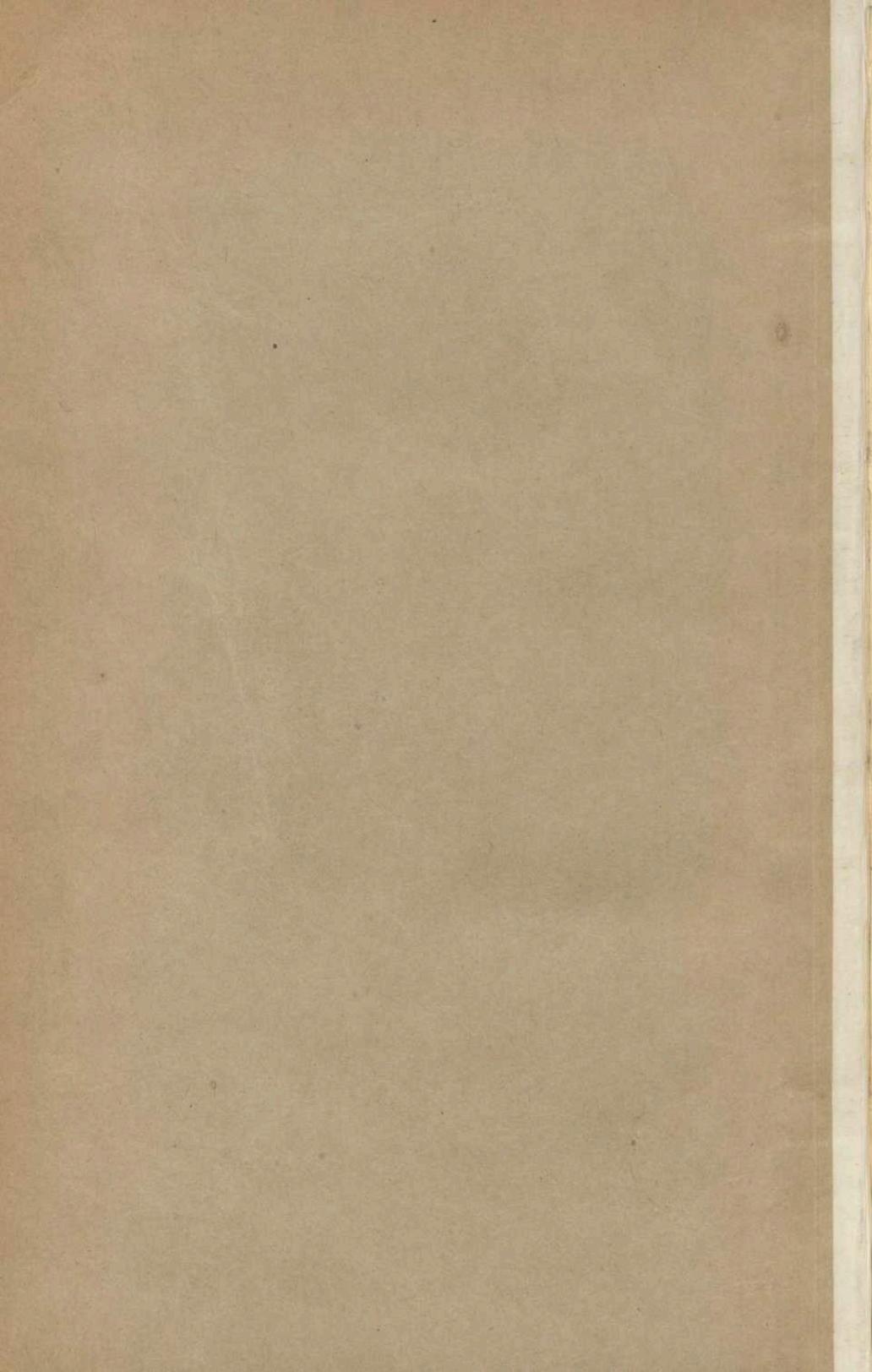
Jeder Band mit Bildnis des Verfassers

pro Band: geh. M. 3.—, geb. M. 4.—



L





h **Nicht** *h* verleihbar

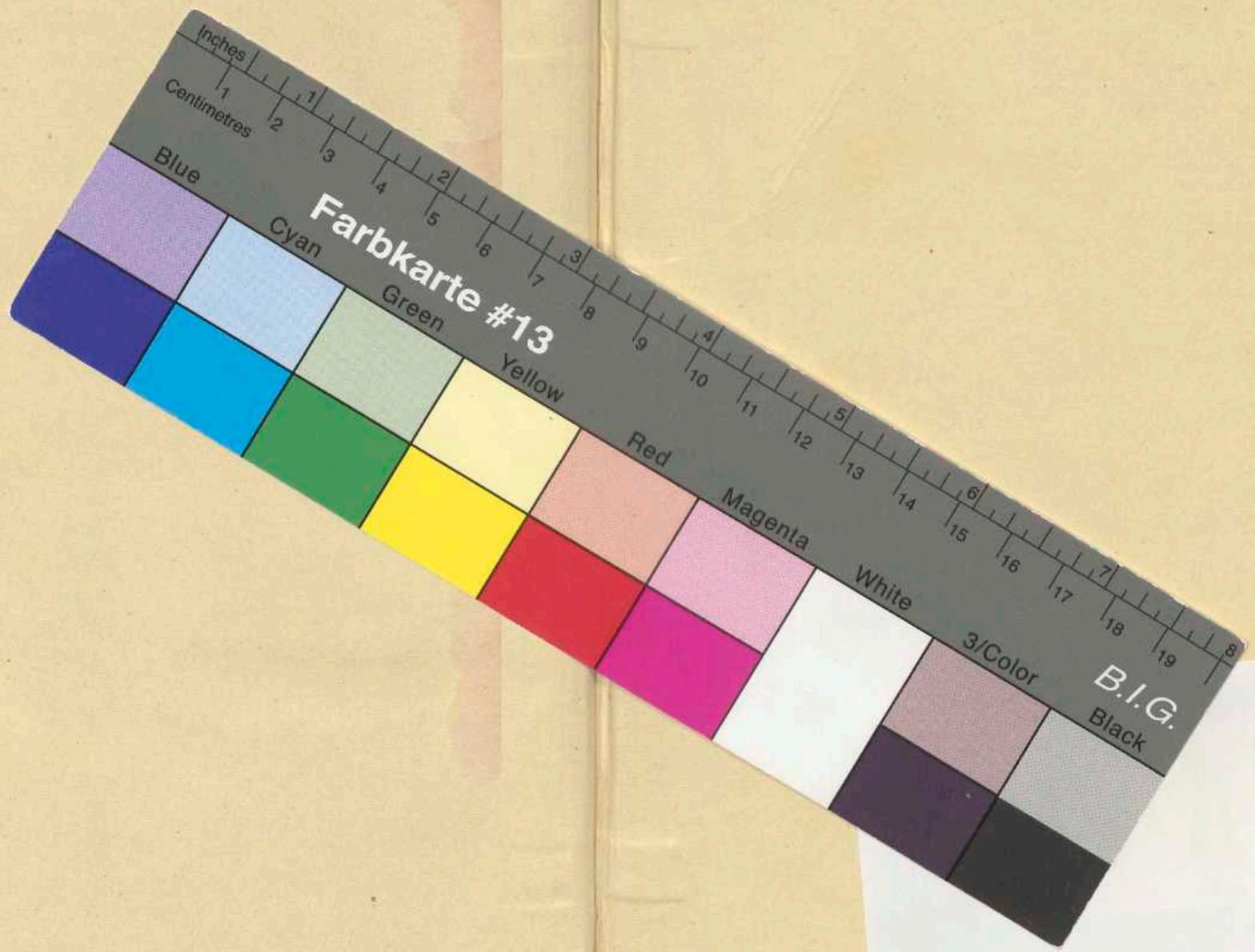


Nicht verliehbar

AGB N11<29653971701 GB



Handwritten: 1/25
Nicht verleihbar



Nicht verleihbar